Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Vorausbezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Vorausbezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

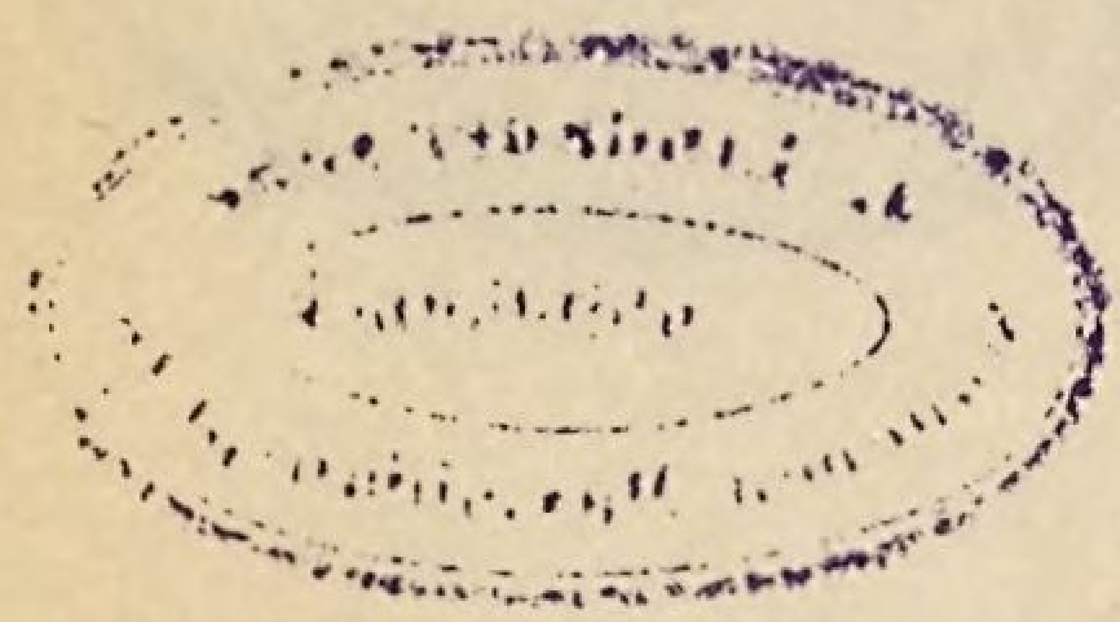
Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

Ernst Jungmann.

Sinkende Zeiten.



Sinkende Zeiten.

Erzählung aus dem letzten Hansakriege.

Von

Ernst Jungmann.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
vormals S. Schottlaender.
1890.

I.

Am 3. Juni des Jahres 1564 flog ein segelgeschwelltes Boot mit wenigen Insassen die Trave hinauf, der Stadt Lübeck entgegen. Am Steuer saß ein junger, wettergebräunter Mann, hinter ihm flatterte lustig die weißrothe Hansaflagge im leichten Ostwinde. Ab und zu berührte sie seine hohe Stirn, an der eine Binde die Spuren jüngst bestandener Kämpfe kaum verdeckte. Dann griff er wohl mit der Hand darnach, um die Flagge so lange festzuhalten, bis ein von der Seite kommender Windstoß ihn der geringen Mühe überhob. Sein klares Auge aber verwandte kaum einen Blick von der vor ihm liegendeu Stadt, deren Thürme und Mauern immer höher und deutlicher emporstiegen. Dabei beachtete er aber auch die Krümmungen des Flusses und gab den beiden Bootsleuten kurze Befehle, während das Steuer seiner festen Hand gehorchte.

Pfeilschnell glitt das Boot dahin, nicht lange mehr konnte es dauern und man mußte es von der hochragenden Zinne des flußabwärts gerichteten Burgthores erspäht haben.

„Sie haben uns bemerkt," rief einer der Leute und deutete mit der Hand nach der Stadt. Eine weiße Rauchwolke kräuselte sich neben dem Thore vom Walle empor und der Donner des Schusses hallte bis zu den Ankömmlingen herüber. Der Steuermann sprach kein Wort, aber in seinem Auge glänzte ein freudiger, siegesbewußter Schimmer, als wisse er, daß die Botschaft, welche er brachte, ihm in der Vaterstadt reichen Lohn eintragen werde.

Der Gruß, welchen die Feldschlange den Kommenden entgegengesandt, hatte die Bürger in ihren Häusern und Werkstätten aufgestört. Schaarenweise strömten sie aus den nächstbelegenen Straßen nach dem Bollwerk des Hafens, um nach der Ursache des Schusses zu forschen. Ja, die Spannung, welche alle Geister erfüllte, erstreckte sich sogar bis auf den Rath der Stadt. Der Bürgermeister Bartholomäus Tinnappel kam in Begleitung des Secretairs Kunstmann würdevoll dahergeschritten. Anscheinend waren die beiden hochgestellten Herren in ein eifrig ernstes Gespräch vertieft; sie durften sich nicht das Ansehen geben, als theilten sie die Neugierde des müssigen Haufens. Und dennoch konnten sie kaum den Augenblick erwarten, in welchem das Boot herankommen mußte. War dem Rathe doch schon Abends vorher durch einen Eilboten aus dem Hafenstädtchen Travemünde gemeldet worden, daß eine große Flotte in Sicht sei. Gewiß war auf dem nordischen Kriegsschauplatze eine wichtige Entscheidung gefallen und

Sieg oder Niederlage der Lübecker Flotte sollten über die Geschicke der nächsten Zukunft bestimmen.

Der Secretair, ein hagerer, bartloser Mann mit grauem Hauptthaar, sah den Thorwärter der Hafenpforte und fragte den Diensteifrigen nach der Veranlassung des Schusses. Darauf wandte er sich dem Bürgermeister zu und sagte: „Ein Boot von unserer Flotte naht, Herr Friedrich Lüneburg soll das Steuer führen. Wenn die Botschaft schlecht wäre, würde nicht er sie überbringen.“

Tinnappel nickte. „Wollte Gott, daß endlich ein Erfolg dem trotzigen Schweden unser gutes Recht klar gemacht hätte. Wir Alle sind des Krieges müde.“

„Der doch kaum erst begonnen hat,“ seufzte Kunstmann. „Mich will nicht dünken, als ob es dieses Mal so recht glücken werde. Die Zeiten haben sich geändert. Früher kämpfte Lübeck mit dem mächtigen Rückhalt eines großen Städtebundes für den deutschen Handel. Jetzt muß es allein den Streit ausfechten, ja, abtrünnige Glieder des Bundes unterstützen sogar unsere Feinde mit Zufuhr und Waffen.“

„Rostock und die pommerschen Städte thun uns den größten Schaden,“ murmelte der Bürgermeister ingrimmig. „Geiz und Eigennutz siegen heut zu Tage über Ehrbarkeit und Redlichkeit. Um geringen Vortheiles willen haben sie den Bund der sechs wendischen Städte zerrissen, welcher sonst den Königen und Fürsten ein Schreck gewesen.“

„Ich fürchte, daß er niemals wieder erstehen wird,“ sagte der Secretair.

„Nein," rief der Bürgermeister und seine Augen blitzten hell auf, „das fürchte ich nicht. Das alte Haupt der Hansa steht noch ungebrochen in voller Kraft. Wollen sie uns auch die Adern unseres Lebens, die alten Handelswege, unterbinden, wir kämpfen für Sein oder Nichtsein, für unsere Privilegien und unser gutes Recht. Und dem muß endlich der Sieg werden, der Himmel wird unsere Stadt nicht ganz verlassen."

Kunstmann sah auf seinen Vorgesetzten mit einem Bewunderung und Mitleid zugleich bedeutenden Blicke: „Sollten wir auch siegen, dem abgestorbenen Körper der Hansa flößen wir schwerlich neues Leben ein."

Bevor der Bürgermeister antworten konnte, verkündete lauter Zuruf des harrenden Volkes das Nahen des Bootes. Tinnappel trat dicht an das Bollwerk, die Menge wich ehrerbietig nach beiden Seiten aus. „Was bringt Ihr uns?" rief er den Anlegenden zu.

„Den glänzendsten Sieg, Herr Bürgermeister," schallte es zurück. „Die schwedische Flotte ist auf's Haupt geschlagen, sie kann in diesem Jahre nicht wieder die freie See halten."

Vielhundertstimmiger Jubelruf durchbrauste die Luft. Der Steuermann, Friedrich Lüneburg, sprang an das Land und trat auf Tinnappel zu. „Die Botschaft that wohl," sprach dieser feierlich, „Gott allein sei die Ehre. Kommt mit mir vor den versammelten Rath, damit er aus Eurem eigenen Munde allsogleich höre, wie Alles sich begeben."

Während die drei Herren den nächsten Weg zum Rathhause einschlugen, umdrängten die Gaffer die beiden zurückgebliebenen Bootsleute und ließen sich von diesen die unglaublichsten Wunder der Tapferkeit aufbinden.

„Ihr selbst tragt Spuren des Kampfes an Euch," bemerkte der Bürgermeister theilnehmend.

„Bah, ein leichter Hieb über die Stirn," erwiderte Lüneburg. „Meine gute Sturmhaube war stärker als das schwedische Eisen, sonst stünde ich heute nicht hier."

„Wem habt Ihr die Schramme zu verdanken?"

„Keinem Geringeren, als dem schwedischen Admiral Jacob Bagge, der sich verzweifelt wehrte, bevor wir ihn mitsammt seinem Schiffe gefangen nehmen konnten."

Der Bürgermeister stutzte: „Ihr bringt ihn und den Mageloes?"

Lüneburg lachte. „Den Herrn ja, aber sein Schiff liegt auf dem Grunde des Meeres — weil . . ."

„Das müßt Ihr da drinnen ausführlich erzählen," wehrte Tinnappel ab. „Ich will vor den übrigen Herren des Rathes nichts voraus haben."

Damit traten sie durch das Portal des Rathhauses. Die Hausdiener rissen respectvoll die Thüren zum Audienzsaale auf und Friedrich Lüneburg stand vor der Versammlung, welche über Krieg und Frieden im Norden zu gebieten hatte.

Der erste Bürgermeister Hieronymus Lüneburg, ein naher Verwandter des jungen Mannes, führte den Vorsitz. Friedrich verneigte sich tief und wartete,

bis man ihm das Wort ertheilte. Tinnappel und der Secretair hatten inzwischen ihre Plätze eingenommen und den anderen Herren zugeflüstert, daß günstige Botschaft gekommen sei.

„Du hast uns frohe Nachricht zu bringen," sprach der erste Bürgermeister in gemessenem Tone. „Erzähle uns ohne Umschweif den Verlauf der Begebenheiten."

„Ihr wißt, hochedle Herren," begann der junge Lüneburg, „daß unsere lübische Flotte gemeinsam mit den Schiffen des Königs von Dänemark vor wenigen Wochen aus dem Sunde auslief, um den Feind zu suchen. Wir kreuzten einige Zeit an der schwedischen Küste unweit Gothland und hatten schwer mit dem Winde zu kämpfen, als heute vor fünf Tagen, am 30. Mai, plötzlich eine feindliche Flotte von vierzig Schiffen aus den Schären heraussegelte und allsobald den Streit mit uns begann. Obgleich wir den Wind gegen uns hatten und in der Minderzahl waren, versuchten wir, dem Feinde näher zu rücken. Er zog sich jedoch wieder in den Schutz seiner Felsenklippen zurück, nachdem einige Stunden ohne Zweck und Schaden geschossen worden war. Weil mittlerweile der Abend hereinbrach, mußten wir von der Verfolgung ablassen. Am nächsten Tage aber wurde eine Schlacht geliefert, wie die ältesten Leute sie kaum erlebt zu haben vermeinten.

„Das schwedische Admiralschiff, der ‚Mageloes', mit seinen 140 Carthaunen, Nothschlangen und halben Schlangen eröffnete ein furchtbares Feuer, ihm folgten

die anderen Schiffe in guter Ordnung. Herr Jacob Bagge hatte sich, wie wir später erfuhren, hoch und theuer vermessen, mit den Lübeckern einen Maitag abzuhalten, wie sie ihn noch nicht erlebt. Es sollte aber anders kommen. Die vereinigte dänische und lübische Flotte hatte bei dem widrigen Winde und der Uebermacht des Feindes anfangs einen schweren Stand. Aus den groben Geschützen der Schweden wurden wir mit einem Kugelhagel überschüttet, der manchen wackeren Mann umwarf und die Masten zersplitterte. Schon wollten wir an dem Glücke des Tages verzweifeln, da drehte sich plötzlich der Wind. ‚Nun Jungens,‘ rief unser Admiral, Herr Friedrich Knewel, verliert keine Zeit, vorwärts und entert. Der ‚Engel‘ aber war viel niedriger als der ‚Mageloes‘ und wäre uns nicht Henning Krage mit seinem Schiffe zu Hilfe gekommen, wer weiß, ob wir dem Schweden Schaden gethan hätten. Henning aber legte sich hinten quer vor das schwedische Schiff und ließ seine Kugeln der Länge nach hindurchfegen, so daß beinahe 300 Menschen getödtet wurden und die Geschütze mit dem Schießen einhalten mußten. Nun warfen wir Pechkränze in das Schiff, in dem ersten Schrecken: über das aufglimmende Feuer aber achteten die Schweden nicht sehr auf uns, so daß wir ihr Deck ersteigen konnten. Dort oben erhob sich ein fürchterliches Schlachten, ich selbst nahm Jacob Bagge gefangen, nachdem er mir beinahe die Sturmhaube zerschmettert hatte.“ — Der Sprecher hielt einen Augenblick inne und zeigte mit der

Hand nach seiner verbundenen Stirn. „Bevor wir alle Mannschaft abgethan oder gefangen hatten, wurde der Brand so mächtig, daß wir an unsere eigene Rettung denken mußten. Daher nahmen wir unsere Gefangenen und entfernten uns schnell. Kaum waren wir eine kurze Strecke fort, als plötzlich von der Hitze alle geladenen Geschütze des ‚Mageloes‘ auf einmal losgingen. Gleich darauf faßte das Feuer die Pulverkammer und das herrliche Schiff, der Stolz Schwedens, flog unter entsetzlichem Getöse in die Luft. Von den siebenhundert Mann der Besatzung hatten wir ungefähr einhundert gefangen genommen und gerettet. Das Mißgeschick des ‚Mageloes‘ erregte bei den Feinden große Verwirrung, mehrere ihrer Fahrzeuge wurden geentert die anderen entflohen schwer beschädigt in die sicheren Schären, wohin wir ihnen nicht folgen konnten. Am nächsten Morgen trennten sich die verbündeten Flotten und wir segelten hierher, um die Schäden ausbessern zu lassen und uns wieder mit Proviant und Munition zu versorgen. Dem Kriegsgebrauch, fünf Tage die Wahlstatt zu halten, konnten wir nicht gerecht werden, weil die schwere See unsere lecken Schiffe mit dem Untergange bedrohte. Der Admiral selbst wird noch im Laufe des heutigen Tages hier eintreffen, dem hochedlen Rathe Bericht abstatten und die Gefangenen abliefern. Mich aber schickte er mit einem schnellen Boote voraus, damit ich den großen Sieg und die Ankunft der Flotte, Euch, Ihr Herren, melden sollte. Meiner Pflicht habe ich somit genügt.“

Der Bürgermeister erhob sich: „Ich danke Dir, Friedrich Lüneburg, im Namen des versammelten Rathes für die frohe Mär, mit welcher Du uns erfreut hast. Du bist nunmehr entlassen. Geh' nach Hause und sorge, daß Deine Wunde bald heile. Denn ich fürchte, nicht lange wird es dauern, bis neue Kämpfe Dich zu frischen Thaten rufen."

Der junge Mann verneigte sich wiederum tief vor dem versammelten Rathe und ging hinaus. Draußen vor dem Portal zögerte er einen Augenblick. „Zuerst zu ihr," sprach er leise für sich und wandte sich schnellen Schrittes dem Hause des Bürgermeisters Tinnappel zu.

Bald stand er vor dem hohen Giebelhause in der Mengstraße. Als sein Fuß die wenigen zur Thüre hinaufführenden Stufen emporschritt, strauchelte er: „Eine böse Vorbedeutung," lachte er vor sich hin. Den Kopf ärgerlich zurückwerfend, betrat er die Diele. Ein junger Patricier wollte gerade das Haus verlassen.

„Grüß Gott, Friedrich, wo kommst Du auf einmal her?"

„Aus blutiger Schlacht, Gotthard, wie Du an dem Denkzeichen auf meiner Stirne siehst."

Gotthard von Höveln drückte dem Ankömmling warm die Hand. „Das mußt Du mir ausführlich erzählen. Ich verzeichne sorgfältig alle Ereignisse. In meiner Chronik will ich auch Deinen Namen der Nachwelt überliefern, Heldenjüngling."

„Spotte nur! Der Tanz da draußen war heiß, der Lohn aber auch groß."

„Ich hörte schon die frohe Botschaft, mein Friedrich. Wie sie mir zugetragen wurde, habe ich sie den Frauen dadrinnen erzählen müssen, sie erwarten Dich mit Sehnsucht, besonders die schlanke Susanna. Als ich den Namen des Boten nannte, färbten sich ihre Wangen mit einem verrätherischen Roth."

„Wie bei Deiner Erzählung diejenigen Berthas, nicht wahr?"

„Leb' wohl und auf Wiedersehen," sagte Gotthard kurz und verschwand.

Friedrich Lüneburg dachte nicht lange über den sonderbaren Abschied des Freundes nach, sondern pochte an die Thür des Wohnzimmers und trat schnell in den ihm wohlbekannten Raum. Drei Frauen befanden sich in demselben. Die Mutter, eine ehrwürdige Matrone, streckte ihm freundlich die Hand entgegen, welche er ehrerbietig an die Lippen führte. „Sei uns willkommen, Friedrich! Wir freuen uns, Dich wohlbehalten wieder in Lübeck zu sehen."

„Ich bin glücklich Euch, Frau Bürgermeister, zuerst begrüßen zu dürfen," entgegnete er. Dann fuhr er fort, sich zu den beiden Töchtern des Hauses wendend: „Reiche Beute ward den Siegern. Ihr, edle Fräulein, gestattet, daß ich Euch einige kleine Schmuckgegenstände überreiche."

Er griff in sein Wamms und holte eine goldene Halskette und einen mit einem Rubin geschmückten Ring hervor. „Erlaubt, Jungfer Susanna," sprach er, indem er die Hand des Mädchens ergriff und ihr

den Ring auf den Finger steckte. Sie zog tieferröthend die Hand zurück, der Blick aber, mit dem sie die Gabe entgegennahm, ließ mehr als bloße Dankbarkeit ahnen. Der anderen Schwester, Bertha, blitzte der Schalk aus den Augen, als er ihr die Kette überreichte. Sie beugte schelmisch den Kopf: „Schmückt mich selbst mit dem Angebinde, Herr Ritter."

Lächelnd willfahrte er. Frau Tinnappel forderte ihn auf, Platz zu nehmen. Er setzte sich den Frauen gegenüber und erzählte in Kürze die Erlebnisse der letzten vier Wochen, welche er auf See gewesen. Doch nicht lange litt es ihn hier; bald erhob er sich. „Mein erster Gang war zu Euch, die Eltern aber haben das vornehmste Anrecht auf den Sohn. Gestattet, daß ich mich zu ihnen begebe."

Ein dankbarer Blick aus Susannas Augen traf den Hinausgehenden; sie würdigte voll und ganz die Aufmerksamkeit, welche, das wußte sie nur zu gut, ihr allein gegolten hatte. Friedrich aber durchschritt sehr zufrieden mit sich die Straßen. „Sie brauchen es nicht zu erfahren, daß ich erst in jenem Hause war," sagte er, während er den Flur des väterlichen Hauses durcheilte. Einen Augenblick später lag er in den Armen der freudig bewegten Mutter. Der Vater aber sprach: „Mit Stolz darf ich Dich heute meinen Sohn nennen. Soeben theilte mir der erste Bürgermeister mit, daß Du Dich um Deine Vaterstadt wohl verdient gemacht hast."

II.

Hinter dem Hause des Bürgermeisters Tinnappel befand sich ein geräumiger, mit hohen alten Bäumen geschmückter Garten. In ihm ergingen sich am Abend desselben Tages die beiden Schwestern. Der Wind hatte sich gelegt, die Wärme der Luft wurde durch das Aufsteigen der nächtlichen Feuchtigkeit gemildert. Die ersten kaum erblühten Rosen verbreiteten wonnigen Duft in der Umgebung. Susanna blieb vor einem Strauche stehen und pflückte eine rothe Blüthe.

„Ich wüßte Jemand," meinte Bertha lächelnd, „dem diese Rose aus Deiner Hand der schönste Schmuck sein würde."

Susanna erröthete: „Gotthard gäbe viel um ein Angebinde von Dir."

„Der langweilige Mensch denkt ja nur an seine Chronik. Alles schreibt er auf, neulich drohte er mir sogar damit, das er mich da hinein bringen wolle."

„Das wäre allerdings ein großes Unglück," meinte die Schwester spöttisch.

„Ich will aber nicht auf seine Art beschrieben sein.

Außerdem brauchen Andere nicht meine Thorheiten kennen zu lernen."

„Nun, mit dem Auge der Liebe pflegt man nicht ungünstig zu sehen."

„Pfui, Susanna," sagte Bertha ärgerlich, „Du weißt sehr gut, daß ich mir aus ihm nicht soviel mache." Sie schnippte mit den Finger in die Luft. „Mit Dir und Friedrich ist es ein ander Ding. Ihr liebt Euch von Herzen und werdet hoffentlich ein Paar."

Susanna sah ernst vor sich hin: „Ob er mich wirklich liebt, kann ich nicht wissen, gesagt hat er es mir bisher nicht, aber ich glaube daran."

„Weißt Du auch, weshalb er schweigt?" entgegnete Bertha: „Weil er den Vater mit seinem Haß gegen die alten Geschlechter fürchtet. Er ist aus edlem Hause und wir gehören zu den Neuerern, zu den Nachfolgern jenes unglücklichen Wullenwewer, den sie mit ihrer Rache verfolgt haben, bis er ein schreckliches Ende nahm. Der Vater hat einmal in zorniger Aufwallung geäußert, daß jetzt in den gefahrvollen Zeiten des Krieges alle Zwietracht im Innern vor dem großen Gedanken an die Zukunft verstummen müsse. Sobald aber der äußere Friede wiederhergestellt sei, werde man mit den stolzen Geschlechtern und ihrem Hochmuthe gründliche Abrechnung halten. Friedrich kennt diese Gesinnung und weiß, daß auch sein Vater uns im Grunde haßt."

„Und doch besucht er uns, ebenso wie sein Freund

Gotthard und der Vater duldet sie Beide in unserem Hause."

„Er mag wohl augenblicklich seine Gründe dafür haben, die ich nicht kenne. Aber glaube mir, die Einwilligung zu einer Verbindung zwischen uns und jenen Patriziersöhnen würde er niemals geben."

Susannas Augen füllten sich mit Thränen, aber sie schwieg. Bertha blickte mitleidig auf die Schwester. Sie legte herzlich ihren Arm um den Nacken derselben und sprach: „Vielleicht kommt dem Vater mit der Zeit eine mildere Gesinnung. Aber ich fürchte, daß es harte Kämpfe kosten wird."

„Die Mutter denkt ganz anders darüber," meinte Susanna.

Bertha seufzte; „Ja, ja! In diesem Punkte, es ist der einzige, stimmen die Eltern nicht überein."

„Ich kann wohl begreifen," hob Bertha nach einer Pause wieder an, „daß die Alten so nachtragend sind. Der Vater hat die Wullenwewer'sche Zeit erlebt, er hat zähneknirschend die Brömses und wie alle Feinde des großen Bürgermeisters sonst hießen, nach langer Verbannung wieder hier einziehen und Rache an Unschuldigen üben sehen."

Die Stimme der Sprecherin wurde zum Flüstertone, als sie erregt fortfuhr: „Ich entsinne mich in diesem Augenblicke schrecklicher Worte unseres Vaters. Ich war ein kleines Kind, es ist über sechszehn Jahre her, als ich einmal bei der Mutter spielte. Da trat der Vater zornig in das Zimmer, es war im Rathe

wieder Streit gewesen. Die Elenden, rief er. Jetzt ist der Mann, den sie fürchteten, schon zehn Jahre todt und noch können sie sein Andenken nicht ruhen lassen. Auf die Frage der Mutter, was denn geschehen sei, erwiderte er heftig, daß die Geschlechter im Rathe heute, gerade am 24. September, dem Todestage Wullenwewers, unselige Beschlüsse durchgesetzt und dabei hervorgehoben hätten, daß dieser Tag immer von Neuem daran mahne, wie man mit Verräthern kein Mitleid haben dürfe. Es habe harten Widerspruch gegeben und die Sitzung sei unter Unordnung zu Ende gegangen. Nachdem er dies erzählt, schloß er ingrimmig: Die Stunde wird kommen, in der wir es ihnen heimzahlen werden, und sollte sie Hunderte von ihnen auf den Richtblock bringen, mir wäre es recht."

Susanna schauderte bei den letzten Worten der Schwester zusammen. Dann sagte sie mit bebender Stimme: „Darüber ist eine geraume Zeit vergangen und unsere Stadt hat so Schreckliches nicht gesehen. Gott verhüte, daß wir jetzt noch Aehnliches erleben."

„Das werden wir nicht," erwiderte Bertha, „aber der Groll ist geblieben und hindert eine ehrliche Aussöhnung zwischen der Partei der Geschlechter und der des Volkes. Wir müssen darunter leiden."

„Nein," rief Susanna, „gerade durch die freundschaftliche Verbindung der Familien, durch die Liebe der Frauen kann die Kluft überbrückt werden, welche uns von den alten Familien trennt. Der Vater

spricht so oft von der Zukunft Lübecks und sagt, daß uns die schwersten Opfer in diesem unseligen Kriege leicht werden müßten, wenn wir an dasjenige denken, was wir erreichen oder erhalten werden. Und da sollte er mit seinem Kinde nicht ein Einsehen haben, seinem Bürgerstolze nicht ein Opfer bringen können, um mich, uns glücklich zu wissen und zur Versöhnung der Gegensätze, zum Frieden im Innern auch sein Scherflein beizutragen? Nein, das glaube ich nicht, der Vater müßte sein bisheriges Thun und Denken verleugnen, wenn er anders handelte."

Bertha sah erstaunt auf die Schwester, welche ihr in diesem Augenblick fremdartig erschien: „So habe ich Dich niemals sprechen gehört, Susanne. Sonst bist Du still und zurückhaltend, selbst gegen mich. Die Liebe macht Dich Schüchterne zur Heldin. Würdest Du auch zum Vater in ähnlicher Weise sprechen?"

Susanna erröthete: „Ja, wenn es noth thäte."

Bertha schwieg und schritt nachdenklich weiter. Die beiden Mädchen setzten sich am äußersten Ende des Gartens auf eine Bank. Susanna sah träumend vor sich hin, dann wandte sie sich plötzlich zur Schwester: „Ich habe viel über Wullenwewer gehört, aber die Leute widersprechen sich in ihren Ansichten über ihn. Erzähle mir, was Du Kluge weißt."

„Viel ist es auch nicht," entgegnete Bertha, „aber ich will Dir meine geringe Kenntniß nicht vorenthalten. Die Unruhen, welche der kirchlichen Reformation

folgten, hatten Wullenwewer zum Bürgermeister gemacht. Im Jahre 1533 wählten sie ihn dazu, nachdem er schon vorher Stimmführer des Ausschusses der 164 gewesen. Er ließ aus dem Kirchensilber Münzen schlagen, um Krieg gegen die in der Ostsee fahrenden Holländer und zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Königs Christian von Dänemark zu führen, den der mächtige Adel in Sonderburg auf einem einsamen Schlosse gefangen hielt. Man sagt, daß er mit Gewalt alle Katholiken bekehren und Lübeck zur Hauptstadt der nordischen Reiche machen wollte."

„Das war kühn," unterbrach Susanne, die aufmerksam zuhörte.

„Ja," fuhr die Schwester fort, „kühn war Wullenwewer, aber gleichzeitig auch unbedacht und heftig. Der frühere Bürgermeister Brömse, ein eifriger Papist und unzufrieden damit, daß ein Mann aus dem Volke den vornehmsten Platz im Rathe einnahm, war an den Hof des Kaisers geflüchtet und malte die Zustände unserer guten alten Stadt in den schwärzesten Farben. Der unglücklich geführte Krieg und der Jähzorn Wullenwewers schufen dem neuen Rathe viele Feinde innerhalb der Stadt unter Denen, welche es mit den Geschlechtern hielten. Endlich erwirkte Brömse ein kaiserliches Mandat, welches den bestehenden Rath aufhob und die alte Verfassung wieder einzuführen befahl. Wullenwewer war gerade in Geschäften abwesend, als die Botschaft eintraf, der das wankel-

müthige Volk zujubelte. Als er zurückkehrte, war für ihn Alles verloren; der Pöbel, der ihn früher auf Händen getragen, verwünschte und verhöhnte ihn. Der Katholik Brömse hielt Ende August des Jahres 1535 seinen feierlichen Einzug in Lübeck. Auf sein Anstiften wurde Wullenwewer bald darauf während einer Reise im bremischen Gebiet verhaftet und nach Schloß Steinbrück bei Wolfenbüttel gebracht. Dort wurde der unglückliche Mann so lange gefoltert, bis er unter den unsäglichsten Schmerzen Alles gestand, was seine Peiniger, die mit den Geschlechtern befreundeten Brüder Herzog Heinrich von Braunschweig und der Erzbischof von Bremen, aus ihm erpressen wollten. Wullenwewer bekannte, daß er Brömse und seinen ganzen Anhang habe vernichten, die Stadt Lübeck ihren Feinden ausliefern und die Wiedertäuferei habe einführen wollen."

„Weshalb sagte er so schreckliche Dinge, wenn er sie nicht geplant hatte?" fragte Susanna schaudernd.

„Weil der Aermste dreimal gefoltert wurde und die körperlichen Schmerzen nicht mehr ertragen konnte. Im September 1537 wurde sein Körper bei Wolfenbüttel geviertheilt, nachdem sie ihm „aus Gnade" vorher den Kopf abgeschlagen."

„Schrecklich, entsetzlich," murmelte Susanna.

„Vor dem Ende hat er alle seine Aussagen widerrufen; nichts von Allem, was sie ihm in Todesängsten entrissen, sei wahr. Die Brömses und ihr Anhang aber wütheten hier in Lübeck gegen diejenigen,

welche des kühnen Mannes Freunde gewesen. Nur die Religion wagten sie nicht anzutasten, aus Frucht, daß das erbitterte Volk sie bei dem Versuche todtschlagen könnte."

„Jetzt verstehe ich den Haß des Vaters gegen die Geschlechter," seufzte Susanna, „hat er doch selbst die ganze Zeit erlebt und gesehen."

„Er sagte immer," erwiderte Bertha, „Wullenwewer sei ein edler Mann gewesen, der sich nur nicht zu beherrschen verstand. Wenn seine großartigen Pläne geglückt wären, brauchte Lübeck heute nicht, verlassen von den früheren Bundesgenossen, einen Kampf auf Tod und Leben um die Herrschaft auf dem Meere zu führen."

Die Mädchen schwiegen und hingen ihren Gedanken nach. Als sie sich endlich erhoben und dem Hause wieder zuschritten, sprach Susanna in hoffnungsvollem Tone: „Und dennoch glaube ich, daß Alles ein gutes Ende nehmen wird. Der Vater kann der trüben Vergangenheit nicht die Zukunft seiner Kinder opfern wollen."

„Gott gäbe es," entgegnete die Schwester, als sie in die dämmerige Diele traten.

III.

Unter dem Jubel des Volkes war die lübische Flotte in den Hafen der Stadt eingelaufen. Die mit reicher Beute beladenen Sieger hatten ihre Gefangenen in sicheren Verwahr gegeben und ruhten nun, während die Schiffe ausgebessert wurden, von den überstandenen Mühseligkeiten aus. Da gab es viel zu erzählen, in allen Herbergen und Amtshäusern der Zünfte wurde von nichts anderem gesprochen, als von der Eroberung und Vernichtung des „Mageloes". Aber in die Freude über den errungenen Sieg mischte sich bereits ein Tropfen Wermuth, weil es hieß, der Rath werde zur Fortsetzung des Krieges neue Abgaben auferlegen müssen.

Im Tischleramtshause auf dem Koberg ging es am Vormittag des 6. Juni sehr lebhaft zu. Während die Meister mit ihren Söhnen dem Biere wacker zusprachen, wurde hin und her geredet, ob der Krieg denn wirklich nothwendig sei oder nicht. Unter den lauten Sprechern thaten sich besonders zweie hervor: der alte Meister Evers, welcher ganz auf Seiten des Rathes stand, und Meister Pamperin, der, etwas

jünger, den Krieg für Unsinn und schädigend, jede dafür verwendete Steuer aber als weggeworfen bezeichnete.

Meister Pamperin war mit einer hohen, durchdringenden Stimme begabt, derentwegen seine Freunde ihm den Spitznamen „Hahn" gegeben hatten. Auch heute krähte er so laut, daß schließlich alle anderen Anwesenden verstummten und neugierig dem Streite zwischen ihm und seinem viel ruhigeren Gegner zuhörten.

„Ich sage Euch, Meister Evers," rief er, „der Rath führt den Krieg nur um seines eigenen Vortheiles willen, damit die paar großen Handelsherren Geschäfte machen und Reichthümer ansammeln können. Wir haben nichts davon, gar nichts als Steuern. Was geht es uns schließlich an, ob der Schwede die Niederländer in der Ostsee will Handel treiben lassen? Gehört uns denn das Meer? Wir haben lange genug allein den Vortheil davon gehabt, weshalb sollen ihn jetzt nicht Andere mit uns theilen? Die Zeiten sind eben andere geworden. Man hat neue Welttheile entdeckt und segelt jetzt um die ganze Erde herum. Kann Lübeck nicht auch seine Schiffe nach Amerika und Indien schicken und von dort die Schätze haufenweise uns Allen herbringen, wie sie der Handel in Rußland und Schweden nur Einzelnen eingebracht hat und einbringen wird?"

„Woher haben wir denn unseren Reichthum?" fragte ihn Evers. „Haben wir die Marienkirche von

indischem Golde und das Rathhaus von amerikanischem Silber gebaut? Unsere Stadt ist reich geworden, bevor Christoph Columbus über die See nach Westen fuhr."

„Von milden Schenkungen und den Steuern der Bürger ist Alles gebaut," entgegnete Pamperin. „Jetzt, wo wir die katholischen Pfaffen nicht mehr haben, könnten wir uns auch mit drei Kirchen behelfen, sechs sind zuviel für Lübeck."

„Oho! Welche willst Du denn abbrechen? Er ist verrückt! Meister Pamperin hat zu tief in das Glas geguckt!" so tönten die zornigen Erwiderungen.

Als der Betroffene sah, daß Niemand auf seiner Seite war, verbesserte er sich schnell: „Ihr habt mich nicht recht verstanden, liebe Meister. An solchem Unsinn, daß unsere schönen Kirchen abgebrochen werden sollten, habe ich nicht gedacht. Ich meinte nur, daß dreie jetzt für uns ausreichend seien und wir uns freuen könnten, wenn wir das baare Geld hätten, welches die anderen gekostet haben. Dann brauchten wir jetzt keine neuen Abgaben zu zahlen."

„Da hat er Recht, Abgaben mag Niemand gern zahlen," hieß es von allen Seiten.

Meister Evers aber sagte laut und nachdrücklich: „Ohne Geld ist einmal in der Welt nichts zu machen. Der Rath braucht Geld zu dem Kriege, den er wahrlich nicht seines Vergnügens halber führt. Wenn der Schwede uns den Handel mit Rußland verlegen will und unseren Feinden, den Niederländern, die Privilegien einräumt, welche Gustav Wasa zum Dank für

die von Lübeck ihm geleistete Hülfe uns allein verliehen hat, so geht es einfach nicht anders, wir müssen unser gutes Recht mit Gewalt behaupten. Wir leben vom Handel. Wenn der Kaufmann Nichts hat, verdient der Handwerker erst recht Nichts. Darum müssen wir Alles daran setzen, daß dem Kaufmann der Verdienst bleibt, kostet es uns auch noch mehr als eine Steuer. Was wir jetzt am Schilling sparen, verlieren wir später am Thaler."

„Du hast gut auswendig gelernt", krähte Pamperin. „Just ebenso sprach unlängst der Bürgermeister Tinnappel."

Wüthend schlug Evers mit der Faust auf den schweren Eichentisch: „Hüte Deine Zunge, Pamperin! der Bürgermeister versteht mehr davon, als wir alle zusammen. Und wenn ich ähnliche Worte gebraucht habe wie er, so macht's mir keine Schande. Daß sich die Dinge in Wirklichkeit so verhalten, kann jedes Kind einsehen."

„Wäre König Erich von Schweden nicht verrückt, so gäbe es überhaupt keinen Krieg", unterbrach ein Meister die dem Zornesausbruch folgende Stille.

„Nein," sagte ein Anderer, „der Dänenkönig allein hat Schuld. Warum ließ er dem Schweden nicht die drei Kronen der nordischen Reiche im Wappen, die dieser sich zugelegt hatte. Den unschuldigen Spaß konnte er dem Erich schon erlauben: wenn man die Wappen trägt, hat man deshalb noch lange nicht die Länder."

„Denkt Ihr noch an den Bürgermeister von Mölln, wie er's mit dem dänischen Könige vor zwei Jahren machte?" mischte sich Pamperins Stimme jetzt wieder ein.

„Erzähle, wie war die Sache?" ertönte es von verschiedenen Seiten.

Der „Hahn" räusperte sich geschmeichelt und hob an: „Auf einer Reise kam Friedrich der Zweite mit etlichen Pferden vor die wohlbewehrte Stadt Mölln und wollte dort übernachten. Der Bischof von Lübeck, welcher in seiner Gesellschaft war, und ein Ritter näherten sich dem Thore und baten um Einlaß für den König mit seinem Gefolge. Sie gaben viele gute Worte und boten sich selbst als Geißeln an, damit die Möllner Sicherheit gegen jedes Unrecht hätten. Aber der Bürgermeister von Mölln, der gerade bei Tische saß, stand nicht einmal auf und ließ zurücksagen, der König möge hinziehen, wohin er wolle, Mölln sei keine Herberge für ihn. Alle Bitten halfen Nichts, Friedrich mußte unverrichteter Dinge umkehren und noch an demselben Abend bis Oldesloe reiten. Er soll unterwegs schrecklich geflucht haben."

Die Meisten lachten, während Pamperin fortfuhr: „Dem Rath von Lübeck reichte der König eine Beschwerde über die widerfahrene Unbill ein. Weil der Rath um des Bündnisses gegen Schweden halber den Dänen nicht erzürnen mochte, ließ er den Bürgermeister von Mölln in's Gefängniß werfen. An den König aber schickte er einen Gesandten mit der Er-

klärung, daß Lübeck daran unschuldig sei und den Uebelthäter bestrafen werde. Sie ließen ihn aber bald darauf wieder laufen."

„Das war Unrecht," sagte Evers. „Niemand soll es an schuldigem Respect gegen die Obrigkeit und gegen ein gekröntes Haupt fehlen lassen. Der Bürgermeister hätte eine harte Strafe verdient."

„Oho," rief Pamperin, „was geht es uns an, wenn der Dänenkönig Nachtquartier in einer fremden Stadt verlangt? Mich dünkt, daß es des Bürgermeisters würdig war, seinetwegen nicht von der Tafel aufzustehen."

Darüber erhob sich nun ein neuer Streit, der vielleicht Gott weiß wie lange gedauert hätte, wenn nicht in diesem Augenblick von der Straße Jemand hereingestürzt wäre mit der Botschaft, daß die Rathswaage in Flammen stünde. Da gab es einen schleunigen Aufbruch, die Meister, welche in der Nähe wohnten, eilten nach Hause, und die anderen wollten neugierig dem Unglück zuschauen. Als sie an die Brandstelle kamen, hörten sie ein entsetzliches Geschrei. Die hin- und herwogende Volksmenge konnte nur mit Mühe von dem Gebäude zurückgehalten werden, aus dessen Innern dicke Rauchwolken hervorquollen.

Ueber der Waage hatten in der dunklen Kammer einer Wohnung einige Vorräthe Flachs gelegen. Um etwas zu holen war eine Magd mit brennendem Lichte dort hineingegangen. Unvorsichtig ließ sie dasselbe fallen, im Nu fingen die Ballen und ihre Kleider

Feuer. Sie stürzte in den nächsten Raum, in dem sich drei kleine Kinder befanden. Hier fiel sie von Schmerzen überwältigt nieder und zündete mit ihren brennenden Gewändern die Umgebung an. Als ein vor der Thür stehender Arbeiter den Lärm hörte und nach oben eilte, war es schon zu spät: er konnte seine Kinder nicht mehr den Flammen entreißen. Wie ein Wahnsinniger rannte er darauf die Treppe auf und nieder und stieß herzzerbrechende Weherufe aus.

Dieses Bild des Jammers erhielt eine noch trübere Färbung durch einige gewissenlose Leute, welche die Gelegenheit zu benützen versuchten, um ihrer Gehässigkeit zu fröhnen.

Während Aller Augen auf die Flammen und die allmälig von Erfolg begleiteten Löscharbeiten gerichtet waren, ertönte plötzlich aus dem dichten Haufen eine Stimme: „Der Rath ist an dem Unglück schuld, weshalb läßt er den Flachs nicht von der Waage fortschaffen. Doch die Herren denken nur an Krieg und neue Steuern. Zum Ordnungschaffen zu Hause haben sie keine Zeit."

Ein wüstes Gejohle zollte dem unsichtbaren Sprecher Beifall, gleichzeitig aber ballten sich hunderte von Fäusten und drohend erscholl der Ruf: „Schlagt den Hund nieder. Wer wagt hier, den Rath zu lästern?!" Andere schrieen dagegen: „Der Mann hat recht!"

„Maul gehalten," hieß es von den Freunden des Rathes. „Nieder mit den Hanswürsten," war die Entgegnung. Eine gewaltige Prügelei entbrannte, in der

es blutige Köpfe setzte. Als der Wirrwarr und das Geschrei seinen Höhepunkt erreicht hatte, rückte ein Fähnlein Stadtsoldaten herbei, trieb das Volk auseinander und führte die Widerspänstigen unsanft fort. Einige durch Messerstiche Verwundete wurden auf Tragbahren weggeschafft.

Der Platz war im Nu geleert und die Trümmer des brennenden Hauses stürzten vor nur wenigen Augenzeugen ein. Der Vater der verunglückten Kinder starrte stumpfsinnigen Blickes vor sich hin, das jählings über ihn hereingebrochene Geschick schien seinen Geist umnachtet zu haben. Da berührte ein zerlumpt aussehender Kerl seinen Arm: „Komm mit, Jochen. Ich will Dir sagen, was Du zu thun hast.“

Und dann führte er den Willenlosen mit sich fort.

IV.

Gotthard von Höveln saß in seinem Schreibgemach vor einem großen Eichentische. Durch die matten Butzenscheiben des Fensters brach ein gedämpfter Lichtschein herein, grau wie der Pergamenteinband des dicken Buches, welches aufgeschlagen vor dem jungen Manne lag. Er hatte soeben die Feder hinweggelegt und las halblaut den letzten niedergeschriebenen Satz:

„Auf diesem Schiffe waren aber 200 000 Thaler, 2000 ungarische Gulden, ohne die goldenen Ketten, die groß waren, und viel anderes Silberwerk. Dieses Geld gedachte Jakob Bagge nach Rostock zu bringen, denn er wußte nicht anders, als daß die vier Hauptleute, welche die Lübecker gefangen genommen hatten, zu Rostock wären und hatten viele Kriegsleute bei sich und was sonst zur Ausrüstung gehört. Der Admiral wollte sie und ihre Mannschaft mit den anderen Schiffen nach Schweden senden, er selbst aber wollte sich mit den „Mageloes" in den Oeresund legen, dem König von Dänemark zum Trotze. Wenn das geschehen wäre, hätte es uns viel Mühe gemacht, denn ich weiß kein Schloß in Dänemark, welches wir

nicht ebenso gern sollten gestürmt haben als den ‚Mageloes‘“.

„Ja, ja,“ setzte er hinzu, zufrieden die geschnörkelten Schriftzüge betrachtend, „ein gut Stück Arbeit mag es gewesen sein, den ‚Mageloes‘ zu erobern. Meine wackeren Landsleute haben gezeigt, daß sie noch immer das Schwert zu führen verstehen. Ob der gefangene Admiral, der Schwede, sich bei uns im Thurm wohlfühlen mag? Ich glaube, ihm bangt vor dem Augenblicke, in dem er seinem halbverrückten königlichen Herrn Rechenschaft von dem verlorenen Schiffe ablegen muß. Vorläufig kann er hier wenigstens ruhig sitzen und die Wunden pflegen, welche Freund Lüneburg ihm geschlagen. Schuldig ist Friedrich ihm keinen Hieb geblieben.“

Er wollte die Chronik zuklappen, als Derjenige, an den er soeben gedacht, hereinstürmte. Der junge Mann war von Aerger geröthet, er warf sich ohne Gruß auf einen Stuhl und rief seinem Freunde zu:

„Schreibe nur weiter, Gotthard, ich sehe, daß Du gerade über Deiner Arbeit warst. Ich will Dir Stoff geben, Alles, was Du bisher verzeichnet, ist ja gelogen.“

Gotthard sah erstaunt auf den Ankömmling und schüttelte den Kopf: „Ich verstehe Dich nicht.“

„Glaub's wohl,“ lachte Jener bitter auf, „verstehe ich's doch kaum, der ich dabei gewesen und es mit eigenen Ohren gehört habe.“

„Was denn, so sprich doch nicht in Räthseln.“

Friedrich erhob sich, legte beide Hände auf die Schultern des Freundes und sah diesem starr in die Augen:

„Höre und staune! Die kaum vernarbte Wunde auf meiner Stirn habe ich bei kindischem Spiele mit Knaben erhalten, den ‚Mageloes‘ haben wir nicht erobert und der schwedische Admiral befindet sich zufällig auf einer Vergnügungsreise hier, er wird wohl bald wieder abfahren.“

„Schwatze keinen Unsinn, Friedrich.“

„Wollte Gott, es wäre Unsinn! So höre denn: Der dänische Admiral ist bei der Eroberung des ‚Mageloes‘ gar nicht zugegen gewesen. Trotzdem hat er die Frechheit gehabt, an seinen König zu schreiben, daß die Lübecker irrthümlich Herrn Jakob Bagge mit sich genommen hätten, ihm und dem dänischen Kriegsvolk allein sei die Zerstörung des Schiffes gelungen, deshalb gehöre der Gefangene ihnen. Der Kerl war wenigstens eine halbe Meile von uns entfernt, als der Tanz am heißesten wogte!“

„Und nun?“ fragte Gotthard gespannt.

„Jetzt,“ sagte Friedrich, den Freund loslassend, „jetzt hat der König von Dänemark dem Rathe mittheilen lassen, daß er hoffe, man werde ihm sofort den Schweden nach Kopenhagen senden, wie es sich gehöre.“

Gotthard lachte: „Da möchte ich die Gesichter der Rathsherren gesehen haben. Die Botschaft hat sie gewiß ordentlich in Harnisch gebracht.“

„Nun," meinte der junge Lüneburg, „sie haben leider in aller Ruhe einen Brief abgefaßt, in welchem dem Dänenkönige nachgewiesen wird, daß er im Unrecht sei und von einer Herausgabe Jakob Bagges nicht die Rede sein könne. Nur Tinnappel soll wüthend geworden und in die Worte ausgebrochen sein: Wenn wir den verdammten Dänen nicht brauchten, müßte unsere Flotte morgen nach seiner Hauptstadt segeln und ihm mit den Kanonen eine hanseatische Antwort geben. — Ich wollte, Alle dächten wie Tinnappel. Es stünde wahrlich nicht schlechter um uns, wenn wir viele Männer seines Schlages hätten."

„Du nimmst Dich ja sehr warm des Mannes an, der den Geschlechtern, denen wir doch angehören, immer feindselig entgegentritt."

„Ach! Die Geschlechter allein machen es heute nicht mehr, es ist eine neue Zeit geworden, in welcher auch das Volk seine tüchtigsten Männer in den Rath schickt."

„Fragen wir uns aber, ob die neue Zeit besser sei, als die alte, — wahrlich, ich wäre um die rechte Antwort verlegen. Ich habe mich viel mit der Geschichte unserer guten Stadt beschäftigt und Eines durch die Jahrhunderte ihres Bestehens bestätigt gefunden: Die rühmlichen Thaten, von denen die Chroniken erzählen, sind fast nur von Männern geschehen, die aus den Geschlechtern entsprossen waren."

„Du vergissest Wullenwewer," erwiderte Friedrich nachdrücklich.

Gotthard schüttelte den Kopf: „Nein, ich habe ihn nicht vergessen, aber ein Mann nach meinem Geschmacke war er keineswegs. Seinen himmelstürmenden Plänen fehlte die ruhige Ueberlegung, er hat uns mehr Unglück als Glück gebracht.“

„Weißt Du, Gotthard,“ sagte Friedrich nach einem Augenblicke des Schweigens, „ich bin ja auch aus einem alten Geschlechte, und mein Vater haßt die Neuerer, er sieht es ungern, daß ich das Haus Tinnappels betrete. Aber mich zieht es mächtig zu dem Bürgermeister hin. Er ist aus ganzem Holze geschnitzt, ohne Falsch und Tücke, allerdings mitunter etwas grob, aber das ist mir noch lieber, als eine Freundlichkeit, von der man weiß, daß sie hinter dem Rücken sofort verschwindet.“

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben, aber seien wir aufrichtig. Zieht Dich nicht vor Allem ein holdes Augenpaar in jenes Haus? Würdest Du dieselben freundschaftlichen Gefühle für Tinnappel hegen, wenn er nicht Susannens Vater wäre?“

„Ich weiß es nicht,“ war die aufrichtige Antwort.

Gotthard legte den Arm um den Nacken des Freundes und sagte: „Schon lange erfüllt mich Deine Liebe mit Sorgen. Was soll daraus werden, mein Friedrich? Weder Dein Vater, noch Tinnappel werden die Einwilligung zu einer Verbindung geben, welche den Ueberlieferungen Hohn spricht. Und Du weißt doch, wie zähe wir hier am Althergebrachten hängen.“

„Denkst Du dabei nur an mich?“ fragte Friedrich.

Gotthard erröthete: „Mich laß aus dem Spiele, Feuer und Wasser gehören nicht zusammen. Bertha und ich können niemals ein Paar werden, selbst wenn die Eltern nichts dagegen haben sollten.“

„Und weshalb nicht?“

„Du thust mir weh, Friedrich, mit Deinen Fragen. Ich will nicht leugnen, daß es eine Zeit gab, in der Berthas Besitz mir als das Begehrenswertheste erschien. Es war ein schöner Jugendtraum, der wie so mancher andere zerronnen ist! Siehst Du, zwischen den Hövelns und dem Hause Tinnappel kann zeitweilig wohl ein äußerlich freundschaftliches Verhältniß bestehen, aber ein dauerndes Band läßt sich nicht um beide Familien schlingen; die innerlichen Gegensätze sind unüberwindbar. Bertha würde als mein Weib das unglücklichste Leben führen. Entweder müßte sie mit den Anschauungen, unter denen sie aufgewachsen, brechen und ihre Vergangenheit verleugnen, oder sie bliebe im Herzen den Geschlechtern fremd. In jedem Falle könnte sie nicht an meiner Seite diejenige Zufriedenheit finden, ohne welche ich mir die Hausfrau nicht denken mag. Ihr selbständiger Charakter taugt nicht zur Heuchelei und den Unfrieden hasse ich.“

„Du sprichst zu vernünftig, Gotthard, als daß die Liebe Dich tief erfüllt haben könnte. Wer eine wirkliche Neigung im Herzen trägt, sucht jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen und den Sieg zu erkämpfen.

Ich wenigstens würde Alles daran setzen, um Susannas Besitz zu erringen, und — glaube mir — ich werde mein Ziel erreichen."

„Ich will es Dir von ganzem Herzen wünschen, aber, verzeihe den Zweifel, etwas Gutes kommt schwerlich dabei heraus."

Friedrich Lüneburg schritt einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor dem Freunde stehen und schüttelte den Kopf: „Wahre Liebe überwindet Alles. Das soll mein Wahlspruch bleiben. Ich kann Dir nun einmal nicht beistimmen, denn ich bin anders geartet als Du."

„Jeder ist seines Glückes Schmied," erwiderte Gotthard, „wenn wir Beide lange genug leben, werden wir sehen, wer von uns recht gehabt hat. Nun aber komm hinaus in die schöne Luft. Es ist bei dem herrlichen Wetter eine wahre Sünde, im dumpfen Raume zu sitzen."

Die beiden Freunde gingen Arm in Arm hinaus. Sie schlenderten langsam die Hüxstraße hinunter. An der Brücke blieben sie vor dem Thurme der Brauerwasserkunst stehen. Einige vierzig Fuß über dem Spiegel der Wakenitz lief um den Thurm eine Galerie, innerhalb welcher sich ein zwanzig Fuß im Quadrat messender Wasserbehälter aus eichenen Bohlen befand. Ein mächtiges Wasserrad trieb das Flußwasser hinauf, von oben wurde es durch Röhren in die Stadt geleitet und speiste die Brunnen. An der Galerie lehnte

gerade der Kunstmeister und schaute auf die Straße hinab.

„He, Meister,“ rief Gotthard, „was seht Ihr so nachdenklich darein, als sei Euch die Petersilie verhagelt.“

Der Mann lüftete seine Kopfbedeckung: „Nichts für ungut, junger Herr, aber ich bin in Sorgen. Bald wird Lübeck von einer schweren Pestilenz heimgesucht werden.“

„Das wäre der Teufel! Woher wißt Ihr das?“

„Kommt nur herauf, dann werde ich Euch meine Zeichen kundthun.“

Die Freunde stiegen die steile hölzerne Treppe im Innern des Thurmes in die Höhe und traten auf die Galerie hinaus.

„Nun, Meister,“ meinte Gotthard, „erklärt uns Eure Wissenschaft.“

Der Kunstmeister, ein alter, graubärtiger Mann, wies auf den Wasserbehälter: „Sehet, auf dem Wasser schwimmt es wie kleine trübe Fettaugen, bläulich grün schimmernd, sie bringen die große Krankheit. Das letzte Mal, als die Pest in Lübeck wüthete — Ihr werdet Euch derselben nicht erinnern, denn es ist schon lange her — habe ich kurze Zeit vorher, wenige Wochen, dieselben Bläschen gesehen. Mein Nachbar dort,“ — er zeigte nach dem erheblich höheren, gegenüberliegenden Thurme der Bürgerwasserkunst, — „der

Kunstmeister Heinrich hat heute meine Ansicht bestätigt. Mich betrübt es, daß alle Leute, welche von diesem Wasser trinken, krank werden müssen."

Die Freunde schauten verdutzt auf den Mann, welcher mit solcher Sicherheit das Herannahen der Krankheit prophezeite.

„Trinkt Ihr denn nicht auch von dem Wasser?" fragte Friedrich.

„Niemals, Herr," war die Antwort, „ich lösche meinen Durst in Bier."

„Aber Eure Speisen werden doch nicht mit Bier zubereitet, in dem übrigens ja auch dasselbe Wasser enthalten ist."

„Die Gährung oder das Kochen benimmt alle schädlichen Eigenschaften," sagte der Meister in überzeugungsvollem Tone.

„Wir werden's uns merken," lachte Gotthard, während sie die Treppe wieder hinabstiegen.

„Glaubst Du, daß er Recht hat?" fragte Friedrich, als sie weitergingen.

„Diese Art Leute pflegt scharf zu beobachten, es ist wohl möglich, daß seiner Behauptung etwas Wahres zu Grunde liegt."

„Dann würde unserer Stadt ein neues, schreckliches Unglück bevorstehen."

„Ein Unglück kommt selten allein. Zu den

Drangsalen des Krieges gesellt sich häufig eine andere Geißel, um die Menschen zu züchtigen. Mich sollte es nicht wundern, wenn der schwarze Tod über uns hereinbräche und einige Tausende dahinraffte."

„Du sprichst so gelassen darüber, als seiest Du gegen jede Gefahr gefeit."

„Wir Alle stehen in Gottes Hand," sagte der junge Höveln ernst. Beide verstummten und hingen ihren Gedanken nach, bis sie sich mit einem Händedruck trennten.

V.

Der Doctor Leonhard Quasius bewohnte mit einer alten Haushälterin und einem großen Hunde, der bei den seltenen Spaziergängen sein einziger Begleiter war, ein geräumiges Haus in der Nähe der Petrikirche. Obgleich Niemand so leicht Zutritt zu ihm erlangen konnte, erzählte man sich doch in der ganzen Stadt von seinem Leben und der Einrichtung der verschiedenen Räume die wunderbarsten Dinge. Da sollten überall merkwürdige Geräthe umherstehen, deren er bei seinen alchymistischen Studien bedurfte. Die Nächte hindurch, besonders im Winter bei sternklarem Himmel, arbeitete er, wie es hieß, in einem Laboratorium, dessen Fenster gewöhnlich dicht verhängt waren. Ueber den Garten hinweg spähte manchmal ein stiller Beobachter aus irgend einem Nachbarhause neugierig hinüber und, wenn ihm das Glück hold war, erhaschte er auch einen Lichtstrahl, welcher sich durch eine kleine Spalte hinausstahl. Einmal, so erzählte wenigstens ein ehrsamer Schuster, dessen Haus an das Grundstück des Doctors grenzte, in einer besonders schönen Vollmondnacht hatte sich das Fenster des ge=

heimnißvollen Raumes geöffnet und die in einen weiten Talar gehüllte Gestalt des Doctors war sichtbar geworden. Das Zimmer sei von einer merkwürdigen, roth und blau leuchtenden Flamme erhellt worden und neben dem Doctor, welcher aufmerksam den Himmel beobachtete, habe sein Hund gestanden, dessen Augen wie feurige Kohlen erglänzten. Ihm, dem Schuster, sei bei dem Anblicke ganz unheimlich geworden, sodaß die Neugierde kaum noch das Klopfen seines Herzens habe bemeistern können. Trotzdem habe er länger hinausgelugt, um zu sehen, was sich drüben weiter ereignen werde. Da auf einmal seien wunderbare Dämpfe aus dem Innern des Zimmers emporgestiegen, die Gestalt des Doctors sei riesengroß in die Höhe gewachsen und eine schreckliche Stimme habe dumpf an sein Ohr getönt. In diesem Augenblick habe der Hund ein wüthendes Geheul ausgestoßen, so daß er nicht länger gewagt habe, hinzuschauen. Die ganze Nacht hätten ihn darauf fürchterliche Träume heimgesucht, bis er gegen Morgen schweißgebadet erwacht sei und den heiligen Schwur gethan habe, niemals wieder das unheimliche Treiben seines Nachbars zu belauschen.

Dem Doctor war auf Umwegen die Erzählung des ehrsamen Schusters zu Ohren gekommen. Er hatte sein faltiges Gesicht zu einem Lächeln verzogen und in seiner kurzen Weise gesagt: „Der kann sich freuen, daß es ihm nicht schlimmer ergangen ist. Neugierde muß bestraft werden.“

Seit jener Zeit war er aber noch vorsichtiger

geworden und Niemand konnte sich rühmen, ihn wieder einmal bei ähnlichem Anlasse beobachtet zu haben.

Heute kam die Haushälterin gerade vom Markte, wo sie Gemüse und Fleisch eingekauft hatte. Als sie die verschlossene Hausthür öffnen wollte, trat ein junger Mensch, halb noch Knabe, ihr eilig in den Weg und fragte, ob er den Doctor Quasius sprechen könne. Er habe ihm eine Botschaft zu überbringen.

Die Alte besah sich den Ankömmling von oben bis unten und schüttelte bedächtig mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Du bist wohl auch nur so ein Hans in allen Gassen, der aus Neugierde hineinwill.“ Darauf fragte sie laut, ob sie nicht die Bestellung ausrichten könne.

„Ich soll den Brief persönlich übergeben,“ lautete die Antwort.

Zögernd öffnete sie und hieß den Jungen auf der Diele warten. Während sie vorsichtig an eine in das Hinterhaus führende Thür klopfte, schaute der Besucher sich auf dem Flure um. Große eichene Schränke umsäumten die Wände, wie in jedem wohlhabenden bürgerlichen Hause. Inzwischen steckte der Doctor seinen Kopf durch eine Spalte, die hierzu gerade weit genug war, heraus und fragte in ärgerlichem Tone:

„Weshalb störst Du mich? Was giebt's?“

Die Haushälterin zeigte auf den Jungen. Quasius trat aus seinem Laboratorium und lehnte die Thür an,

so daß nicht hineinzusehen war. Dann fragte er barsch nach dem Begehren des Fremden.

Dieser nestelte an seinem schmutzigen Wamms herum und brachte endlich einen Brief zum Vorschein.

„Der Herr Joachim Gercke schickt mich und ich sollte dies dem Herrn Doctor selbst abgeben. Antwort sei nicht nöthig.“

Der Doctor brummte vor sich hin: „Deshalb die Störung! Hättest mich nicht herauszurufen brauchen, Elisabeth. Gieb ihm einen Imbiß, nachher mag er sich von dannen trollen.“

Damit ging er wieder in sein Zimmer und überließ den Jungen der Haushälterin. Diese machte kurze Umstände, gab ihm einen Trunk Bier und schob ihn darauf, nachdem sie ihm noch ein Stück Brot in die Hand gedrückt, einfach zur Hausthür hinaus, so daß er ganz verdutzt über den schnellen Verlauf seines Besuches, mit furchtbar dummem Gesichte vor dem Hause stand und zuerst nicht wußte, ob er wirklich bereits auf der Straße war.

Der Doctor schien den Brief, den er in der Hand hielt, vergessen zu haben oder wollte ihn vielleicht auch nicht gleich öffnen, weil er vor der darin erhaltenen Botschaft Zagen empfand. Er stand vor einem kleinen Herde, welcher die eine Ecke des Zimmers einnahm, und schaute starr auf einen Topf, der über dem Feuer brodelte. Sein Auge bohrte sich in die Flüssigkeit, als wolle er daraus ein Geheimniß ergründen und

dabei murmelte er ununterbrochen vor sich hin. Die abgerissenen Laute hätte kein Zuhörer verstehen können.

„Ob's gelingt? . . . Günstige Constellation . . . dritte Mal vergebens . . . Andere haben's doch auch fertig gebracht.“ Diese und andere Worte stieß er halblaut heraus. Sie ließen vermuthen, daß sein Werk von häufigem Mißlingen bedroht war. Jetzt griff er mit der freien Hand nach einem aufgeschlagenen Buche, welches auf einem kleinen Tische in der Nähe des Heerdes lag, und las daraus. Er nickte bedächtig mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Ich habe alle Regeln richtig befolgt, — warf noch einen Blick auf die kochende Masse und setzte sich dann an einen großen, mit Tiegeln, Retorten, Zangen und allen möglichen Geräthschaften bedeckten Tisch, der vor dem großen, auf den Garten hinausführenden Fenster stand.

Jetzt öffnete er endlich den Brief und vertiefte sich in den Inhalt desselben. Herr Joachim Gercke theilte seinem Freunde darin mit, daß alle seine Bemühungen vergebens gewesen seien. Er habe den Aufenthalt der bewußten Person nicht entdecken können, jede Spur von ihr sei verwischt. Wenn der Doctor selbst ihn einmal in Ratzeburg besuchen werde, wolle er ihm die näheren Umstände seiner Bemühungen mittheilen. Vielleicht erlaube ihm, dem Schreiber, der Zustand seines Körpers demnächst auch eine Reise nach Lübeck. Er werde dann jedenfalls nicht verfehlen, bei seinem Freunde vorzusprechen.

Der Doctor stützte, nachdem er diese Zeilen ge-

lesen, seinen Kopf auf beide Hände und versank in tiefes Nachdenken. Schmerzliche Gedanken schienen ihn zu bewegen, es war beinahe, als schimmerte es feucht in seinen Augen.

Ja, er hatte die Gegenwart und sein graues Haupt, den ganzen astrologischen Krimskrams und alle Heilwissenschaft in diesem Augenblicke vergessen. Die Wände des düsteren Zimmers öffneten sich vor ihm und sein geistiges Auge schaute traumverloren in die ferne Vergangenheit. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte er draußen unter dem mächtigen Waldesdome, durch dessen dichtes Laub sich einzelne Sonnenstrahlen kaum hindurchstehlen konnten, gesessen und sich in dem Anblick zweier treuliebend zu ihm gewandten Augen verloren. Unter dem Barette wallten ihm blonde Locken hervor, er war ein stattlicher junger Mann und wußte, daß die Mädchen, wenn er vorbeiging, sich gern nach ihm umkehrten. Er hatte aber nur Sinn für die eine, für die zarte Blume des Waldes. Wenn er im heißen Sommer bei seinem Freunde Joachim Gercke, dem Sohne eines Ratzeburger Kaufherren, zum Besuch weilte, schweifte er Tage lang an den romantisch schönen Ufern des Sees umher. Einstmals folgte er einem lustig zu Thal hüpfenden Bächlein bergaufwärts und kam nach halbstündiger Wanderung an eine Lichtung des Waldes. Inmitten derselben saß auf einer einfachen Holzbank ein blondzöpfiges Mägdelein, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt.

Er war von der Wanderung durstig geworden

und trat näher, sie um einen Trunk bittend. Als sie mit einem glänzenden Zinnbecher aus dem klaren Bach Wasser schöpfte und ihm sittig den Trank credenzte, weilte sein Auge mit Wohlgefallen auf der lieblichen Gestalt. Sie erröthete unter seinen Blicken und wandte sich hurtig zur Seite. Auf seine Frage nach ihrem Namen wollte sie keine Antwort geben.

„Ob Ihr meinen Namen wißt oder nicht, was macht es Euch!“

Er fragte, ob es ihr im Walde nicht sehr einsam sei.

„Ich habe den Vater,“ erwiderte sie.

„Den ich aber nicht sehe.“

„Er geht jeden Tag um diese Zeit in den Wald, weil er Holz für die Meiler fällen muß.“

„Darf ich wieder einmal vorsprechen und um einen Trunk bitten, wenn mich der Durst quält?“

„Den verweigern wir keinem Fremden.“

Er ging langsam nach der Stadt zurück und dachte auf dem ganzen Wege an das Mädchen, ja, er ertappte sich sogar bei dem heimlichen Wunsche, sie morgen wiederzusehen. Eigentlich war es räthselhaft, daß ihn das einfache Naturkind so beschäftigte. Sie war allerdings hübsch, aber nicht hübscher als manche Andere. Doch etwas an ihr war ihm sogleich aufgefallen, der unergründliche Ausdruck der blauen unschuldigen Augen. Wie in einen stillen, von dunklen Föhren umrahmten Waldsee sah man in ihre Tiefe.

Und er ging den nächsten Tag, alle Tage so lange

sein Aufenthalt in Ratzeburg dauerte, nach der Köhlerhütte. Zuerst empfing sie ihn kühl abweisend, dann wurde sie zutraulicher und endlich . . ja endlich liebte sie ihn, sie gestand, daß der junge schöne Mann ihr vom ersten Augenblicke an wohlgefallen und jetzt ihr Herz ganz gewonnen habe.

Es ist gefährlich, wenn zwei junge Leute immer im Walde allein miteinander sind. Der Vater ging seinem mühsamen Geschäfte nach und wußte Nichts von dem täglichen Besucher. Käthchen hatte ihm davon geschwiegen, und das war Unrecht.

So verlebten die Beiden eine kurze, glückselige Zeit, bis Leonhard der Geliebten eines Tages mittheilte, daß er morgen scheiden müsse. Aber in einem halben Jahre werde er wiederkehren und dann ihren Vater bitten, daß er sie ihm zum Weibe gebe. Sie oder keine Andere solle es sein. Ihm schlug dabei doch etwas das Herz, als er an seine eigenen Eltern dachte, welche sich die Schwiegertochter aus den ersten Familien der reichen Hansestadt wählen konnten.

Käthchen war fassungslos, in ihrem jungen Glücksrausche hatte sie die Möglichkeit einer Trennung garnicht bedacht. Weinend lag sie an seinem Halse und umklammerte ihn, als wolle sie nimmer von ihm lassen. Und dabei gewahrten die Beiden nicht, daß der Köhler, zum ersten und letzten Male während ihres Beisammenseins, nach Hause gekommen war. Hinter der Hütte trat er plötzlich hervor und sah mit ingrimmigem Erstaunen das sich ihm darbietende Bild.

Das Mädchen wurde vor Schreck todtenbleich, Leonhard aber faßte sich schnell und wandte sich an den zornigen Alten, dessen Antlitz Unheil verkündete. „Zürnt Eurer Tochter nicht," sprach er. „Ich lernte sie bei meinen einsamen Spaziergängen kennen und lieben. Unfern von hier, in dem benachbarten Lübeck ist meine Heimat. Ich bin wohlhabend und aus guter Familie. Wenn Ihr Eure Einwilligung gebt, soll Käthchen mein Weib werden, ich will sie mein Leben lang in Ehren halten."

In den Zügen des Vaters wetterleuchtete es und dann brach es los:

„Eine heimliche Liebe, von welcher der Vater nichts weiß, bringt Unglück. Wäre ich heute nicht darüber herzugekommen, so würde ich mein Lebtag wohl nichts davon erfahren haben, bis die Schande meines Hauses sich deutlich offenbart hätte. Mit der Dirne werde ich schon Abrechnung halten! Ihr aber, junger Nichtsnutz, geht mir aus den Augen, sonst giebt's noch ein Unglück."

Und bei diesen Worten ergriff er eine schwere Stange und hob sie drohend gegen den Stadtherrn.

Doch so leicht ließ Leonhard sich nicht aus der Fassung bringen.

„Ich begreife Euren Zorn nicht. Wohl mögt Ihr darüber Unmuth empfinden, daß ich nicht früher vor Euch hintrat, aber ich mache mein Unrecht gut, indem ich Euch jetzt um die Hand Eurer Tochter bitte."

„Geht,“ schrie der Köhler, „oder, so wahr ein Gott im Himmel ist, Ihr verlaßt diesen Platz nicht mehr lebend.“

Käthchen stürzte sich zwischen den Vater und den Geliebten.

„Leonhard, entferne Dich, thue es mir zu Liebe. Ich vertraue auf Dich und weiß, daß Du wiederkommen wirst.“

Und er war gegangen und auch wiedergekommen, aber nicht nach einem halben, sondern erst nach einem ganzen Jahre, denn seine Eltern, denen er von seiner Liebe erzählt, hatten ihn in die Welt hinausgesandt, nach Italien und Frankreich und eine Verkettung widriger Umstände hielt ihn länger abwesend, als er ursprünglich gedacht.

Klopfenden Herzens folgte er dem Laufe des Baches, der noch ebenso munter sein reines Wasser murmelnd zu Thal hüpfen ließ, wie damals vor zwölf langen Monden. In den dichtbelaubten Bäumen des Waldes zwitscherten die Vögel und die Sonnenstrahlen suchten wiederum die wenigen kleinen Oeffnungen zwischen den Blättern, um durch sie den Erdboden zu erreichen. O, er erinnerte sich genau dieses Ganges, ganz genau. Er erinnerte sich seines tödtlichen Schreckens, als er an der halbverfallenen, leeren Hütte gestanden und vergebens den Namen der Geliebten in den Wald hinausgerufen hatte. Rings tiefes Schweigen, nur das Echo brachte ihm den schmerzlichen Klang der eigenen Stimme zurück.

Auf seine dringenden Fragen gab ihm Joachim Gercke, der Freund, nur zögernd Antwort. Und da hörte er denn die alte und doch ewig neue Geschichte, die, so lange die Welt bestanden hat und bestehen wird, sich häufig wiederholt, ohne Rücksicht darauf, wie viele Herzen sie schon gebrochen, wie manches Menschenglück sie schon zerstört hat: die alte Geschichte von den unbeugsamen Eltern. Sie hatten auf den Köhler durch Geld, gute Worte und Drohungen eingewirkt, bis er fortgezogen war, Niemand wußte wohin. Eines aber wußte Joachim Gercke und er sagte es dem Freunde, hätte er es gleich besser verschwiegen: Käthchen war Mutter geworden.

Da raufte Leonhard sich die Haare und schwor, er werde nicht eher ruhen, bis er die Geliebte und ihre, seine Tochter gefunden habe. Er fand sie aber nicht, trotz aller Nachforschungen, die von ihm angestellt wurden.

Seine Eltern starben und er wurde der reiche Sonderling, dessen Schwelle kaum je ein Fremder überschreiten durfte. Er lernte aus den Sternen die Schicksale der Menschen lesen, nur um zu erfahren, ob ihr und ihrem Kinde Glück oder Unglück drohe. Zeigten sich dichte Wolken vor den Lichtspendern der Nacht, so zitterte sein Herz für Mutter und Tochter, von denen er nicht einmal wußte, wo sie weilten. Beruhigt aber legte er sich gegen Morgen zum erquickenden Schlafe nieder, wenn die Gestirne in ungetrübtem Glanze erstrahlten. So hatte er es getrieben

viele Jahre lang, und es war ihm schließlich zur Gewohnheit geworden.

Mehr als zwanzig Jahre waren darüber hingegerauscht, sein Haar war vor der Zeit gebleicht, in sein Antlitz hatte die unauslöschliche Sehnsucht nach der unbekannten Tochter tiefe Falten eingegraben.

Da schien ihm noch einmal die Erfüllung seines Wunsches zu winken. Joachim Gercke theilte ihm mit, daß die Kunde von dem Tode Käthchens nach Ratzeburg gedrungen sei, durch fahrende Leute, welche sie und ihre Tochter, ein schönes Mädchen mit prachtvollen Augen, in einer kleinen sächsischen Stadt gesehen und gesprochen hätten. Die Mutter habe gehört, daß die Spielleute gen Norden, nach Lübeck, ziehen wollten und ihnen aufgetragen, eine uralte Muhme in Ratzeburg zu grüßen. Aber bevor die Ueberbringer der Botschaft die Stadt noch verlassen, sei sie verstorben und beerdigt worden.

Den Doctor hatte es mit wahnsinnigem Eifer gepackt, er war selbst nach dem fernen Städtchen gereist und hatte nur — ein Grab gefunden. Die Tochter so hieß es, habe nach dem Tode der Mutter alle Habseligkeiten verkauft und sei fortgezogen, Niemand wisse wohin. Gebrochen kehrte Quasius in die Heimat zurück. Sein Freund fühlte tiefes Mitleid mit ihm. Er hatte geschäftliche Verbindungen mit jenen Gegenden und versprach, daß er nach Kräften bemüht sein werde, die Verschollene ausfindig zu machen. Sein

heutiger Brief belehrte den Doctor von der Erfolglosigkeit aller Nachforschungen. . .

Doctor Quasius senkte seinen Kopf auf die Tischplatte und weinte bitterlich. Sein treuer Hund, der ruhig in einer Ecke des Laboratoriums gelegen, leckte ihm die herunterhängende Hand und winselte laut, als sein Herr ihn nicht beachtete. Die Haushälterin aber wartete draußen mit dem fertigen Mittagbrot und brummte unmuthig:

„Nun sitzt er wieder über seinen dummen Büchern und vergißt dabei das Essen. Stören darf ich ihn nicht, sonst wird er grob. Wäre ich nicht so lange Zeit schon bei ihm im Hause und hätte mich an ihn gewöhnt, wahrlich, ich liefe noch heute davon. So aber werde ich doch schon bei ihm aushalten müssen."

Und mit einem tiefen Seufzer setzte sie die erkalteten Speisen zum dritten Male auf das Feuer.

VI.

Die Morgensonne hatte eben den duftigen Nebelschleier durchbrochen, welcher über dem breiten, seeartig erweiterten Wasser der Wakenitz ruhte. Von der Höhe des Ufers sah man die gegenüberliegende Stadt mit den zahlreichen hochragenden Thürmen in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich liegen. Die Spitzen funkelten in dem hellen Lichte glänzend herüber, während der Strahl der Sonne sich auf Millionen von Thautropfen in den Gräsern spiegelte. Ein leichter Morgenwind erhob sich, die letzten zerrissenen Dunstschleier vor sich her jagend: scheue Nachtgespenster, welche das Licht des Tages fliehen und ihren verspäteten Rückzug büßen, indem sie in Nichts zerstieben.

Von den Kirchen der Stadt hallte der Glockenschlag der sechsten Stunde herüber. Nicht gleichzeitig erklangen die Töne, es schien beinahe, als hätten die Thürmer sich verabredet, eine Glocke nach der anderen anschlagen zu lassen. Zuerst ertönte das Glockenspiel von St. Marien und als der Choral beendet war, mischte sich in die dumpferen Klänge der Stundenglocke der Dom. Darauf hob St. Petri mit Sanct

Jacobi um die Wette an, St. Aegidien folgte nach und die Burgkirche bildete den Beschluß. So dauerte es eine geraume Weile, bis der letzte Ton verhallt war.

Aus den über die mächtigen Festungsmauern hervorlugenden Schornsteinen kräuselte der Rauch empor, bis ihn der Wind erfaßte und dem entschwindenden Nebel nachjagte. Von dem Geräusche der Stadt drang nichts herüber, sie ruhte wie eine schlafende Sphinx, deren mächtige Athemzüge man sehen, aber nicht hören kann.

Zwei Männer standen auf der Höhe und schauten auf das fesselnde Bild, ohne die sich dem Auge darbietenden Reize zu beachten. Der Eine stierte mit stumpfem Blicke, in dem das Irrlicht des Wahnsinns flackerte, vor sich hin, während der tückische Ausdruck in dem verwitterten Antlitze des Andern unheilbrütende Schadenfreude verkündete.

„Jochen," sagte dieser zu seinem Begleiter, „Jochen, es wird bald Zeit, daß wir die dort drüben ausräuchern."

„Ausräuchern?" Der Angeredete schlug eine widerliche Lache auf: „Brennen müssen sie, brennen, braten, wie meine unschuldigen Kinder. Hörst Du sie schreien? Immer leiser, immer leiser, jetzt noch ein Röcheln! Und nun sind sie todt, mausetodt. — Sind sie nicht todt?" schrie er plötzlich den Anderen an.

„Gewiß sind sie todt, nicht der Rath, nicht der

Bürgermeister Tinnappel — Gott verdamme ihn — werden sie wieder lebendig machen."

„Nein," flüsterte Jochen, sich scheu umsehend, als fürchte er, Jemand könne ihn hören, „nein, auch der Bürgermeister nicht. Was that ich ihm, daß er mein Haus ansteckte und meine unschuldigen Kinder verbrennen ließ? Ich will es Dir sagen, Jürgen, er fürchtete mich. Er glaubte, daß ich dem Volke erzählen würde, wie der ganze Krieg angezettelt ist. Nur damit die Reichen noch reicher werden, damit uns der letzte Groschen aus der Tasche gepreßt wird, nur deshalb haben sie den Streit vom Zaune gebrochen. Hol' sie alle der Teufel."

„Damit wird's wohl noch lange Zeit haben," meinte Jürgen, „wenn wir nicht dem Gottseibeiuns ein wenig in's Handwerk pfuschen."

„Wann soll es denn losgehen?" fragte der Wahnsinnige lauernd.

„Meinetwegen heute oder morgen, wie Du willst."

„Und rothe Füchse giebt's dafür, heijuchhei!"

„Schreie doch nicht so, am Ende hörte uns doch noch ein Mensch und erzählte es dem Büttel. An den Galgen kommen wir immer noch früh genug." Er sah dabei scheu nach rechts hinüber, wo das unheimliche Werkzeug der Gerechtigkeit sich in einiger Entfernung scharf von der Umgebung abhob. Der Wahnsinnige lachte laut auf.

„Hast Du Angst, Brüderchen? Ich fürchte mich

nicht vor dem Hängeholz, auch nicht vor meinem Freunde, dem Henker."

Jürgen zuckte mitleidig die Achseln, als wolle er seinem Bedauern über den geistigen Zustand des Anderen Ausdruck geben. Dann legte er demselben die Hand auf die Schulter und sprach: „Du könntest heute in die Stadt gehen und dabei im Hause Tinnappels um ein Almosen bitten. Vielleicht triffst Du den Bürgermeister selbst."

„Und was dann?" fragte Jener.

„Du drückst Dich so nahe wie möglich an ihn heran und versetzt ihm eins, aber kräftig, daß er nicht wieder aufsteht."

„Haha," lachte Jochen, „das wird ein Hauptspaß. Ich murkse ihn ab, mausetodt soll er sein und sich nicht mehr rühren. Wenn sie dann alle zusammenlaufen, drücke ich mich aus der Stadt hinaus und komme wieder hierher zu Dir, um mir meinen Lohn zu holen. Du giebst mir doch viele rothe Füchse?" schloß er drohend.

„Gewiß, soviele Du brauchen kannst."

Der Verrückte sah seinen Begleiter mißtrauisch an: „Am Ende belügst Du mich und hast selbst kein Geld."

Jürgen griff in die Tasche und zog eine Handvoll Goldstücke heraus. Mit gierigem Blicke griff der Wahnsinnige danach, doch jener stieß ihn unsanft zurück:

„Erst die That, dann der Lohn."

„Ich verstehe, ich verstehe," nickte Jochen. „Aber sage mir, wer hat Dir eigentlich das Geld gegeben? Unsere Freunde, die Schweden? Hihi, denen ist der Bürgermeister ein Dorn im Auge."

„Was geht's Dich an," fuhr der Andere barsch auf. „Willst Du in die Stadt gehen oder nicht? Wenn Du es nicht thust, verdient sich gern einer meiner Freunde das Sümmchen."

„Weshalb wagst Du Dich nicht selbst daran? Könntest das schöne Geld dann ja behalten."

„Weil ich noch mehr zu thun habe. Auch für mich bleibt Arbeit genug übrig."

„Du sollst mit mir zufrieden sein. Ich gehe schon."

Nach einigen Schritten kehrte er sich um; „Wenn Du mich betrogen hast, Jürgen, erwürge ich Dich."

„Geh' und schwatze keinen Unsinn," herrschte ihn der Zerlumpte an.

Und der Wahnsinnige ging, erst langsam, dann immer schneller in der Richtung nach dem Burgthore. Bis ein Gebüsch seine Gestalt verdeckte, folgten ihm die Blicke des Anderen. Dann kehrte dieser sich ab und wandte seine Schritte landeinwärts: „Du kommst nicht wieder zurück," lachte er höhnisch: „Mein Geld werde ich ruhig in der Tasche behalten."

Es war Markttag, zahlreiche Landleute aus den benachbarten Dörfern eilten der Stadt zu, um dort die Erzeugnisse ihrer Scholle feilzuhalten. Mit dem großen Strome gelangte Jochen unbemerkt durch das

Thor. Obgleich sein Geist seit dem Brande der Waage umnachtet war, besaß er doch, wie man es bei Wahnsinnigen häufig findet, genug instinctive Schlauheit, um sich nicht durch auffälliges Benehmen in die Gefahr zu bringen, festgehalten zu werden. Er durchschlenderte langsam die Straßen und gelangte bis in die Nähe des Tinnappel'schen Hauses. Hier setzte er sich auf den Prellstein am Rande eines Beischlages und wartete. Da es noch früh am Tage war, mußte er sich gedulden.

Die Sonne stieg allmählich höher und es wurde warm in den Straßen. Dem Harrenden war es unbehaglich auf seinem Platze, er rückte hin und her und schaute ingrimmig nach der Thür des Hauses, welches er bewachte. Endlich stand er auf und trat näher. Dann besann er sich, zögerte und schlich einige Schritte vorbei. Noch ein kurzer Augenblick des Wartens, fast schien es, als dämmerte in ihm eine bessere Regung auf, — aber nein, er kehrte um und stieg die Vorstufen hinauf.

Auf der Diele stand Susanna vor einem Wandschranke und kramte darin. Sie mochte den schleichenden Tritt des Ankömmlings überhört haben, wenigstens fuhr sie erschreckt zusammen, als sie ihn plötzlich neben sich sah.

Jochen kicherte vor sich hin: „Schönes Fräulein, Euch thue ich nichts. Ihr seid lieb und gut. Aber ihn, wo finde ich ihn?“

„Wen meint Ihr?“ fragte sie, einen Schritt zurückweichend.

Er trat schnell auf sie zu, packte mit der einen Hand ihren Arm. „Keinen Laut, oder ich mache Euch todt, mausetodt. Sehet,“ und dabei zog er ein Messer aus seinem Kittel, „ich habe etwas bei mir, womit ich Euch wehthun könnte. Wenn Ihr aber still seid und mir sagt, wo er ist, den ich meine, dann soll Euch nichts geschehen.“

Kreidebleich, fassungslos lehnte das Mädchen an der Wand, sie wäre beinahe zusammengesunken, nur die entsetzliche Furcht vor Schlimmerem hielt sie noch aufrecht. Ihre Augen sahen starr in das verzerrte Antlitz des Wahnsinnigen, als wolle sie aus seinem flackernden Blicke ihr Schicksal herauslesen.

Dieser ließ sie los und flüsterte:

„Wo ist der Bürgermeister? Sagt es mir sogleich, oder . . .“

Die Handbewegung vollendete nur allzudeutlich den unterbrochenen Satz. In Susannas Kopf blitzte ein rettender Gedanke auf. Daß der Mensch ihren Vater suchte, wußte sie jetzt, das einzige Mittel zur Rettung war eine falsche Angabe.

„Der Vater ist ausgegangen und kehrt erst Mittags wieder zurück,“ hauchten ihre Lippen kaum vernehmbar.

„Hihi, Du lügst, mein schönes Kind. Ich saß schon seit dem frühen Morgen vor Eurer Thür, um zu warten, habe Niemanden hinausgehen sehen. Mach'

also keine Ausflüchte. Wo steckt der Verfluchte, dem ich all' mein Unglück verdanke. Meine armen Kinder hat er braten lassen, langsam zu Tode braten. Ich will ihn zur Strafe abschlachten, ganz langsam, damit er merkt, wie schwer das Sterben ist. Nun also, heraus mit der Sprache!"

Susannas Muth begann sich trotz der fürchterlichen Drohung zu heben, sie hoffte mit Worten etwas erreichen zu können: „Ihr irrt Euch gewiß. Mein Vater hat keinem Menschen etwas zu Leide gethan, auch Euren Kindern nicht. Das sind andere schlechte Menschen gewesen, die Euer Unglück verschuldeten. Erzählt mir davon, vielleicht kann ich Euch einen guten Rath geben."

„Ihr wollt mich nur hinhalten," fuhr der Eindringling auf. „Wenn Ihr mir nicht sogleich die richtige Auskunft gebt, soll es mir auf einen Mord mehr nicht ankommen."

Er zückte dabei drohend das Messer. Sie stieß in Todesangst einen durchdringenden Schrei aus, gellend hallte es durch das Haus bis auf die Straße. Wuthentbrannt stürzte Jochen auf sie los, doch bevor er die schreckliche That begehen konnte, wurde er von einem kräftigen Arm gepackt und zu Boden geschleudert, daß er ächzend liegen blieb. Susanna aber glitt langsam auf die Erde nieder und verlor das Bewußtsein.

Der Retter in der Noth, Friedrich Lüneburg, war zufällig vorbeigegangen und hatte den Schrei gehört.

Zur richtigen Zeit sprang er hinzu, wer weiß, was einen Augenblick später geschehen wäre. Jetzt eilten auch, durch den Lärm aufmerksam gemacht, die Hausbewohner herbei. Zuerst erschien der Bürgermeister selbst. Der sich ihm darbietende Anblick war schreckhaft genug. Auf der Erde wälzte sich ein stöhnender Mann, dem Blut aus dem Munde quoll. Nicht weit von ihm lag das blinkende Messer. Der junge Lüneburg hatte Susanna aufgerichtet, doch ihr Köpfchen lehnte leblos gegen seine Schulter.

„Um Gotteswillen," rief Tinnappel, „was ist hier geschehen?"

„Nachher die Auskunft, Herr Bürgermeister, erst laßt das Fräulein zu sich kommen und sorgt dafür, daß der Kerl nicht entwischt."

Der Bürgermeister begriff schnell die Lage, er befahl zwei Dienern, auf den Mann zu achten, und trug mit Lüneburg gemeinsam Susanna in ein nahes Gemach. Den Frauen verwies er das laute Jammern, sie sollten Wasser herbeischaffen. Er und Bertha benetzten den Kopf der Ohnmächtigen, welche allmählich die Besinnung wieder erlangte; Lüneburg war in den Hintergrund getreten, doch hing sein Auge mit leidenschaftlicher Sorge an dem Antlitz Susannas.

Der erste Laut von ihren Lippen klang angstvoll:

„Wo ist er, der Schreckliche, mit dem Messer?"

„Beruhige Dich, mein liebes Kind," sagte der Bürgermeister. „Wir Alle sind um Dich, Dir droht keine Gefahr."

Sie richtete sich auf und sah umher, dabei haftete ihr Blick an dem jungen Manne:

„Ihr waret mein Retter, ich danke Euch.“

Sie streckte ihm noch matt die Hand entgegen, welche er an seine Lippen führte.

Und dann erzählte sie, wie der Wahnsinnige plötzlich neben ihr gestanden und nach dem Vater gefragt, darauf aber sie selbst mit dem Messer bedroht habe.

Der Bürgermeister drückte Lüneburg die Hand:

„Gott vergelt's Euch, Herr Friedrich, ich glaube, es war die höchste Zeit, daß Ihr kamt! Nun aber, Ihr Frauen, pflegt mir die Erschöpfte gut, daß sie sich bald von dem Schreck erhole. Wir wollen uns den Schurken draußen inzwischen etwas näher besehen.“

Die beiden Diener hatten Jochen auf einen Stuhl gesetzt und hielten ihn fest. Stumpfsinnig starrte er vor sich hin, ab und zu griff er nach seiner Brust und stöhnte schmerzlich, an Fortlaufen schien er gar nicht zu denken.

Der Bürgermeister trat auf ihn zu:

„Was wolltest Du hier im Hause?“ herrschte er ihn mit Donnerstimme an.

Jochen versuchte zu antworten, seine Lippen bewegten sich, er bemühte sich zu sprechen, man sah es, aber kein Laut entfloh seinem Munde. Die Augen nahmen jedoch einen anderen Ausdruck an, als wenn ihm das Verständniß über dasjenige aufginge, was

er zu thun babsichtigt hatte. Plötzlich wetterleuchtete es eigenthümlich in seinem Gesichte, er zuckte wie von Krämpfen befallen, bis ein Thränenstrom hervorstürzte und seinen widerstreitenden Gefühlen Erleichterung verschaffte.

Der Bürgermeister sah verächtlich kalt auf den Elenden:

„Ruft den Büttel herbei, damit er ihn in Verwahrsam nimmt. Die Folter wird ihm schon ein Geständniß entpressen.“

Da fand der Mensch endlich Worte:

„Erbarmen, Herr Bürgermeister, jetzt erst weiß und verstehe ich Alles. Ein Schurke hat mich bethört, mein Verstand war umnachtet, das gleißende Gold verlockte mich. Erbarmen, ich will Alles gestehen, nur die Folter erspart mir.“

„Fort mit ihm,“ rief Tinnappel, „das Weitere wird sich später finden.“

Er kehrte sich ab:

„Euch, Friedrich Lüneburg, werde ich Eure muthige Hülfe in der Noth niemals vergessen. Zählt stets auf mich, wenn Ihr einmal meiner bedürfet.“

Der ältere Mann drückte dem jüngeren noch einmal warm die Hand, dann trennten sie sich.

„Vorläufig beobachtet Schweigen über die Angelegenheit,“ rief der Bürgermeister dem Fortgehenden nach.

VII.

„Ihr habt uns böse Zeitung verkündet, Herr Secretarius. Feinde draußen und Feinde im Innern, dazu Schurken in schwedischem Solde! Die offenen Gegner lassen sich bekämpfen, die geheimen sind schwerer zu beseitigen.“

Mit sorgenvoller Stirne lehnte der Bürgermeister Tinnappel an dem gluthlosen Kamin und sah ernsten Blickes nach dem Secretair Kunstmann hinüber, welcher vor einem mit Papieren bedeckten Tische saß. Dieser stieß einen Seufzer hervor:

„Ja, ja, darauf war auch ich nicht gefaßt. Der arme Kerl, der Euch an's Leben wollte, ist durch den Brand der Waage verrückt geworden, Andere haben ihn als passendes Werkzeug benutzt. Wo aber steckt derjenige, welcher ihm das schwedische Gold für die That versprach? Wir wissen seinen Namen, aber konnten ihn bis zum heutigen Tage nicht finden. Ich fürchte außerdem, daß mehrere von dem Gelichter gedungen sind, um in unserer Stadt Unglück zu säen. Hütet Euch, Herr Bürgermeister, nehmet Euch in Acht, daß Euch kein Leides geschehe. Ihr seid die

Seele des ganzen Krieges, keiner verficht unsere Rechte mit gleicher, opferfreudiger Begeisterung. Die Geschlechter stehen uns lau gegenüber, wer weiß, ob sie nicht auch die Hand im Spiele haben."

„Damit wollt Ihr doch hoffentlich nicht sagen," fuhr der Bürgermeister auf, „daß es hier bei uns Leute giebt, denen jedes Mittel recht ist, um mich bei Seite zu schaffen? Kein ehrlicher Lübecker kann so etwas im Sinne haben. Nein solcher Schlechtigkeit sind meine Mitbürger unfähig."

„Denket an Brömse und seinen Anhang, Herr Bürgermeister. Ihr habet die schwere Zeit Eurer Jugend doch sicherlich nicht vergessen."

„Tod und Teufel, erinnert mich nicht daran. Noch sehe ich ihn vor mir, den hinterlistigen Katholiken mit den mädchenhaften Händen und den sanften Taubenaugen. Sein Inneres brütete finstere Pläne, während ein anmuthiges Lächeln seine Lippen umspielte. Aber konnte er, der Mächtigste von ihnen allen, nicht sein Werk vollenden und den neuen Geist unterdrücken, wie sollten seine schwächlichen Nachfolger dies vermögen? Seht Euch doch die Lüneburgs und die Hövelns genauer an, ob Ihr ihnen die rücksichtslose Verfolgung verbrecherisch kühner Absichten zutraut? Die Alten sind zu stumpfen Nörglern herabgesunken, die Jungen aber kämpfen wacker mit uns und haben ihr Gut und Blut in zahllosen Schlachten für die gemeinsame Sache eingesetzt. Nein, Herr Secretarius, Euer Verdacht ist unbegründet."

„Verzeiht ein offenes Wort, Herr Bürgermeister. Euer Sinn ist ehrlich und ohne Falsch, Ihr beurtheilet die Menschen nur nach Euch selbst. Es giebt aber Viele, die nicht so geartet sind, die sich fern vom Schuß halten und auf krummen Wegen weiterkommen, als Andere auf geradem Pfade. Habt Ihr nicht oft schon bitter empfunden, wie sie in der Rathssitzung durch laue Theilnahme, durch scheinbare Muthlosigkeit Eure Pläne durchkreuzten? Glaubt Ihr denn nicht, daß dem Allen Berechnung zu Grunde liegt? Wenn das Haupt mürbe wird, kommen die Glieder von selbst daran, denken Euere Widersacher. Könnten sie Euere Thätigkeit lahm legen, wäre Vieles für sie gewonnen. Daher liegt der Verdacht nahe, möglicher Weise so nahe, daß man ihn eben nur deshalb leichter übersieht."

Der Bürgermeister schritt einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich vor Kunstmann stehen: „Schenkt mir reinen Wein ein, ich will wissen, was Ihr meint."

Der Secretair räusperte sich und hob darauf an: „In dem Hause des jungen von Dalen, dessen Vater einer der heftigsten Gegner Wullenwewer's war, verkehrt ein Unterthan des Königs von Dänemark, der Kopenhagener Bürger Michel Schriwer. Ihr kennt ihn wohl, Herr Bürgermeister?"

Dieser nickte ungeduldig mit dem Kopfe. Kunstmann fuhr langsam fort: „Der Mann ist mit vielen unserer ersten Bürger bekannt, er hat überall freien

Zutritt und kann sehen, was er sehen will, obgleich er ein Fremder ist. Ich habe ihn nie recht leiden können, weil er ein gar zu freundliches Wesen zur Schau trägt und die Augen immer seitwärts wendet, sobald man mit ihm spricht. Oftmals schon habe ich darüber nachgedacht, weshalb er, der doch wenig hier zu schaffen hat, seit Jahr und Tag in Lübeck weilt. Auch die Freundschaft Dalens für ihn konnte ich mir nicht so recht erklären; an das Gerücht, daß er dessen alte Schwester heirathen wolle, habe ich niemals geglaubt. Ich erkundigte mich in unverfänglicher Weise bald hier, bald dort nach seinem Thun und Treiben, hörte aber nur, er habe einen ausgebreiteten Schriftwechsel und sende häufig Boten aus. Der Zufall ist mir in diesen Tagen zu Hülfe gekommen. Die beiden Männer, Dalen und Schriwer, gingen vorgestern über den Markt, in ein eifriges Gespräch vertieft. Als sie in die Schustergasse einbogen, verlor Schriwer einen Zettel, den ich aufhob und nicht wieder zurückgab. Das Papier zeigt die mir wohlbekannte Handschrift Dalens, hier ist es."

Der Secretair holte aus der Brusttasche seines Wammses den Zettel hervor und übergab ihn dem Bürgermeister. Dieser trat in die Nähe des Fensters und las:

Travemünde Blockhaus, 24 Stück Geschütze, aber wenig Besatzung, kein Pulver. Die Einfahrt in die . . . . — Hier war das Papier abgerissen. Tinn=

appel blickte fragend auf den Secretair: „Das sieht ja beinahe aus, als spionire der saubere Herr.“

„Mit Dalen im Bunde,“ vollendete Kunstmann.

„Ich kann es noch immer nicht glauben,“ sagte Tinnappel. „Dieses Blatt beweist vieles und auch garnichts, wie man es nehmen will. Aber im Auge behalten müssen wir die Beiden, vielleicht finden wir mit der Zeit einen weiteren Anhalt, der den Verdacht bestätigt oder entkräftet.“

„Inzwischen aber geht das Geschäft seinen Gang und wir haben den Schaden davon.“

„Gemach, Herr Secretarius, auf diesen Wisch hin können wir zwei unbescholtenen Männern nicht an den Kragen gehen. Denkt nur, welchen Lärm es abgeben würde, sollte sich ihre Unschuld zweifellos herausstellen! Da heißt es hübsch vorsichtig sein und das Netz über ihnen allmählich zusammenziehen, bis sie fest darin sitzen und nicht wieder herauskommen können. Mit Geduld erreichen wir in diesem Falle mehr, als durch allzugroße Eile, die leicht eine Uebereilung sein dürfte. Ich werde an einen sicheren Mann nach Kopenhagen schreiben und über Michael Schriwer Erkundigungen einziehen. Den Zettel aber läßt mich vorläufig in Verwahrsam nehmen.“

Der Secretair erhob sich: „Inzwischen werde ich Dalen beobachten und sollte sich mein Verdacht bestätigen, dann . . .“ er verschluckte den Schlußsatz.

Der Bürgermeister klopfte ihm auf die Schulter: „Alter braver Freund, Ihr seid meine rechte Hand.

Aber hütet Euch, daß Ihr im Uebereifer nicht Alles verderbt."

„Keine Sorge, Herr Bürgermeister, meine Haare sind in Erfahrung grau geworden. Es wäre überdies nicht der erste Schurke, den ich entlarvt hätte. Ich denke, Ihr könntet mir unbedingt vertrauen."

„Das thue ich auch," sagte Tinnappel mit herzlichem Tone, indem er dem Fortgehenden die Hand zum Abschiede reichte. Als die Thüre sich hinter Kunstmann geschlossen, setzte er sich an den Tisch und stützte das Kinn nachdenklich in die Hand. „Sie machen mir das Leben schwer," murmelte er. „Und was thue ich, was will ich denn? Nur die Größe meiner geliebten Vaterstadt bewahren, damit sie nicht zu einer elenden Landstadt herabsinkt. An ihren blühenden Handel wollen sie die Axt legen. Mit der Wurzel fällt der Stamm; wird Lübecks Handel untergraben, dann ist es mit seiner Bedeutung vorbei. Auch mir blutet das Herz, wenn ich sehe, wie unsere Besten ihr Leben auf der Wahlstatt lassen und die Bürger kaum noch die drückenden Kriegssteuern aufzubringen vermögen. Aber es muß sein, und kostete es nochmals Tausende von Männern und Hunderttausende von Schillingen."

Er schlug bei den letzten Worten gleichsam zur Bekräftigung mit der Faust auf den Tisch. Dann sprang er auf und schritt hin und her, in seinem Kopfe große Gedanken gegen einander abwägend; die

ihm persönlich drohenden Gefahren hatte er längst darüber vergessen.

Doch noch einmal wurde er heute daran erinnert, und zwar durch Susanna. Er rüstete sich zum Ausgehen, als das Mädchen zu ihm in's Zimmer trat.

„Du solltest jetzt nicht fortgehen, lieber Vater, wer weiß, ob sie Dir nicht nachstellen.“

„Närrchen,“ entgegnete er, „der gedungene Mensch ist in sicherem Verwahrsam und sonst wird sich Niemand an mich heranwagen.“

„Ich fürchte mich seit dem schrecklichen Auftritt, die Sorge um Dich zehrt an mir, ich kann die unbestimmte Furcht nicht los werden, daß Dir Unheil droht.“

„Sei nicht thöricht, mein Kind. Ich stehe in Gottes Hand, er wird sein Auge auch über mir offen halten. Böse Menschen hat es jederzeit gegeben und wird es auch ferner geben. Ein klarer Kopf und ruhiges Blut sind die beste Schutzwehr jedes ehrlichen Mannes, das Uebrige müssen wir der Vorsehung überlassen.“

„O Vater, beinahe wäre in diesem Hause das Entsetzliche geschehen, nicht immer ist ein kühner Retter zur Hand, wie diesmal.“

„Ja,“ erwiderte er, „Friedrich Lüneburg kam zur rechten Stunde; daß er gerade vor unserer Thüre vorbeigehen und Deinen Angstschrei vernehmen mußte, war höhere Fügung, der ich auch ferner in Demuth

mein Geschick anvertrauen will. Lebewohl, mein theures Kind, die Pflicht ruft mich."

Sie blickte ihm unter Thränen lächelnd nach, wie er stolz und sicher die Straße entlang schritt, von den Begegnenden ehrerbietig gegrüßt.

Er achtete nicht sehr auf die Umgebung, seine Gedanken beschäftigten ihn wiederum ausschließlich. Er dachte an den großen, unlängst errungenen Sieg und überlegte, wie die Folgen am Besten auszubeuten wären. Aber während er kühne Luftschlösser aufbaute, nahte schon ein neuer Feind, mit dem er nicht gerechnet hatte und dem auch der beherzteste Mann waffenlos gegenüber steht. Aus dem heißen Süden zog es schwerfällig langsam herauf, mit dumpfem Flügelschlage und verpestetem Odem. Und wo die Fittiche des Drachen das Sonnenlicht verfinsterten, erscholl Jammern und Wehklagen; wen sein heißer Athem streifte, der war unrettbar dem Tode verfallen, wie glühendes Blei durchfloß es die Adern und verbrannte das Mark. In verzehrendem Schmerze krümmte sich die Menschheit und stieß ohnmächtige Verzweiflungsschreie aus, welche ungehört gen Himmel verhallten. Der alte Kunstmeister hatte Recht behalten, seine Zeichen waren nicht trügerisch gewesen, sie nahte mit Riesenschritten, die unheimliche Pest.

„Herr Bürgermeister," sprach einer der Rathsherren zu Tinnappel, als er ihm in der Breitenstraße begegnete, „schlimme Botschaft bringe ich Euch. Wir haben einen Feind im Innern, dessen wir so leicht

nicht Herr werden dürften. Unten an der Trave hat der schwarze Tod seinen Einzug gehalten, ein Mensch ist an der Pest gestorben."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt, daß Ihr Euch geirrt habt," entfuhr es den Lippen des Bürgermeisters; er war kreidebleich geworden.

Der Andere schüttelte traurig das Haupt: „Leider ist kein Zweifel mehr daran, der Todte ist über den ganzen Körper mit schwarzen, eiterigen Beulen bedeckt. Gestern noch war er gesund, Abends klagte er über Schmerzen im Kopfe, heute Morgen ist er todt. Der Mann war über Land vom Rheine hergekommen."

Schmerzerfüllt blickte der Bürgermeister nach oben: „Gott im Himmel, nur dieses Unglück hättest Du uns ersparen sollen, mit den anderen Feinden wären wir schon allein fertig geworden."

Dann ging er auf's Rathhaus, um in dem schnell versammelten Rathe die Maßregeln zu besprechen, mit denen man das Volk beruhigen und die Ausbreitung der schrecklichen Krankheit hemmen könne. Er fand auch dort nur bleiche Gesichter, die Furcht hatte in die Herzen ihren Einzug gehalten und lag wie ein schwerer Bann auf den Häuptern der Stadt.

VIII.

Zum Glück nahm die fürchterliche Krankheit anfänglich einen gelinden Verlauf. Viele Menschen erkrankten zwar, aber die Zahl der Todesfälle war verhältnißmäßig gering. Der Rath suchte so lange wie möglich den wahren Namen der Krankheit zu verheimlichen, lag ihm doch viel daran, daß der ausgeschriebene Hansatag um Bartholomäus zahlreich beschickt werde. Es kamen aber dennoch nur wenige Gesandte und diese waren obendrein uneinig. Die Hamburger weigerten sich, Lübeck und den Dänen Hülfe zu leisten, die von Rostock, Greifswald und Anklam erwiesen sich geradezu als Feinde und hielten nicht mit ihrer Ansicht zurück, daß ihr eigener Vortheil sie auf die Seite der Schweden zöge. So trennten sie sich denn nach wenigen Tagen in Hader und Zwietracht und Lübeck erkannte immer deutlicher, daß es in den neu bevorstehenden Kämpfen auf sich allein angewiesen sei.

Bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit zeigte sich der muthvolle, hoffnungsfreudige Charakter Tinnappels im hellsten Lichte. Jeder Sache, und sah sie auch

noch so schwierig aus, wußte er die beste Seite abzugewinnen, die Zaghaften ermuthigte er, den Klagenden legte er dar, daß sie keinen Grund zur Beschwerde hätten, denn ihre Lage sei immer noch sehr viel besser, als sie werden müsse, wenn man nicht alle Kräfte bis zum Aeußersten anspanne. Seiner zündenden Beredsamkeit gelang es sogar, die Bürger ohne sonderlichen Widerspruch zur Zahlung einer neuen, für Kriegszwecke bestimmten Abgabe zu veranlassen. Im Spätherbste trat die Pest aber stärker auf und raffte Hunderte von Menschen in jeder Woche hin. Das Jahr war sehr fruchtbar gewesen, alle Lebensmittel hatten einen äußerst geringen Preis und das Obst war so billig, daß es halb verschenkt wurde: vielleicht erhöhte der übermäßige Genuß von Früchten die Sterblichkeit. Der Bürgerschaft bemächtigte sich jene dumpfe Stimmung, welche gegen äußere Eindrücke unempfindlich macht. Die Prediger donnerten Sonntags in den Kirchen über die Sündhaftigkeit und stellten die Pest als eine wohlverdiente Strafe des Himmels hin. Der Eine oder Andere von ihnen ließ auch durchblicken, daß schwere Schäden in der Verwaltung auf Rechnung der Neuerer zu setzen seien, welche die geheiligten, von den Vorfahren überlieferten Privilegien der Geschlechter anzutasten und auf anderen Grundlagen ein demokratisches Gemeinwesen aufzurichten gedächten. Hier und dort wurde auch das verhängnißvolle Wörtchen „Verrath" laut, doch wagte Niemand einen Namen zu nennen, vielleicht weil der Schein

eines Beweises für dasjenige, was man zu glauben wünschte, nicht erbracht werden konnte. Kurz und gut, wenn man Alles zusammennahm, so mußte man sich sagen, daß unter Umständen ein leiser Anstoß genügen konnte, um einen gewaltsamen Ausbruch der aufgehäuften Leidenschaften nach der einen oder anderen Richtung hin hervorzurufen.

Im Anfang des Monats November tobte tagelang ein entsetzlicher Sturm, welcher in der Stadt und der Umgebung großen Schaden anrichtete. Mit fürchterlichem Gekrach stürzte in einer Nacht der Dachreiter vom Dome herunter und zerschmetterte im Fallen einen Theil des Daches und mehrere Kirchenfenster. Auch auf der See hauste das Unwetter mit vernichtender Gewalt, zahlreiche Schiffe wurden zertrümmert und manch' wackerer Seemann fand ein frühzeitiges nasses Grab. Der Krieg gegen Schweden mußte vollständig ruhen, wenn man auch trotz alles Ungemaches eifrig an der Vervollständigung des Kriegsgeräthes arbeitete, um im Frühjahre mit frischer Kraft den neuen Feldzug beginnen zu können.

Der Bürgermeister Tinnappel hatte den Kopf voller Sorgen, er überdachte Alles und suchte nach bestem Vermögen die herben Schicksalsschläge durch verdoppelten Eifer wett zu machen. Dabei verlor er die Andeutungen Kunstmanns nicht aus dem Auge, obgleich bis jetzt kein auffälliger Schritt der Betheiligten den einmal rege gewordenen Verdacht hätte bestätigen können. Der Wahnsinnige saß noch immer im Ge-

fängniß, seinen Genossen aber fand man nicht, der schien spurlos von der Erde verschwunden zu sein.

In die Einförmigkeit des Familienlebens im Tinnappel'schen Hause kam Abwechselung durch den Besuch eines vornehmen Dänen. Der König sandte nämlich einen Edelmann Namens Niels Trull nach Lübeck, um mit dem Rathe der Stadt die Schritte zu besprechen, welche man in der günstigeren Jahreszeit auszuführen gedachte. Niels Trull war ein stattlicher Mann in den besten Jahren, mit feinen Umgangsformen und weitgereist. Er hatte mehrere Male den Ocean durchfurcht und Amerikas Boden betreten. Er verstand seine Erlebnisse mit wohlgesetzten Worten vorzutragen und wurde bald ein Liebling des Hauses, in dem er gastliche Aufnahme gefunden hatte. Abends, wenn die Geschäfte des Tages beendet waren, saßen die Frauen stundenlang ihm gegenüber und lauschten seinen Erzählungen. Besonders Berthas Blicke hingen mit züchtiger Bewunderung an den Lippen des Edelmannes, der auch seinerseits dem schönen Mädchen freundlich zugethan schien. Mehr vielleicht, als einem Anderen lieb war, denn Gotthard von Höveln ließ seinem Freunde gegenüber einmal eine Bemerkung fallen, welche diesen stutzig machte.

„Niels Trull bleibt länger hier, als nothwendig ist. Er scheint festere Bande zwischen Dänemark und Lübeck knüpfen zu wollen," sagte Gotthard in bitterem Tone.

„Aber Freund," meinte Lüneburg, „Du hast mir

ja in vernünftigster Weise auseinandergesetzt, daß Du Bertha niemals heirathen könntest. Gönne das Mädchen dann doch wenigstens einem braven, gottesfürchtigen Manne, der sie hoch in Ehren halten wird."

Ein Seufzer war die Antwort: „Ich gönne sie keinem Menschen."

Friedrich sah mitleidig auf den Anderen: „Wenn es so um Dich steht, dann versuche sie doch selbst zu erringen."

Gotthard zuckte die Achseln: „Hast Du denn schon die Einwilligung des Bürgermeisters zu einer Verbindung mit Susanna?"

„Du machst mich zur richtigen Stunde darauf aufmerksam. Ich werde vor den Vater hintreten und ihn um die Hand seiner Tochter bitten."

„Du wirst eine abschlägige Antwort erhalten."

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht." Damit ging Friedrich fort und Gotthard schaute ihm kopfschüttelnd nach: „Tinnappel wird Nein sagen. Armer Freund, die Enttäuschung kann Dir nicht erspart bleiben."

Friedrich Lüneburg lief aufgeregt durch einige Straßen, bis er sich besann und langsam umkehrte. „Ich war ein Thor, daß ich mich bisher scheute, das entscheidende Wort auszusprechen. Einmal muß ich ja doch erfahren, wie der Vater darüber denkt. Drum sei es heute. Niels Trull könnte vielleicht gar auf den Gedanken kommen, daß Susanna . . . nein, ich muß mir Gewißheit verschaffen."

Er betrat wenige Minuten darauf das Haus des

Bürgermeisters. Dieser war überrascht, den jungen Mann zu ungewohnter Stunde bei sich zu sehen, und fragte erstaunt nach seinem Begehr.

„Herr Bürgermeister," begann dieser, „seit Jahren habt Ihr mir den freundschaftlichen Verkehr in Eurem Hause gestattet, ohne zu fragen, weshalb ich so oft hierher kam. Dennoch wird Eurem scharfen Blicke der Grund nicht unbekannt geblieben sein. Ihr wißt, daß ich Euch verehre und an allem Eurem Thun und Lassen, soweit es in meinen Kräften stand, mir ein Beispiel zu nehmen suchte. Aber mehr noch als Ihr, zog mich ein anderes Wesen hierher. Ich liebe Susanna, gebt sie mir zum Weibe, ich will Euch ein dankbarer Sohn sein."

„Weiß Euer Vater um diese Werbung?" war die kurze Gegenfrage.

„Nein, mein erster Schritt war zu Euch."

Der Bürgermeister sah dem jungen Mann scharf in die Augen: „Ihr kennt ebensogut wie ich den unter einer dünnen Aschenschicht fortglimmenden Haß der Geschlechter gegen uns, besonders gegen mich. Wenn äußerlich auch Friede besteht, — die Noth der Zeit fordert ihn gebieterisch — so ist dennoch jedes verwandtschaftliche Band zwischen uns unmöglich. Ich bin zu stolz, als daß ich es dulden könnte, meine Tochter von Euren Angehörigen mißachtet, als frechen Eindringling in die adelsstolze Familie betrachtet zu sehen."

„Herr Bürgermeister," fuhr Lüneburg auf, „wägt

Eure Worte. Ich bin Mannes genug, um Susanna vor Jedem zu schützen."

„Ihr habt es neulich durch die That bewiesen und ich zweifle auch nicht daran, daß Ihr in jeder Gefahr ebenso handeln würdet, denn Ihr seid ein muthiger und braver junger Mensch. Aber gegen die spitzen Nadelstiche verborgener Rede, gegen die oft kaum bemerkbaren Zeichen der Mißachtung, welche der Betroffene häufig allein und um so herber fühlt, gegen diese meinem Kinde drohende Gefahr seid Ihr wehrlos. Friedrich Lüneburg, Ihr und Susanna würdet Beide Eures Lebens niemals froh werden, deshalb versage ich Euch die Erfüllung Eurer Bitte. Ich wünschte, Ihr hättet das Wort nicht ausgesprochen, welches mir diese herbe Erwiderung entpreßt. Ich habe Euch lieb und bin Euch verpflichtet, deshalb wird es mir schwer, so zu Euch zu sprechen."

Friedrich gedachte erbleichend der Worte, welche der Freund ihm unlängst gesagt hatte. Er faßte sich aber und sprach: „In diesem Augenblicke, Herr Bürgermeister, will ich nicht daran erinnern, daß ohne den glücklichen Zufall, der mich hierher führte, wahrscheinlich Eure Tochter nicht mehr unter den Lebenden weilte. Nein, fern sei es von mir, einen persönlichen Druck auf Euch ausüben zu wollen. Eines jedoch gestattet mir hervorzuheben. Es ist eine neue Zeit geworden, der Glanz der alten Geschlechter — ich, der ich ihnen selbst angehöre, spreche es offen aus — verblaßt, eine andere Generation kommt an's Ruder

und führt es mit jener selbstbewußten Kraft, welche der feste Glaube an die Zukunft verleiht. Ihr, Herr Bürgermeister, seid einer der wackersten Vorkämpfer der neuen Zeit, Ihr versteht, wie kaum ein zweiter, jedes rechtliche Mittel zu benutzen, um Euch die Vortheile der Gegenwart zu sichern. Je schneller sich die Gegensätze ausgleichen, desto eher werdet Ihr Euer Ziel erreichen. Ist es nun aber nicht der versöhnendste Schritt, den Ihr thun könnt, wenn Ihr Eure Tochter einem Manne hingebt, dessen Vergangenheit auf dem Euch feindseligen Boden wurzelt? Wenn dieser Mann Euer Kind liebt und den heiligen Schwur ablegt, Alles, was in seinen Kräften steht, zu thun, um das zarte Wesen vor jeder Unbill zu behüten, so sollte Euch dies alle — verzeiht das Wort! — kleinlichen Bedenken nehmen. Durch Euren Widerspruch macht Ihr vielleicht zwei Menschen unglücklich und erreicht größere Entfremdung, wo Euch, uns und dem Gemeinwesen, die Annäherung mehr frommen würde. Gebt mir Susanna zum Weibe, Herr Bürgermeister, Alles spricht dafür, Nichts dagegen, sofern Ihr meine Person, vollständig abgesehen von den Verhältnissen, dessen sonst für würdig haltet."

Der Bürgermeister erhob sich und trat an das Fenster. Eine kurze Weile schaute er in Gedanken versunken hinaus, dann kehrte er sich um und sprach: „Ihr selbst, Friedrich Lüneburg, habt mit dem, was Ihr sagtet, eindringlicher gegen Euch gesprochen, als ich es vermocht hätte. Ich bin viel älter als Ihr,

ja, ich könnte Euer Vater sein. Die Zeiten, welche ich hier erlebt habe, liegen Euch ferner, Ihr kennt sie nur von Hörensagen. Ich aber, junger Mann, habe sie durchlebt und eine Lehre daraus gezogen: Niemals, versteht mich recht, niemals wird der Stolz der alten Geschlechter sich gutwillig den Forderungen der Neuzeit beugen, niemals werden sie freiwillig auf ihre angeblichen Rechte, die sie Jahrhunderte eigenmächtig ausgeübt, verzichten. Scheinbar, in der Noth der Zeit, können sie sich wohl fügen, sobald ihnen aber der Augenblick günstig erscheint, werden sie das verhaßte, mit Widerwillen ertragene Joch abschütteln und blutige Rache an den vermeintlichen Frevlern gegen das Althergebrachte nehmen. Wir haben jetzt untereinander stillschweigend Waffenstillstand anerkannt. Wer weiß, wie bald er ein Ende nimmt und dann wird es fürchterlich tagen. Nicht mit Güte, nicht durch Anbahnung verwandtschaftlicher Bande kann der Gegensatz verwischt werden, nein, nur, wenn der Eine von uns zu Boden geschleudert, vernichtet ist, wird der Friede wiederkehren, den wir im Innern so nöthig brauchen. Feuer und Wasser, Geschlechter und Bürger, in dem Sinne, wie ich es verstehe, passen nicht zusammen. Ihr werdet Euch von Euren Angehörigen nicht lossagen, und wenn Ihr es auch wolltet, Ihr könntet es gar nicht einmal, dazu ist der Raum innerhalb unserer Stadt zu beschränkt. Ich aber will nicht, daß meine Tochter sich von mir lossagt, sie soll mein Kind bleiben, auch wenn sie einem Manne

folgt. Geht, Friedrich Lüneburg, und bleibt mir, solange es die Vertheidigung unserer gemeinsamen Vaterstadt gegen den auswärtigen Feind gilt, ein Freund. Nachher, wenn der Friede geschlossen ist, wollen wir uns hier im Innern gegenübertreten mit offenem Visir, durch keine Rücksicht, als die auf unsere Ehre allein, gebunden."

Friedrich stand langsam von seinem Platze auf: „Nach Euren Worten von soeben verbietet mir die Ehre, Euer Haus noch einmal zu betreten. Der Schmerz, den Ihr mir bereitet habt, wird nur durch die Hoffnung gelindert, daß Ihr Eure Ansicht ändern werdet. Lebet wohl, Herr Bürgermeister, und entschuldigt mich bei den Frauen."

Tinnappel hielt ihm die Hand entgegen: „Der Mann, welcher meiner Tochter das Leben gerettet, soll nicht aus meinem Hause verbannt sein. Schlagt ein zum Zeichen, daß Ihr mir nicht grollt."

Zögernd legte Friedrich einen kurzen Augenblick seine Hand in diejenige des Bürgermeisters: „Lebt wohl."

„Auf Wiedersehen," sagte der ältere Mann herzlich und sah dem Fortschreitenden wehmüthig nach. Auf dem Flure begegnete Lüneburg dem dänischen Edelmann. Er eilte jedoch mit kühlem Gruß an ihm vorüber. Niels Trull schüttelte den Kopf: „Was mag dem heute in die Quere gekommen sein?" Dann trat er zum Bürgermeister in die Stube und bald hatten die beiden Männer bei einem wichtigen Gespräch über die Zukunft den abgewiesenen Liebhaber vergessen.

IX.

Es war Abend, Susanna saß auf ihrem Stübchen; sie hatte ihr langes Haar gelöst, so daß es über den weißen Nacken hinabfluthete. Bertha stand vor ihr und schaute ihr lächelnd in die Augen.

„Schwester, ich bin glücklich.“

„Hat Dir der stolze Mann seine Liebe gestanden?“ fragte Susanna.

„Dessen bedarf es nicht. Aus seinem Blicke lese ich sie, aus jedem Worte fühle ich seine Neigung, der Händedruck von ihm durchrieselt mich mit wohlthuender Wärme. Noch ist den Lippen nicht das entscheidende Wort entflohen, aber er wird nicht von hier gehen, ohne es gesprochen zu haben, ich weiß es.“

Susanna seufzte: „Denkst Du denn gar nicht an Gotthard?“

„Nein,“ sagte die Schwester ehrlich, „seine Erscheinung ist erblaßt, und die Erinnerung an ihn macht mich lächeln. Wirklich von Herzen, so wie ich jetzt liebe, bin ich ihm nie zugethan gewesen.“

„Der arme Mensch! Er wird sehr betrübt sein.“

„Bah, wenn er vor seiner Chronik sitzt und schreiben kann, vergißt er die ganze Welt. Pergament und Dinte sind seine einzigen Geliebten."

„Ich glaube, daß er darin nur Zerstreuung sucht, um die trüben Gedanken zu bannen, welche ihn oftmals beschleichen."

„Sieh, sieh! Meine kleine Schwester scheint ein weites Herz zu haben, in welches sich zwei Männer theilen dürfen. Ich möchte wohl wissen, was Friedrich Lüneburg zu dieser Entdeckung sagen würde."

„Spötterin, Du weißt, wie ich es meine."

Bertha sah einen Augenblick nachsinnend zur Erde: „Susanna," sagte sie dann plötzlich, „wir müssen an einem Tage Hochzeit machen."

Die Angeredete erröthete bis an die Haarwurzeln und schwieg, während ein feuchter Glanz ihre Augen erfüllte, ja, die Schwester glaubte eine verstohlene Zähre die Wange hinabperlen zu sehen. Erschrocken legte sie den Arm um den Nacken der leise Abwehrenden und sah ihr innig in's Antlitz:

„Weshalb die Thräne, Geliebte?"

„Du fragst noch und hast mir doch selbst erzählt, daß der Vater niemals seine Einwilligung zu einer Verbindung unseres Hauses mit einer Geschlechterfamilie geben würde. Friedrich meidet uns seit einiger Zeit, ich ahne Böses."

„Du bist ein Närrchen," erwiderte Bertha, der Schwester sanft die Wange streichelnd, „und bereitest Dir unnütze Sorgen. Friedrich muß doch erst einmal

den Versuch wagen, vielleicht opfert der Vater dem Glücke des Kindes wenigstens einen kleinen Theil seiner Abneigung gegen die Lüneburgs."

Susanna schüttelte wehmüthig den Kopf: „Ich fürchte, er hat bereits mit dem Vater gesprochen und ungünstigen Bescheid erhalten. „Anders kann ich mir sein Fernbleiben nicht erklären."

„Das Auge der Liebe sieht mit Sorge, wenn der Geliebte fern ist. Ich erfahre es täglich. Sobald er aber vor mich hintritt, sind die thörichten Gedanken verscheucht und das klopfende Herz kann kaum die Gewalt seines Schlages bemeistern. Auch Dein Kummer wird bald in Nichts zerrinnen."

„Gott gäbe es," seufzte Susanna. Dann legten die beiden Mädchen sich zur Ruhe nieder.

Unten aber saßen an demselben Abend der Bürgermeister und sein Gast noch bis spät in die Nacht hinein beisammen. Vor den beiden Männern auf dem Tische stand eine Kanne goldigen Rheinweines. Sie nippten nur aus den vollen Bechern, wenn das ernste und erregte Gespräch ihre Lippen getrocknet hatte.

„Ihr wißt jetzt, wie es mit uns steht," sprach der Bürgermeister. „Ehrlich und mit ganzer Kraft wollen wir im Frühjahre den Kampf erneuern. Aber wir müssen von Eurem Könige als Gegenleistung fordern, daß er eine genügende Zahl von Schiffen ausrüste, damit wir den Schweden die Spitze bieten und die holländischen Handelsschiffe von unserer See fern halten können. Bis jetzt, Ihr könnt es nicht

leugnen, hat Lübeck die größeren Opfer gebracht und ist doch nur eine einzelne Stadt! Soll der Kampf sich nicht bis in's Endlose fortspinnen, so muß Dänemark Alles daran setzen, um uns kräftig zu unterstützen."

„Der Vortheil Lübecks, Herr Bürgermeister," sagte Niels Trull, „ist auch größer als der unsere. Ihr erhaltet Euch im Falle des Sieges dasjenige Handelsgebiet, auf dessen Nutzbarmachung allein Eurer Wohlbestand beruht. Wir aber führen den Krieg nur weil er uns von Schweden aufgedrungen wurde."

„König Friedrich hat mit Freuden eingeschlagen, als wir ihm ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind anboten. Unsere Hülfe kam ihm gerade zur richtigen Zeit."

„Gewiß, ich will den Werth Eurer Bundesgenossenschaft auch nicht herabsetzen. Doch scheint mir nur billig, wenn Derjenige den größten Theil der Zeche bezahlt, der am meisten verzehrt."

„Dann soll man ihm aber auch das bezahlte Mahl nicht kürzen wollen," fuhr Tinnappel auf. „War es auch billig, Herr Ritter, daß der König die Herausgabe Jacob Bagges von uns forderte? Soll ich Euch hundert wackere Männer vorstellen, welche bezeugen, daß nur Lübecker Schiffe und Lübecker Kriegsvolk den ‚Mageloes' eroberten? Was wir mit unserem Blute erkauft, während der Däne fern vom

Schusse war, das soll ungeneidet unser sein und bleiben."

„Mäßigt Euren Zorn," entgegnete Niels Trull würdevoll. „Der König war durch einen falschen Bericht getäuscht, es hat ihm nachher selbst leid gethan."

„Er hätte sich erst bei uns erkundigen müssen, bevor er in einem Briefe ein Ansinnen stellte, welches unserer Ehre zuwider ging."

„Aber ich verstehe nicht, weshalb Ihr die alte Geschichte heute aufrührt. Ist doch längst Alles zum Guten geregelt."

„Ihr versteht es nicht, nun, ich will Euch den Grund sagen, Herr Ritter. Dem Könige ist unsere Hülfe genehm, aber er glaubt mit uns sprechen zu können, wie mit den Bürgern seiner Hauptstadt. Und da irrt er sich und ich möchte, daß Ihr Euer Theil dazu beitragt, ihm diesen Irrthum ein für alle Mal zu benehmen. Lübecks Vergangenheit redet eine deutliche Sprache, wir wollen der Thaten unserer Vorfahren würdig sein und bleiben. Wir sind freie Bürger einer freien Stadt, deren Ehre ebenso hoch steht, wie diejenige manches Königreiches. Geringschätzung haben wir niemals geduldig ertragen, die duldet nur der Schwächling. Soll unser gutes Verhältniß Bestand haben, so bedeutet König Friedrich, daß wir uns als Bundesgenossen ihm vollständig gleich dünken und bei jeder Abrechnung den Antheil, welcher uns gebührt, wenn es sein muß, mit Gewalt zu behaupten wissen werden."

Ein feines Lächeln überflog die Züge des Dänen: „Ihr sprecht stolz, wie dereinst Wullenwewer, ich will darob nicht mit Euch hadern. Aber etwas geändert haben sich die Zeiten doch. Eurem Scharfblick, Herr Bürgermeister, wird dies sicherlich nicht entgangen sein. Aber nichts für ungut," — er winkte beschwichtigend mit der Hand, als Tinnappel heftig auffahren wollte — „ich werde Alles, glaubt mir, in Kopenhagen aufbieten, um Euren Wünschen nach Kräften und soweit es sich mit meiner Stellung verträgt gerecht zu werden. Damit könnt Ihr zufrieden sein, Niels Trull hält sein Wort."

„Wann werdet Ihr abreisen? fragte Tinnappel.

„Morgen, übermorgen, sobald ein günstiger Wind weht, der mein Schiff gen Norden leitet. Aber der Abschied von Eurem Hause wird mir schwer. Ich habe hier eine Blume gefunden, welche ich in meine Heimat verpflanzen möchte, um sie dort zu hüten und zu hegen. Herr Bürgermeister, ich bin ein ehrlicher Mann, der seine Gedanken gerade heraussagt. Darum trete ich offen vor Euch hin und bitte Euch hiermit um die Hand Eurer Tochter Bertha. Sie hat es mir angethan, wie keine Andere vordem. Ich werde sie fern von ihrer Heimat hoch in Ehren halten."

Der Bürgermeister sprang erregt auf: „Darf ich meinen Ohren trauen? Ihr, der Edelmann, begehret die Tochter des Bürgers? Mein Lebtag habe ich nicht danach gestrebt, mich den Geschlechtern zu ver-

binden, und nun seid Ihr schon der Zweite, welcher mit rauher Hand in den Frieden meines Hauses greift! Mein Gott, weshalb muß mir, gerade mir, das geschehen?"

„Ich weiß nicht, wen Ihr sonst meint, kann ich's mir gleich denken," erwiderte Niels, — er erinnerte sich dabei an den hastigen Abgang Friedrich Lüneburgs —; „aber ich begreife nicht, was Euch ansicht. Zur Unehre wird es Eurem Hause doch sicherlich nicht gereichen, daß brave Männer aus edler Familie Eure Töchter begehren."

Tinnappel starrte einen Augenblick sprachlos in das Antlitz des Sprechers. Er kämpfte mit sich, ob er eine herbe Antwort geben solle oder nicht. Doch dieses Mal siegte die ruhige Ueberlegung:

„Euer Antrag überrascht mich, laßt mir Bedenkzeit bis morgen."

„Weshalb wollt Ihr zaudern, Herr Bürgermeister?" fragte er Däne warm. „Ich habe tief in die Augen Berthas geschaut und aus ihnen das Glück meines Lebens gelesen. Wenn das Mädchen einwilligt, solltet Ihr doch Nichts dagegen haben."

Der Bürgermeister schritt einige Male in dem Zimmer auf und ab.

„Wunderbar," murmelte er für sich, „wunderbar. Ist es doch, als wolle das Geschick mich zwingen, in das feindliche Lager überzugehen."

Niels folgte mit ruhig ernstem Blick der hohen

Gestalt. Als der Andere aber mit einer Antwort zögerte, sagte er:

„Ihr wißt, daß ich unsere gemeinsame Sache am königlichen Hofe mit ganzer Kraft vertreten werde, mein Edelmannswort bürgt dafür. Aber es wird Euch doch einleuchten, Herr Bürgermeister," — hier lächelte er unmerklich — „daß Eurem Schwiegersohne die Angelegenheit noch dringender am Herzen liegen muß."

Jetzt fuhr ein seltsames Leuchten über die Züge des Bürgermeisters: „Ihr greift mich mit unehrlichen Waffen an, Herr Ritter. Doch sei's darum, morgen früh will ich Euch Bescheid geben. So lange müßt Ihr mir Zeit lassen." Als Niels eine Erwiderung versuchen wollte, schnitt er ihm das Wort ab: „Das Schicksal einer Tochter läßt sich nicht im Handumdrehen bestimmen. Ihr werdet dem Vater doch wenigstens einige Stunden der Ueberlegung gönnen."

„So schlaft wohl, Herr Bürgermeister, ich hoffe Euch bald Vater nennen zu dürfen."

Tinnappel leuchtete dem Edelmann selbst bis an die Thüre des Gastzimmers. Als er die Treppe wieder hinabstieg, zitterte das Licht in seiner Hand. „Mein Gott," wiederholte er leise, „soll ich denn wirklich mit allen Anschauungen brechen, die ich bis heute verfochten habe?"

X.

Niels Trull erhob sich am nächsten Morgen frühzeitig von seinem Lager. Ein Gedanke hatte ihn beim Schlafengehen beherrscht und nachher seine Träume gestört. Mit diesem Gedanken war er erwacht und er beschloß, ihn, soweit es möglich war, zu verfolgen. Er verließ das Haus und wandte seine Schritte der Wohnung Friedrich Lüneburgs zu. Dieser war sehr erstaunt, den Edelmann bei sich eintreten zu sehen.

Niels setzte sich auf einen Stuhl und begann ohne Umschweif:

„Wir Beide sind in derselben Lage, Herr Friedrich, nur mit dem Unterschiede, daß ich die meinige verbessern werde, während Ihr noch in der Euren aussichtslos verharren müßt. Ihr liebt Susanna, nicht wahr?“

Verwirrt und betreten, fand der junge Mann nicht gleich die richtige Antwort. „Ich weiß nicht . . .“

„Wie man eine so merkwürdige Frage stellen kann, wollt Ihr erwidern. So hört denn! Ich biete Euch offene Bundesgenossenschaft an. Wir sind aus edlem Hause, ein großer Fehler in den Augen des Bürgermeisters Tinnappel. Um so größer, als wir

Beide die feste Absicht hegen, eine seiner Töchter zu heirathen. Ich habe gestern um die Hand Berthas angehalten, trügen die Zeichen nicht, so erhalte ich heute die Einwilligung des Vaters. Nach Eurem unfreundlichen Abgange von unlängst, — lieft Ihr mir doch vorüber, als habe der Türke Euch die Haare einzeln aus dem Barte gerissen — muß ich glauben, daß Ihr von Eurem Ziele noch ziemlich weit entfernt seid. Ist dem nicht also?"

Unmuthig bejahte Friedrich. „Ich begreife aber nicht, auf welche Weise Ihr mir helfen könntet," sagte er finster.

„Nun, die Annahme meiner Werbung ist doch auch ein Schritt vorwärts in Eurem Sinne. Wenn der Vater mir, dem Edelmanne eine Tochter giebt, kann er Euch die Andere nicht versagen, weil Ihr aus einem alten Geschlechte abstammt. Der hauptsächlichste Grund wird also hinfällig. Mich däuchte sobald ich alsdann noch ein Uebriges thue und ihm gut zurede, wird sich mit der Zeit Alles finden."

„Ihr kennt eben nicht die Verhältnisse meiner Vaterstadt. Gegen den äußeren Feind sind wir einig, im Innern aber heben Neid und Mißgunst ihr Haupt und zerstören die Eintracht. Ihr habt die Inschrift auf unserem Holstenthor gelesen: Concordia domi foris pax. Die Eintracht zu Hause ist gerade ebenso viel werth, wie der Friede nach Außen."

„Das klingt ja beinahe, als bedauertet Ihr den Krieg gegen Schweden. Und Ihr selbst habt doch erst

in diesem Jahre bewiesen, wie freudig und mannhaft Ihr das Schwert zu führen wisset."

„Der Kampf reinigt die Luft, wie der Blitzstrahl aus gewitterschwüler Wolke, Herr Ritter. Wir würden in dem jahraus, jahrein abwechslungslosen Gange der Alltäglichkeit und kleinlichen Haders verkommen, brauste nicht ab und zu ein ordentlicher Sturmwind, der das morsche Laub vor sich herjagt und Raum für frische Triebe und neues Wachsthum schafft."

Niels Trull schüttelte bedächtig mit dem Kopfe. „Gerade ein kleines Gemeinwesen bedarf des Friedens im Innern, Lübeck wurde mächtig, weil es in kluger Benutzung aller Verlegenheiten seiner Nachbarn für sich Vortheile zu schmieden wußte. Die Zeiten sind inzwischen andere geworden und neue Bahnen haben sich dem Handel eröffnet. Wollet Ihr gegen die mächtigen Strömungen unseres Jahrhunderts Eure Privilegien, so weit es noch möglich ist, zu behaupten suchen, so müßt Ihr nicht nur während eines Krieges, sondern immer, auch in ernster Friedensarbeit Euch fest zusammenschließen. Die Geschlechter stehen den Bürgern feindselig gegenüber, tiefen Groll im Herzen über das Abnehmen ihres Einflusses. Die Bürger aber sehen argwöhnischen Blickes auf ihre früheren Gebieter und sie haben vielleicht nicht Unrecht: erinnern sich doch manche von ihnen noch der Tage, welche auf Wullenwewers Sturz folgten. Beide Theile verlieren nur bei diesem unerquicklichen Verhältniß. Nicht der Sturmwind soll, wie Ihr meint, die Luft bei Euch

reinigen, Ihr selbst, jeder nach seinem Vermögen, müßt Alles daran setzen, um solchem Zustand ein Ende zu machen. Etwas mehr Entgegenkommen von beiden Seiten würde den fruchtlosen Streit beendigen und eine frohere Zukunft Euerer Vaterstadt einleiten."

„Ihr seid ein scharfer Beobachter, Herr Ritter, aber Eines habt Ihr vergessen. Wir Jüngeren stellen unser Leben der allgemeinen Sache zur Verfügung und trotzdem haßt uns der Bürger. Soll ich Euch die Worte Tinnappels wiederholen, die er mir auf meine Bitte um die Hand seiner Tochter zur Antwort gab?"

Niels winkte abwehrend: „Ich weiß sie, ohne eine Silbe gehört zu haben. Deshalb komme ich eben zu Euch und trage Euch meine Bundesgenossenschaft an. Schlagt ein, Friedrich Lüneburg, wir wollen zusammenhalten, um den Trotz des Vaters zu besiegen und ein neues Band zwischen den sich fremd gegenüberstehenden Familien zu knüpfen."

Friedrich legte zögernd seine Hand in die dargebotene Rechte des Anderen: „Ich verstehe nicht, weshalb Ihr mir helfen wollet. Euere Uneigennützigkeit, verzeiht, ist mir verdächtig."

Der Däne lachte: „Glaubt Ihr, daß ich nicht auch meinen Vortheil dabei im Auge habe? Ich wäre ein schlechter Abgesandter meines Königs, wenn ich nicht alle Mittel versuchte, um mir hier Freunde zu erwerben. Wir wollen den Kampf gegen Schweden gemeinsam ausfechten und dazu bedarf es des vollen

gegenseitigen Vertrauens. Leider hat es daran bis jetzt häufig gefehlt. Ich hoffe, daß meine Reise hierher nicht vergeblich war, Eure Freundschaft, in der sich, was mich betrifft, persönliche und allgemeine Empfindungen glücklich vereinen, soll mir ein weiteres Mittel zum Zweck sein, natürlich nur, soweit es sich mit Eurer und meiner Ehre verträgt."

Er hatte die letzten Worte ernst und eindringlich gesprochen. Friedrich war von dem offenherzigen Vertrauen, welches ihm sein Besucher entgegenbrachte, überrascht. Obwohl er sich von dem in Aussicht gestellten Einfluß in seiner Liebesangelegenheit nicht viel versprach, wollte er dennoch die Bundesgenossenschaft nicht zurückweisen. Er gab seinem Zweifel aber in der Frage Ausdruck:

„Seid Ihr denn der Einwilligung des Bürgermeisters in Eurer eigenen Sache so gewiß?"

„Die Liebe überwindet Alles, auch den Widerstand des Vaters, besonders wenn dieser der Ansicht ist, daß sein zukünftiger Schwiegersohn sehr viel zur Erfüllung sehnlicher Wünsche beitragen kann. Ich bin fest überzeugt, daß ein Mann wie Tinnappel niemals seine Tochter, in der Hoffnung etwas zu erreichen, verkaufen würde. Wo aber der Vortheil mit dem Glücke seines Kindes zusammentrifft, kann er nicht nein sagen."

„Ihr versteht Eure reiche Erfahrung Euch selbst zu Nutze zu machen."

„Ich wäre ein Thor, thäte ich es nicht."

„Mir aber könnt Ihr doch nicht helfen."

„Vielleicht beweise ich Euch bald das Gegentheil.

Wenigstens will ich Euch heute bereits einen Fingerzeig für den Weg geben, den Ihr verfolgen müßt. Kennt Ihr den jungen Dalen?"

Friedrich bejahte. „Nun, dann sucht ihn auszuforschen, was mein Landsmann Michael Schriwer bei ihm thut. Ich habe den Mann im Verdacht, daß er gegen uns und Euch spionirt. Der Tochter des Bürgermeisters habt Ihr das Leben gerettet, könnt Ihr ihm den zweiten Dienst erweisen, indem Ihr einen Verbrecher entlarvt, der seine Pläne durchkreuzt, so wird Euch dieser Umstand in seinen Augen gewiß nicht schaden. Nun aber lebt wohl, Herr Friedrich, für heute sei es genug. Wenn ich wieder hierher komme, lange wird's nicht dauern, wollen wir die Verfolgung unserer Ziele weiter besprechen."

Noch ein Händedruck, den Friedrich warm erwiderte, und der seltsame Besucher war entschwunden. Trotz seiner zur Schau getragenen Zuversicht aber beschlichen den Dänen Zweifel, als er sich dem Hause des Bürgermeisters wieder näherte. Einen Augenblick zögerte er an der Hausthür: „Unsinn," murmelte er, „nur dem Kühnen gehört die Welt." Gleich darauf stand er vor Tinnappel.

„Ihr habt mir eine schlaflose Nacht bereitet," empfing ihn dieser. „Als ich über Euren Antrag nachdachte und darüber, daß mein Kind dem fremden Manne in ein fernes Land folgen solle, wurde es mir schwer um's Herz. Bertha ist mit ihrer Heimat eng verwachsen, sie liebt den Boden, auf dem sie entsprossen,

und tausend unsichtbare Fäden knüpfen sie an ihr Elternhaus. So wie ich sie durchschaue, würde sie niemals hinausziehen, wenn nicht grenzenlose Liebe zu einem Manne ihr Herz erfüllt. Deshalb habe ich beschlossen, sie selbst entscheiden zu lassen. Ihrem wohlüberlegten Entschluß will ich nicht widerstreben, sie mag sogleich ihre Ansicht kundthun."

Er öffnete die Thür und rief die Tochter herbei. Bertha stutzte erröthend, als sie Niels neben dem Vater sah. Der Blick des Mannes ruhte mit räthselhaftem Ausdruck auf ihrem Antlitze, eine Welt von Fragen schien in seinem Auge zu liegen. Sie senkte das Köpfchen und schwieg, während eine heiße Gluth bis über ihren Nacken hinabwogte und ihr Herz in wild-süßem Schlage die Brust zu zersprengen drohte.

Mit ruhiger, aber dennoch in verhaltener Erregung leise zitternder Stimme begann der Bürgermeister: „Mein theures Kind, Du kennst die unbegrenzte Liebe Deines Vaters, die Dich von frühester Kindheit an behütete. Du weißt, daß Dein Elternhaus Dir ein sicherer Hafen in den Stürmen des Lebens, von denen Du noch wenig erfahren hast, sein und bleiben wird. Dennoch mußt Du es über kurz oder lang verlassen, um dem Manne zu folgen, den Dein Herz sich erkor. Ich richte in Gegenwart dieses edlen Herrn die Frage an Dich, ob Du gewillt bist, sein Weib zu werden und mit ihm hinauszuziehen nach dorthin, wo Du das Angesicht Deines Vaters nicht mehr täglich sehen, die Stimme Deiner Mutter nicht mehr hören wirst."

Das Mädchen zitterte heftig. Da streckte Niels ihr beide Hände entgegen. „Bertha," rief er, weiter nichts, aber in dem Tonfall dieses Wortes lag eine solche Fülle überströmender Empfindung, daß es sie durchschauerte. Einen Schritt ging sie ihm entgegen und lag dann in seinen Armen, er küßte den nicht widerstrebenden Mund und ihre rosigen Wangen: „Vertraue mir, mein Mädchen, ich will Dich im fremden Lande schirmen und Dir das Vaterhaus ersetzen, soviel ich es vermag."

Dann löste er behutsam die bebende Gestalt von sich und trat mit ihr vor den Vater hin. Dem starken Manne lief eine Thräne über die Wange: „Gott segne Euch, meine Kinder. Ich will Eurem Glücke nicht im Wege stehen."

Bertha klammerte sich an ihn: „Zürnst Du auch Deinem Kinde nicht?"

„Eigentlich sollte ich es, denn Dir scheint der Abschied von uns nicht zu schwer zu werden. Doch nun zur Mutter, damit wir ihr die Neuigkeit erzählen."

Die würdige Frau nmarmte ihre Tochter gerührt: „Auch ich segne Dich, mein theures Kind, obgleich ich Dich verlieren soll. Nur der Gedanke, daß Deine Schwester bei uns bleibt, wird mir die Trennung von Dir erleichtern. Nicht wahr, Susanna, Du wirst uns nicht verlassen?"

Die Angeredete schüttelte den Kopf, dann ging sie unbemerkt hinaus und weinte bitterlich. Das Glück ihrer Schwester stand in herbem Gegensatz zu der eigenen, aussichtslosen Liebe.

XI.

Der einzige jüngere Mann in der ganzen Stadt, welcher sich eines gewissen Grades von Freundschaft seitens des Dr. Quasius erfreute, war Gotthard von Höveln. Woher diese Zuneigung stammte, wußte die Welt nicht. Jedenfalls war es Thatsache, daß der Doctor, der niemals einen Menschen auf der Straße anredete, ihn, vielleicht aus Laune, einmal bat, zu ihm zu kommen und sich das Laboratorium anzusehen.

„Euch,“ hatte er spöttisch geäußert, „brauche ich nicht mit Gespenstergeschichten zu schrecken. Die sind nur für die dreiste Neugierde meiner lieben Nachbarn bestimmt. Ihr habt Liebe für die Wissenschaft und studirt selber viel. Wenn es Euch Spaß macht, so besucht mich.“

Darauf waren die beiden Männer gleich zusammen weitergegangen und die ehrsamen Bürger schüttelten mit den Köpfen, als die Thür des unheimlichen Hauses sich hinter ihnen geschlossen hatte. Der vorwitzige Schuster behauptete sogar, daß Quasius nur deshalb den jungen Mann an sich gelockt habe, um ihn zu verzaubern. Man müsse ihn sogleich aus den Klauen des Doctors befreien und diesem als Hexenmeister den

Proceß machen. Er fand damit aber keinen rechten Anklang, weil Quasius als Verfertiger mancher wirksamen Mixtur Ansehen besaß, besonders unter der ärmeren Bevölkerung. Denn, wo er von einer schweren Krankheit hörte, erschien er häufig ganz unerwartet und brachte ein kräftiges Heiltränklein mit, ohne dafür je Bezahlung zu verlangen.

Gotthard Höveln ahnte nichts von der Besorgniß, welche er den guten Leuten mit seinem Gange einflößte. Er grübelte ununterbrochen darüber nachwas wohl den Doctor zu der Einladung veranlaßt haben könnte, fand jedoch keinen ihm selbst einleuchtenden Grund dafür. Als er aber erst die geräumige Diele des Hauses seines Gastfreundes überschritten hatte und mit dem Doctor in das Arbeitszimmer eintrat, ließ ihn der ungewohnte Anblick der seltsamen Geräthe alles Andere vergessen und er lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Erklärungen seines Führers.

„Wenn Ihr Euch über den rechten und wahren Modus, Lauf und Gang, auch heimliche Wirkung und Kraft der Planeten, Gestirne und des ganzen Firmaments unterrichten wollt," so sprach der Doctor, nachdem er ihm die Namen der verschiedenen umherstehenden und liegenden Gegenstände genannt hatte, „dann empfehle ich Euch dieses Buch. Es ist soeben in Berlin, der churbrandenburgischen Hauptstadt, gedruckt worden. Sein Verfasser ist ein gelehrter und viel erfahrener Mann, der Leibmedicus Thurneisser, welcher gründliche Kenntnisse von den Mysterien der Alchemie hat."

Gotthard blätterte neugierig die Seiten des nicht übermäßig dicken Bandes durch, bis er plötzlich stutzte.

„Hier finde ich eine Anweisung, wie aus Blei Gold gemacht werden kann. Laßt hören, was Herr Thurneisser davon weiß: Item, so Saturnus steht im Löwen, so nehmt sechs Theile venedisches Glas, neun Theile Esustum und neun Theile Blei. Mit diesem Allem macht stratum super stratum. Thut's in einen Tiegel und setzt es in ein starkes Feuer zwölf Stunden lang, in einem Windofen. Dann laßt es erkalten und treibt es ab mit Blei auf einem Test. So findet Ihr das Gold, schön fein und ophirisch gar. Eine schöne Mutation. — Ja, wahrlich ist das eine schöne Verwandlung, so leicht hätte ich mir das Goldmachen nicht gedacht. Mich nimmt's nur Wunder, daß nicht viele Leute nach diesem einfachen Recept verfahren."

„Ganz so einfach, wie Ihr es Euch vorstellt, ist die Sache nicht," bemerkte Dr. Quasius. „Es gehört große Erfahrung dazu, damit man nicht ein geringes Versehen macht. Ich bin ein alter Praktikus in solchen Dingen und mir ist das Experiment noch niemals geglückt."

„Ob Herr Thurneisser seinem Herrn viel Gold auf diese Weise beschafft hat?"

Quasius zuckte die Achseln. „Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Es ist nicht gesagt, daß Derjenige, welcher die Wissenschaft besitzt, sie auch selbst immer anwenden kann."

Nachdem er seinem Gaste Alles erklärt und gezeigt hatte, schlug er ein dickes Buch auf und sprach:

„Setzt Euch mir gegenüber, auf jenen Stuhl dort, und höret auf das, was ich Euch nunmehr sagen werde. Ihr fühlet sicherlich ein berechtigtes Erstaunen darüber, daß ich, der ich mein Haus ängstlich vor jedem Fremden hüte, Euch gewissermaßen von der Straße aufgelesen und hierher geführt habe. Deshalb ist es meine Pflicht, Euch darüber eine Aufklärung zu geben. In diesem Buche verzeichne ich seit Jahren alle meine Erfahrungen und das Ergebniß meiner Beobachtungen. Und darinnen steht Euer Name geschrieben. Seht mich nicht so überrascht an, als zweifeltet Ihr an meinem richtigen Verstande. Die Sache verhält sich wirklich so, wie ich Euch sage."

Dr. Quasius machte eine kleine Pause, sein Blick verlor sich in die Ferne und er schien einen Augenblick die Gegenwart eines Gastes ganz vergessen zu haben. Gotthard sah gespannt auf den älteren Mann, doch gewohnt, seine Ungeduld zu beherrschen, wartete er ruhig, bis jener fortfahren wollte. Endlich kehrte das Auge des Doctors auf die Blätter des Buches zurück und er hob mit gedämpfter Stimme an:

„O, wer sie ganz ergründen könnte, die Geheimnisse der Zahlen und den Zusammenhang der Gestirne mit ihnen. Wenn sie uns eine Wahrheit künden wollen, so zeigen sie uns den Pfad, den wir wandeln müssen: ob und wie wir denselben betreten wollen und können, bleibt unserem eigenen Scharfsinn überlassen. Aber des Menschen Wissen ist und bleibt Stückwerk. Als ich einst in der Nacht das Schicksal

befragte, leuchteten plötzlich am Horizonte zwei helle Sterne auf und beschrieben wunderbare Bahnen. Sie näherten und entfernten sich von einander, bis sie beide in einer dunklen Wolke entschwanden, so daß ich sie nicht mehr wahrnehmen konnte. Da zerriß plötzlich das Gewölk, beide strahlten in herrlichem Glanze auf mich hernieder und umkreisten sich, gleichsam als gehörten sie zusammen, bis ihr Licht langsam erlosch. Ich setzte mich nieder und berechnete ihre Stellung am Himmel und den Weg, welchen sie durchwandert hatten. Die Zahlen und Buchstaben häuften sich auf dem Papiere und als ich zu Ende gekommen war, zeigten sie Euren Namen und den meiner Tochter."

„Ihr habt eine Tochter?" fiel Gotthard ein.

„Ja, ich habe eine Tochter, doch sah ich sie niemals und weiß nicht einmal ihren wirklichen Namen. Da sie nur ihre Mutter kennt, habe ich ihr die Bezeichnung Materna beigelegt. Also ich fand Materna und Gotthard beisammen auf dem Papiere und wußte nicht, was dies zu bedeuten hatte. Unruhig forschte ich weiter und die Wahrheit wurde mir endlich, nach anstrengender Arbeit, kund. Ihr, Gotthard von Höveln, steht in irgend einer Beziehung zu Materna und zwar wird Euer Eingreifen in ihr Leben Heil für sie und für mich bringen. In welcher Weise dies geschehen wird, wissen wir nicht, dunkel liegt es im Schoße der Zukunft verborgen. Nur Eines scheint gewiß. Sobald Eure Lebenswege sich kreuzen, tritt

irgend eine feindliche Macht zwischen Euch Beide und sucht Euch zu trennen. Aber Ihr werdet das Hemmniß siegreich überwinden und den Wolkenschleier zerreißen. Die Sterne lügen nicht, in den Stunden der Verzweiflung war ihre Botschaft mein einziger Trost. Jetzt wißt Ihr, weshalb ich Euch bat, mein Haus zu betreten. Ihr seid vielleicht im Stande, die Tochter an mein sehnendes Herz zu legen, Ihr allein. Vermögt Ihr es nicht, so wird mein Auge sie nimmer schauen, denn alle anderen Mittel — und keines blieb unversucht — haben nicht zum Ziele geführt."

Gotthard war seltsam erregt von der wunderlichen Anrede des Doctors. In überwallender Empfindung streckte er dem einsamen Manne die Hand entgegen und sagte warm: „Soviel an mir liegt, will ich gern dazu beitragen, Euch die Verlorene zuzuführen. Allerdings weiß ich noch nicht, in welcher Weise es geschehen könnte."

„Das wollen wir getrost der Zukunft überlassen, mein junger Freund," erwiderte der Doctor. „Doch damit Ihr nicht ganz im Dunklen tappt, muß ich Euch die Geschichte meines Lebens erzählen."

Und er hob an und sprach von seiner Liebe zu dem anmuthigen Köhlerkinde. Mit einem gewissen schmerzlichen Behagen wühlte er noch einmal die alten Wunden auf und erschütterte seinen Zuhörer durch bittere Selbstanklagen. Er erzählte ihm von seiner Reue und daß er die in jugendlichem Leichtsinn begangene Schuld tausendfach gebüßt habe, indem er

sich von der menschlichen Gesellschaft ausschloß. Dennoch werde er keine Ruhe finden, bis er seine Materna einmal gesehen und von ihren Lippen Vergebung für das an der Mutter verübte Unrecht erhalten habe. Dann wolle er gern sterben, in dem Bewußtsein, daß eine Minute unaussprechlichen Glückes ein langes, zerstörtes Leben verklären könne.

Er hatte erregt gesprochen und in seinem Auge zitterte eine Thräne. Der treue Hund kroch unter dem Tische hervor und legte den Kopf auf die Kniee seines Herrn, als wollte er ihn durch seine Nähe trösten.

Gotthard schaute wehmüthig auf das sonderbare Bild, welchem die eigenthümliche Umgebung einen merkwürdigen Rahmen gab. Er fühlte, daß er für heute genug gehört hatte, und erhob sich, um fortzugehen. Der Doctor begleitete ihn bis an die Hausthür und rief ihm ein herzliches ‚Auf Wiedersehen‘ nach. Dann wandte er sich an die Haushälterin, welche mit offenem Munde aus der Küche herausguckte:

„Der junge Herr wird mir zu jeder Zeit willkommen sein. Ich bin für ihn immer und unter allen Umständen zu sprechen.“

Er ging in sein Laboratorium zurück und vertiefte sich auf's Neue in seine Experimente. Es wollte ihm heute aber nicht recht glücken, weil seine Gedanken von der Arbeit hinwegeilten in die Ferne und in die unbekannte Zukunft.

XII.

Eisiger Novembersturm brauste über die Haide. Der Wind hatte sich von Westen nach Nordosten gedreht und jagte die letzten Regenwolken vor sich her. Fröstelnd beugten sich die spärlichen Pflanzen zur Erde, ohne den ersehnten Schutz zu finden. Die Wasserlachen überzogen sich mit einer dünnen, glitzernden Kruste und als der Abend hereinbrach, funkelten die Sterne von dem klaren Himmel auf die kalte Erde herab, als freuten sie sich der beginnenden Winterstarre. Weit und breit war auf der öden Haide nichts zu hören, als das Brausen des Windes, jedes Thier hatte sich in seinen Bau verkrochen und die wenigen am Rande zerstreut liegenden Wohnungen der Menschen waren fest geschlossen.

Inmitten der Haide zog sich eine von dichtem Tannengestrüpp bewachsene Vertiefung hin. An der einen Seite fiel der Abhang ziemlich steil abwärts und bot Schutz gegen den Sturm. Hier war eine Hütte aus Holzgeflecht aufgeführt, deren Rückseite sich an den Hügel anlehnte. Selbst am Tage hätte ein Unkundiger schwerlich den Zugang dieses versteckten Aufenthaltsortes gefunden, mit künstlicher Berechnung

war jede Spur, welche die Nähe einer menschlichen Behausung hätten andeuten können, verwischt worden. Um so schwieriger mußte dies natürlich in der Nacht sein und es war dem einsamen Wanderer, welcher sich durch das Gestrüpp hindurchzuarbeiten suchte, kaum zu verdenken, daß er fluchte und wetterte.

„Wo nur Jürgen steckt, der nichtsnutzige Kerl? He, Jürgen, so höre doch," rief er ein über das andere Mal, aber der Gerufene schien taub zu sein oder die Entfernung war noch zu groß. Da flimmerte ein Lichtstrahl durch die Büsche, aber nur einen Augenblick, als habe Jemand eine Thür geöffnet und rasch wieder geschlossen. Ein eigenthümlicher Pfiff tönte durch die Nacht, den der Ankömmling mit Rufen erwiderte. Endlich stand er vor der Hütte: „Du hättest mir auch früher ein Zeichen geben können! Der Teufel findet sich nicht in dem Dunkel zurecht."

„Oho," sagte Jürgen, „Du kennst doch sonst den Weg hierher sehr genau. Hast Du vielleicht wieder zu viel getrunken, daß Du nicht sehen kannst?"

Der Andere brummte einige unwillige Worte in seinen struppigen Bart und trat in das Innere der seltsamen Behausung. Nach hinten war ziemlich tief in den Hügel eine Höhlung gegraben, durch Pfähle und Bretter gegen das Einstürzen gesichert. So bot sich ein ziemlich großer Raum, dessen einfache Einrichtung eines verhältnißmäßig gemüthlichen Anstriches nicht entbehrte. Ein Tisch mit einigen Stühlen im Vordergrunde, hinten an der einen Seite eine kleine

Feuerstelle, auf der anderen eine Lagerstätte von Stroh und Fellen, alles dieses ließ vermuthen, daß der Inhaber der Hütte es hier trotz Kälte und Sturm wohl aushalten könne. Auf dem Herde flackerte ein Feuer und verbreitete wohlthuende Wärme, der Rauch fand durch eine kreisrunde Oeffnung des Daches seinen Abzug.

„Hier ist's besser als draußen," meinte der Ankömmling, indem er sich auf einen Stuhl warf, daß das morsche Holz knackte. „Hast Du auch zu trinken, Bruder? Ich bin von dem langen Wege durstig geworden."

Jürgen holte aus der Ecke eine Kanne und mehrere Becher, welche er voll schenkte. Dann schaute er prüfend in das Antlitz des Anderen. „Was giebt's, daß Du noch heute Abend aus der Stadt hierherkommst?"

„Schriwer hat mir diesen Brief gegeben. Du möchtest ihn nach Rostock besorgen, aber schnell, die Botschaft hat Eile."

Jürgen lachte. „Das kann ich am Botenlohn sehen. Wieviel?"

Der Gast legte ein Goldstück auf den Tisch. „Ist das Alles? Dann wird's wohl nicht so wichtig sein, Niclas. Ich habe sonst mehr bekommen."

„Du bist ein Nimmersatt. Für einen Gang däucht's mich genug." Er stürzte den Becher hinunter. „Donnerwetter, wo hast Du den Wein gestohlen?

Einen solchen Trunk habe ich lange nicht gethan. Schenk' ein, Brüderchen, ich bin noch immer durstig."

„Erst mehr Geld oder Du erhältst keinen Tropfen."

„Zum Teufel auch," fuhr Niclas auf, „meine Schuld ist es nicht, wenn der Däne nicht mehr bezahlen will."

„Deine Schuld aber ist es, wenn Du die Hälfte des Botenlohnes in die Tasche steckst. Nein, mein Junge, so dumm bin ich nicht. Gieb das zweite Goldstück und ich schenke Dir wieder ein."

Niclas verzog das Gesicht. „Der Satan soll mich holen, wenn ich mehr davon bei mir habe."

„Dann kann er wohl gleich an's Werk gehen, Du magst ihm aber nicht passen, sonst hätte er Dich schon lange beim Kragen," meinte Jürgen gleichmüthig, die Kanne in der Hand, „nun, wird's bald?"

Der Andere sah ihn mit einem Blicke an, aus dem Ingrimm und Bewunderung zugleich sprachen. „Du bist ein hartgesottener Sünder, alter Freund."

Seufzend holte er das Geld aus der Tasche: „Schriwer glaubte, Du würdest es billiger machen. Er hat Leute genug, welche gern den kleinen Dienst für wenigen Lohn thun. Er wird sich künftig einen anderen Boten anschaffen müssen."

Jürgen füllte den Becher wieder: „Immer dieselbe Litanei! Wie oft habe ich das schon von Dir gehört und Du bist doch immer wieder zu mir gekommen. Besinne Dich auf eine andere Redensart, diese zieht nicht mehr."

„Wann gehst Du?“ fragte sein Gegenüber kurz.

„Nun, ausgeschlafen habe ich den Tag über. In kurzer Zeit kann ich wandern. Willst Du hier bleiben?“

„Ich werde einige Stunden ruhen, vor Tagesanbruch finde ich ja doch nicht Einlaß in die Stadt.“

„Gut, dann lege Dich auf mein Lager und achte auf's Feuer, daß mir meine Wohnung nicht aufbrennt; in der Kanne ist noch Wein genug für Dich. Trinke ihn mit Verstand.“

Jürgen machte sich reisefertig. Er zog einen grauen Bauernkittel über, setzte einen breiten Hut auf und ergriff seinen Stock. „Zwölf Meilen hin, ebensoviel zurück. Sechs Tage wird's dauern bis ich wieder hier bin. Heute ist Montag, am Sonntag kannst Du anfragen, ob der Brief in die richtige Hand gekommen ist. Vielleicht bringe ich auch eine Antwort.“ Er wandte sich zum Gehen. „Noch eins! Bevor Du weggehst, lösche das Feuer sorgfältig aus und verschließe die Thür.“

„Du bist ja sehr besorgt um Deine Clause. Nur keine Angst, Brüderchen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Dein Haus hüte.“

Jürgen sah dem Manne fest in die Augen: „Betrink Dich nur nicht, der Wein ist schwer. Es könnte sonst ein Unglück geben.“ Damit ging er hinaus. Niclas wartete, bis die Schritte des Anderen von dem Sturme übertönt wurden. Dann goß er sich hastig einen Becher ein und noch einen. „Er muß mehr Wein haben, als in der Kanne ist,“ sprach

er vor sich hin, stand auf und durchsuchte die Höhlung bis in den äußersten Winkel. Und richtig, in einem Haufen Sand halb verscharrt, oben mit Holz und Stroh bedeckt, fand er ein gefülltes Gefäß. „Dacht' ich's mir doch! Der Knicker, der gönnt einem ehrlichen Menschen nicht einmal einen rechtschaffenen Trunk."

Er setzte sich wieder an den Tisch und stellte die beiden Kannen nebeneinander. Und dann trank er, immer gieriger, sein Blick wurde glänzender, das Gesicht röthete sich und die Hände tasteten unsicher nach dem frisch gefüllten Becher.

„Wo mag er nur den Wein herhaben?" murmelte er. „Spitzbubenleben ist ein schönes Leben! Ha, ha, leicht Geld verdient und ausgegeben, keine Arbeit und doch was man braucht."

Er goß wieder einen Becher in die schier unersättliche Kehle, allmählich begann sich die Wirkung des ungewohnten Trankes zu äußern, die Arme stützten sich schwer auf den Tisch und der Kopf sank herab. Aber von Zeit zu Zeit raffte der Trunkenbold sich auf, um seine Lippen noch einmal zu netzen. Endlich erhob er sich taumelnd, er stieß an die eine noch halbgefüllte Kanne, sie fiel um und der kostbare Inhalt rann auf die Erde. Mit einem Fluch über seine Ungeschicklichkeit wankte Niclas nach der Lagerstätte.

„Das Feuer soll ich auslöschen? Hu, es wird kalt, ich will nicht frieren."

Er ergriff von dem neben der Feuerstelle liegenden

Reisig und warf es in die Flamme. Knisternd prasselte das grüne Holz und der dick aufqualmende Rauch fand kaum durch die enge Oeffnung Abzug. Mit einem stieren Lächeln wandte Niclas sich ab, nach der anderen Seite, und fiel schwer auf das Lager nieder; eine halbe Minute darauf war er, überwältigt vom Rausche, eingeschlafen.

Unterdessen brauste draußen der Sturm weiter und heulte sein eintöniges Lied über die kahle Haide. Er schien sich etwas gedreht zu haben, denn ab und zu fiel ein Windstoß auf die Hütte nieder und hinderte das Entweichen des Rauches. Doch nur einen Augenblick qualmte es trüber, gleich darauf leckten die Flammen wieder hoch empor und tanzten wild hin und her, wie ein an den Füßen gefesselter Irrwisch, der sehnsüchtig darnach strebt, die ihn haltenden Stricke zu zerreißen.

Und bei dem Flackern ergriff die Flamme einige Strohhalme, welche der Trunkene zerstreut hatte, als er die Kanne aus dem Sande holte. Sie brannten langsam weiter bis an ein größeres Bund, und als dieses gierig die vernichtende Gewalt in sich aufsog, begann das trockene Holz- und Schilfdach zu glimmen, dort, wo es an die Höhlung des Hügels anlehnte. Der Qualm in dem kleinen Raume wurde dichter, die Luft erstickender, aber das Feuer schwelte weiter und weiter, wie die glühenden Augen von Dämonen sahen die glimmenden Stöcke und Gräser auf den in ihrem Bereiche Schlafenden hinab.

Dieser wälzte sich unruhig auf dem Lager umher und warf dabei die Felle und das Stroh immer mehr auseinander. Er träumte, daß er in einem kleinen Kahne auf der wildbewegten See umherschwimme. Das gebrechliche Schifflein tanzte auf den Wellenkämmen und schoß in die Tiefe hinab, um sich im nächsten Augenblicke wieder zu erheben und das grausige Spiel von Neuem zu beginnen. Immer schneller wurden die Bewegungen, so schnell, daß sie ihm die Luft benahmen, er erstickte beinahe, da packte es ihn mit fürchterlicher Gewalt und er fuhr wild in die Höhe.

Merkwürdig hell und heiß war es um ihn, seine Füße brannten in entsetzlichem Schmerz und trotzdem hörte er deutlich das Brausen des stürmisch bewegten Wassers. Doch nein, ein fürchterlicher Windstoß fuhr über die Haide durch die schmale Schlucht daher — jetzt wurde ihm seine Lage in Todesangst klar — das glimmende Dach der Hütte lohte hell empor und stürzte gleich darauf prasselnd vor ihm nieder, den einzigen Ausgang mit glühender Lohe verschließend. Ein markdurchdringender Angstschrei schrillte aus der schwer athmenden Brust des Gefangenen durch die Nacht, dann brach er zusammen, bewußtlos, unfähig sich des wüthenden Elementes zu erwehren.

Die Lagerstätte, seine Kleider, der Tisch, die Stühle, Alles brannte, zuerst angefacht von dem frei hinzutretenden Winde hellauf, dann verglimmend, langsamer und leiser, bis es allmählich erlosch. Die Tannen

der nächsten Umgebung wurden nur leicht beschädigt; sie waren zu grün und naß, als daß das Feuer ihnen bedeutenden Schaden hätte zufügen können. Von der Hütte und ihrem Inhalte aber blieben als stumme Zeugen des grausigen Vorganges nur die verbogenen halb zerschmolzenen Zinngefäße und der geschwärzte Leichnam des Mannes zurück; alles Andere war von den Flammen verzehrt worden.

XIII.

„Lebe wohl, theures Mädchen! So Gott will, bin ich im Frühjahr wieder hier, um Dich nach Deiner neuen Heimat abzuholen. Ein günstiger West weht heute; bevor der Fluß sich mit Eis bedeckt, muß ich hinaus.“ Niels Trull sprach es zu seiner Braut, deren Arme ihn umschlungen hatten, in ihren Augen standen helle Thränen.

„Geliebter, wer weiß, ob wir uns wiedersehen!“

Er löste sich aus der Umarmung: „Sei stark, Bertha, wie es der zukünftigen Gattin eines Kriegers geziemt. Meine Ahnung und die Zuversicht auf Gottes Schutz sagen mir, daß ich Dich heimführen werde. Mach' mir den Abschied nicht schwer, es muß ja sein.“

Noch einen innigen Kuß drückte er auf den Mund des Mädchens und dann wandte er sich zum Gehen. „Ich begleite Euch zum Hafen, Herr Schwiegersohn,“ sprach der Bürgermeister. Die beiden Männer schritten wortlos zur Thüre. Da eilte Bertha noch einmal herzu und schaute dem Geliebten in die klaren blauen Augen: „Lebe wohl, ich will versuchen, stark zu sein, und Dir zu gleichen.“

Gleich darauf fiel die Hausthür hinter den Männern in's Schloß. Als sie die Straße in der Richtung nach dem Flusse hinabstiegen, folgte ihnen manch' bewundernder Blick. Selten sah man zwei so hohe, ehrfurchtgebietende Gestalten, wie den Bürgermeister, dessen Haar leicht ergraute, und den neben ihm einherschreitenden Kriegsmann mit den blonden Locken. Der selbstbewußte, ruhige, sichere Schritt kennzeichnete Beide als Männer, welche zu befehlen gewohnt und in der Gefahr heimisch waren. Ein jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach und, obgleich sie nicht sprachen, wußten sie doch, daß ihr Sinnen und Trachten demselben Ziele zustrebte.

Unten am Hafen wartete ein dänischer Kauffahrteifahrer auf den Edelmann. Der Capitain stand auf dem Heck, die Matrosen waren seines Winkes gewärtig, um die letzten das Schiff am Ufer haltenden Stricke zu lösen; der Wind blähte die zum Theil aufgespannten Segel und zwei Steuerleute hielten das Ruder bereits in den nervigen Fäusten.

„Ihr seht, daß ich keine Zeit zu verlieren habe, Herr Bürgermeister," sagte Niels Trull. — Er streckte dem älteren Manne die Hand entgegen. Dieser ergriff sie und erwiderte warm den Druck derselben: „Glückliche Reise, Herr Schwiegersohn, und fröhliches Wiedersehen."

„Grüßt Euer Haus, vor Allen aber Bertha tausendmal." Der Däne sprang an Bord, das Brett, welches das Schiff mit dem Ufer verband, wurde

fortgezogen, einige laute Commandorufe ertönten. Langsam setzte sich das große Fahrzeug in Bewegung und rauschte durch die dunkle Fluth.

Noch ein kurzes Abschiedwinken herüber und hinüber, dann kehrte Tinnappel sich ab und begab sich auf den Heimweg. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen, er wußte, daß der Mann, welcher soeben abfuhr, die Vortheile Lübecks an dem königlichen Hofe voll und ganz wahrnehmen werde. „Und auch Bertha wird an seiner Seite glücklich sein," murmelte er vor sich hin, gleichsam um die innere Stimme zu übertönen, welche ihm Untreue gegen seine Grundsätze vorwarf. Er dachte dabei an Friedrich Lüneburg, den er abgewiesen, weil er aus edlem Geschlechte war. Durfte er einer zweiten Anfrage des jungen Mannes jetzt noch widerstreben? Dieser Gedanke beschäftigte ihn derart, daß er kaum die Grüße der Vorübergehenden beachtete.

Er ging langsam nach der Marienkirche, wo die Rathsherren sich in der Bürgermeistercapelle vor der Sitzung zu versammeln pflegten. Der Secretär Kunstmann trat ihm hier entgegen und sprach ihn an: „Wißt Ihr schon, daß man den Anstifter des auf Euch beabsichtigten Meuchelmordes gefunden zu haben glaubt?"

Ueberrascht blickte Tinnappel auf: „Wer ist es?"

„Ja, das wissen wir noch nicht, hört nur! Der Wächter vom Jacobikirchthurm bemerkte vor einigen Nächten in östlicher Richtung auf der Haide einen hellen

Feuerschein, der aber bald erlosch. Da nun keines der dort verstreut liegenden Gebäude niedergebrannt ist, wurden Nachforschungen angestellt, welche zu einer merkwürdigen Entdeckung führten. In einer Schlucht mitten auf der Haide fand man, von Tannendickicht versteckt, die geschwärzten Trümmer einer Hütte und unter denselben einen bis zur Unkenntlichkeit entstellten Körper. Zufällig sprachen die Frohnknechte über den Fund, der gefangene Wahnsinnige hörte ihre Worte und wurde davon seltsam erregt: ‚Das kann nur Jürgen sein, der mich in's Unglück gestürzt hat, er wohnte auf der Haide, wenn er mir auch niemals die Stätte gezeigt hat. Einmal versuchte ich ihm nachzuschleichen, da drohte er mir, er wolle mich niederschlagen. Die Strafe des Himmels hat ihn ereilt.‘ Der Mann geberdete sich darauf so aufgeregt, daß sie ihn zur Ruhe verweisen mußten."

„Ist dies der einzige Anhalt, den Ihr habt?" fragte Tinnappel zweifelnd.

Kunstmann holte aus der Tasche eine Münze und reichte sie dem Bürgermeister. „Dieses Goldstück lag neben dem Leichnam."

„Zum Teufel auch" — der Bürgermeister vergaß in der Ueberraschung die Heiligkeit des Ortes — „schwedisches Gold, das ist allerdings ein schwerwiegendes Indicium. Der Kopf Gustav Wasas ist nicht zu verkennen."

„Die Spur führt aber noch weiter," hob Kunstmann von Neuem an. „Einige Zinngefäße von der

Hitze des Feuers beschädigt, zeigen die Marke des Gießers, welcher sie hergestellt hat. Es sind Erzeugnisse der Lübecker Kunstfertigkeit."

Der Secretair machte eine Pause, welche Tinnappel ungeduldig unterbrach: „Ihr habt noch mehr auf dem Herzen, nur heraus mit der Sprache."

„Diese Gefäße will der Mann, er erinnert sich dessen ganz genau, vor einiger Zeit an den jungen Dalen verkauft haben."

„Dem sie vermuthlich gestohlen sind," ergänzte der Bürgermeister.

„Auf meine Anfrage hat er mir dasselbe geantwortet und zwar mit dem Zusatze, daß der Dieb sehr genau in seinem Hause Bescheid wissen müsse. Nur ein Ortskundiger habe die Gefäße entwenden können."

„Auf wen fällt sein Verdacht?"

Kunstmann zuckte die Achseln: „Als habe er schon zu viel verrathen, so benahm er sich. Er wurde plötzlich einsilbig und wollte keine weitere Andeutung geben."

Der Bürgermeister schritt nachdenklich auf und ab. Da begann plötzlich das Glockengeläute, welches die Rathsherren zum Gange nach dem der Kirche gegenüberliegenden Rathhause rief.

„Wir sprechen weiter darüber, Herr Secretair", sagte er: dann trat er an die Seite des bereits wartenden ersten Bürgermeisters Lüneburg, hinter den Beiden ordneten sich die Uebrigen paarweise, und

in feierlicher Procession begab sich der kleine Zug in den Sitzungssaal.

Tinnappel wurde von wichtigeren Dingen gleich darauf in Anspruch genommen. Die Meinungen prallten wie gewöhnlich hart auf einander, und es bedurfte seiner ganzen Ueberredungskunst, um den Streit über verschiedene Maßregeln gegen das weitere Umsichgreifen der Pest beizulegen. Auch beim Verlassen des Rathhauses fand er keine Gelegenheit Kunstmann, der mit der Ausfertigung des Protocolles beschäftigt war, zu sprechen. Er ging daher nach Hause und beschloß, sich die Sache in Ruhe zu überlegen.

Trotzdem seine Gedanken sich eifrig mit dem, infolge der ihm gemachten Mittheilungen wieder reger gewordenen Verdachte beschäftigten, bemerkte er beim Mittagessen die roth geweinten Augen Berthas. Gütig strich er der Tochter mit der Hand über das üppige Haar: „Nur Geduld, mein Kind, die Tage fließen schnell dahin, in wenigen Monden wird er wieder hier sein."

Sie kämpfte in Gegenwart der Eltern mühsam den herausquellenden Thränenstrom nieder. Abends aber, als sie mit der Schwester auf dem gemeinsamen Stübchen allein war, konnte sie sich nicht länger beherrschen. Susanne kniete vor der Fassungslosen und suchte sie zu trösten: „Wind und Wetter sind mitleidiger als die Menschen, sie werden ihm nichts anthun. Vergiß nicht, wie viel glücklicher Du bist,

als ich. Derjenige, den ich liebe, bleibt unserem Hause fern, weil ihm der Zutritt verwehrt ist. Er hat nicht einmal gewagt, mir von seiner Liebe zu sprechen. Fast möchte ich an ihm zweifeln, aber ein dunkles Gefühl, über welches ich mir nicht Rechenschaft zu geben vermag, spricht ihn frei von jeder Schuld. Meine Hoffnungen klammern sich an die Erinnerung vergangener Tage, als ich noch in seinen treuen Augen lesen durftet. Du aber, Schwester, siehst einer glücklichen Zukunft entgegen. Frei und offen darfst Du dem Geliebten angehören und der Segen der Eltern ruht auf Euch mit verheißungsvoller Kraft."

„Er ist ein Kriegsmann," seufzte Bertha, „und den Fährnissen des Kampfes ausgesetzt."

„Das Loos der Männer in dieser rauhen Zeit," erwiderte Susanne sanft. „Und doch weiß ich keinen ehrenvolleren Schmuck, als den der Tapferkeit und des Ruhmes. Um Alles in der Welt möchte ich an Friedrich nicht die Narbe missen, welche er dem schwedischen Admiral verdankt, zittere ich gleich bei dem Gedanken, daß der Streich ein schlimmes Ende hätte zur Folge haben können."

Bertha lächelte trübe: „Ich weiß nicht, was schmerzlicher ist: einen geliebten Gegenstand nicht besitzen oder die Sorge um seinen steten Verlust."

„Der Kummer verwirrt Deinen Sinn, Schwester! Wenn man liebt, so gehört uns der Gegenstand unserer Neigung an, wenigstens im Geiste. Ob Friedrich vor

der Welt mein eigen ist oder nicht, ich denke stets an ihn und würde seinen Verlust, den Gott verhüten möge, nur schwerer empfinden, weil ich mich ihm nicht einmal rückhaltlos hingeben, meine Seele sich nicht in die seine versenken konnte, nur das Auge und nicht der Mund die Sprache der Liebe reden durfte. Du bist glücklich, sehr viel glücklicher als ich."

Bertha schüttelte leicht das Haupt: „Obgleich ich Dich verstehe, kann ich dennoch Deinen Worten nicht ganz zustimmen. Das reinste Glück knospet erst dann auf, wenn Lippe an Lippe in trunkenem Kusse hängt. Diese Seligkeit auf Erden muß man gekostet, an dem Becher des süßen Trankes genippt haben, um die volle berauschende Gluth der Liebe zu ahnen. Was wir vorher davon wissen, ist Nichts. Deshalb wird mit der wachsenden Erkenntniß des Glückes auch der Schmerz um seinen Verlust tiefer."

Susanne erhob sich und lachte unter Thränen: „Du bist eine Närrin, Bertha. Thust Du doch gerade, als sei Deinem Schatze wunder was zugestoßen, während er auf dem Schiffe frohen Sinnes der Heimat zufliegt und mit Sehnsucht den Augenblick erwartet, an welchem es ihm wieder vergönnt ist, hierherzukommen. Weshalb siehst Du schwarz in die Zukunft, die hellsonnig vor Dir liegt? Verbanne Deine trüben Gedanken und sei guten Muthes, sonst versündigst Du Dich an dem gütigen Schicksale. Ich kenne meine starke Schwester kaum wieder, Dein Sinn ist verwandelt, als habe Dich das schwerste Ungemach ge-

troffen, während Du doch allen Grund zu beglückter Zufriedenheit hättest."

Bertha löste langsam ihr volles Haar, welches sie wie ein dichter Schleier umfloß, und ließ die einzelnen Strähne durch die Hände gleiten: „Du hast Recht, fort mit den Grübeleien! Ich sehe ein, daß ich im Unrecht bin, aber es ist uns nicht immer gegeben, die Anwandlungen unseres Herzens zu bekämpfen. Die Männer sind im Sturme des Lebens gestählt, die Gefahr reizt sie und läßt sie ruhiger überlegen. Wir armen Frauen aber verlieren in dem beschränkten Kreise unserer Häuslichkeit den Blick in's Weite und malen uns die Welt anders aus, als sie in Wirklichkeit ist. Entweder achten wir die Ereignisse zu gering, oder aber sie erscheinen uns aus der Ferne schreckhaft und unbesiegbar, während fester Muth und kühler Sinn sie leicht überwinden. Nun aber zu Dir, liebe Susanne. Ueber der Erfüllung meiner Wünsche habe ich Deinen Kummer gering geachtet, sah ich gleich täglich Deine sorgenvolle Stirn. Laß auch mich die Falten darauf glätten und Dir wieder wie früher mit Rath und That beistehen. Wann sahst Du Friedrich zum letzten Male?"

„Am Sonntage in der Marienkirche, aber nur von Weitem. Sein Auge hing mit recht traurigem Ausdruck an mir, der mehr sagte, als die beredteste Sprache. Weshalb sprach er mich nicht an? Er wagt es nicht."

„Sei ruhig. Liebt er Dich wirklich, und Du

darfst daran nicht zweifeln, so kann er schon Mittel und Wege finden, sich Dir wieder zu nähern. Der Winter ist lang und vor dem Frühjahre wird er die Stadt nicht verlassen. Bis dahin bietet sich noch Gelegenheit zur Aussprache. Geduld ist für Liebende die schwerste Prüfung, aber sie muß ertragen werden".

Susanne erwiderte nichts, die beiden Mädchen legten sich zur Ruhe nieder und hingen ihren Gedanken nach, bis sie endlich der Schlaf umfing. Während Bertha im Traume von lieblichen Bildern umgaukelt wurde, warf sich Susanne unruhig von einer Seite auf die andere. Einmal fuhr sie entsetzt in die Höhe und beruhigte sich erst, als ihre Sinne die Umgebung, das trauliche Schlafgemach erkannt hatten und sie die regelmäßigen Athemzüge der Schwester hörte.

XIV.

In dem Tannendickicht, unweit der verbrannten Hütte, hatten zwei Männer sich ein Strohlager bereitet. Der Platz war gut gewählt; gegen den Wind bot der Abhang genügenden Schutz und die Bäume verdeckten sie vor den Blicken Unberufener. Sie selbst aber konnten den Eingang der Schlucht übersehen und jeden Nahenden unbemerkt beobachten. Zur Zeit jedoch kümmerten sie sich nicht um die Umgebung, sondern lagen in Decken gehüllt auf dem Stroh und sprachen lebhaft miteinander.

„Ist das langweilig,“ meinte der Eine. „Schon drei Tage sind wir auf der Lauer und Niemand will sich zeigen. Ich glaube, der Secretair irrt sich, mit dem Verbrannten mag das Geheimniß dieses Nestes wohl begraben sein.“

„Vergiß nicht,“ erwiderte der Andere, „daß uns eine hohe Belohnung zugesagt worden ist. Erwischen wir einen Spießgesellen, so wird es unser Schaden nicht sein. Erwischen wir aber keinen, nun, so haben wir einige Tage umsonst gefroren. Es wäre nicht das erste Mal, daß wir um nichts und wieder nichts gekundschaftet hätten.“

„Ich finde es hier ungemüthlich. Im Sommer ließe man sich den Aufenthalt allenfalls noch gefallen, aber jetzt, brr!“ Er nahm einen tiefen Zug aus einer Flasche und fuhr fort: „Wer mag in dieser Jahreszeit den Weg auf der Haide hinaus einschlagen? Hatte der Todte einen Spießgesellen, so wird er schon lange von dem Funde gehört haben und sich hüten hierher zu kommen.“

„Das glaube ich nicht, denn Niemand weiß darum, daß wir aufpassen. Warum sollte die Neugierde ihn nicht hertreiben, wo er sich doch gänzlich unbeachtet wähnen muß? Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben irgend Jemanden zu fangen und das Geld dafür einzustreichen. Kunstmann ist ein schlaues Huhn, er muß sichere Anzeichen einer Verschwörung haben, an der mehrere Personen betheiligt sind. Bis jetzt traf noch immer Alles ein, was er sagte. Diesmal wird es ebenso kommen.“

„Na, dann wünschte ich wenigstens, es dauerte nicht gar zu lange, sonst holen wir uns einen Schnupfen, an dem wir für ein halbes Jahr genug haben.“

Den beiden Aufpassern winkte der Lohn in größerer Nähe, als sie glaubten. Ueber die Haide aus östlicher Richtung kam ein Mann mit rüstigem Schritte dahergegangen, den derben Knotenstock in der Hand. In der Nähe der Schlucht zögerte er einen Augenblick, unschlüssig, ob er weitergehen oder hinabsteigen solle. „Bah,“ murmelte er, „ich weiß nicht, was mich heute beschleicht. Schäme dich, alter Knabe, du warst doch

sonst nicht so zaghaft.“ Und kühn betrat er den kaum sichtbaren Fußpfad.

Als er sich der Stätte näherte, wo die Hütte gestanden, hielt er inne: es war ihm, als hörte er im Holze das Knicken von dürren Zweigen. Doch nein, Alles war still. Jetzt stand er auf der kleinen Lichtung und sah mit Schrecken die Spuren des Feuers, sah, daß die Trümmer durchwühlt und alle Ueberreste seiner Habe fortgeführt waren. Ein derber Fluch entfloh seinen Lippen: „Das habe ich dem betrunkenen Schufte zu verdanken.“

Jetzt aber raschelte es laut in seiner Nähe, Tritte wurden hörbar, ihm dämmerte die Erkenntniß auf, daß man möglicherweise auf ihn lauere. Schnell erklomm er den steilen Abhang, oben angekommen blickte er zurück. Zwei Männer durchbrachen das Dickicht und riefen ihm „Halt“ zu. Der eine folgte seiner Spur nach oben, während der Andere seitwärts in südlicher Richtung forteilte, um ihm den Weg in die Haide abzuschneiden. Einen Augenblick überlegte er, dann lief er, so schnell ihn sein Fuß tragen wollte, vorwärts, er hoffte noch zu entkommen, bevor sein Gegner ihm entgegentreten konnte.

Doch dieser war hurtiger als der von der langen Wanderschaft Ermüdete. Jürgen lief schneller und schneller, die Schritte hinter ihm bewiesen, daß keine Zeit zu verlieren war. Er wandte sich mit einer scharfen Wendung seitwärts, da fuhr ihm ein geschickt geschleuderter Knittel zwischen die Beine, er schrie vor

Schmerz auf und wäre beinahe gefallen. „Halt, Halt," ertönte es immer näher. Er sah, daß es zum Entrinnen zu spät war, und blieb stehen. Krampfhaft umklammerte die Rechte den Stock, mit der Linken riß er ein langes Messer aus dem Gürtel. So wartete er der Ankömmlinge, welche von zwei Seiten auf ihn zueilten.

In geringer Entfernung hemmten beide ihren Lauf: „Ergebt Euch gutwillig."

„Was wollt Ihr von mir?" tönte es zurück.

Vorsichtig näherten sich die Männer:

„Dich gefangen nehmen und in die Stadt bringen," rief der Eine. „Wirf Deine Waffen fort," schrie der Andere.

Ingrimmig hob der Angegriffene den Stock: „Wagt's! Ich schlage Euch den Schädel ein."

„Oho, siehst Du nicht, daß wir besser bewaffnet sind?"

Er sah es, sie hatten kurze Speere und Enterbeile in den Händen. Und dann waren sie zwei, wenn er Einen auf's Korn nahm, konnte ihn der Andere von hinten packen.

Er überlegte kurz seine Lage. Ergab er sich gutwillig, so führten sie ihn fort und man fand bei Durchsuchung seiner Kleider einen Brief, den er um keinen Preis in die Hände Unberufener kommen lassen durfte. Widerstand war also die einzige Rettung, vielleicht konnte er sich der Gegner noch erwehren und fliehen.

Mit einem Sprunge warf er sich auf den ihm zunächst Stehenden und führte einen gewaltigen Schlag nach ihm. Die Wucht des dicken Stockes hätte Jenem sicherlich den Schädel zerschmettert, wäre er nicht rasch seitwärts ausgewichen. Aber der Hieb streifte die Schulter und den Arm, so daß der Getroffene schmerzlich zusammenzuckte. Blitzschnell drehte Jürgen sich um, es war die höchste Zeit, denn der zweite Gegner hatte mit dem Beile schon ausgeholt. Niedersausend zersplitterte es den zur Abwehr entgegengehaltenen Stock. Jürgen suchte das Handgelenk des Mannes zu umfassen und ihm die gefährliche Waffe aus den Händen zu winden. Da wurde ihm von hinten ein Bein gestellt und er erhielt einen Stoß, dem er nicht widerstehen konnte.

Er fiel auf das Gesicht und bevor er im Stande war, sich wieder zu erheben, knieten Beide auf ihm und zogen durch eine Schlinge die Arme des sich heftig Wehrenden auf dem Rücken zusammen. Keuchend lag er auf der Erde, mit wuthverzerrtem Gesicht, unfähig in die Höhe zu kommen. Mit höhnischem Lachen sahen die Männer auf den Ueberwundenen hinab.

„Das sei der Lohn für den Schlag," sagte der Eine, gab ihm einen Fußtritt in die Seite, daß er vor Schmerz stöhnte.

„Weshalb liefst Du fort?" fragte der Andere. Er antwortete nicht, er sah ein, daß jedes Wort ver-

gebens sei. Sie zogen einen längeren Strick durch die festgebundenen Arme und richteten ihn auf.

„So, mein Junge, jetzt werden wir Dich vor uns her nach der Stadt treiben, wie ein Stück Vieh. Gehst Du nicht gutwillig, so wird das spitze Eisen Dich behende machen. Vorwärts.“

Als er zögerte den Fuß zu rühren, belehrte ihn ein Lanzenstich, was bei fernerem Widerstande seiner harre. So ging er denn langsam in der Richtung nach den hochragenden Thürmen der Stadt. Als der kleine seltsame Zug in der Nähe des Galgens vorbeikam, schauderte er zusammen. Er dachte daran, wie er nicht lange Zeit früher mit dem Wahnsinnigen hier gestanden hatte.

„Dort wirst Du nächstens baumeln,“ grinste ihn der Eine seiner unbarmherzigen Begleiter an.

„Ich habe nichts verbrochen, was mir zum Schaden gereichen könnte,“ sagte er trotzig.

„Das wird sich bald herausstellen. Der Herr Rathssecretair Kunstmann scheint mehr von Dir zu wissen, als Dir lieb ist.“

Jürgen brummte unwillig etwas in seinen Bart und setzte den unangenehmen Weg mit Gefühlen fort, die man sich besser denken, als beschreiben kann.

Als sie am hellen Tage am Burgthore hineinzogen, sammelte sich sofort ein Haufen Neugieriger und folgte ihnen bis an die Schrangen, wo die Frohnerei lag. Jürgen achtete nicht der höhnenden Zurufe, welche von allen Seiten ertönten. Als aber

der Klöppel gegen die Thür der Frohnveste schlug und die Knechte des Scharfrichters heraustraten, um ihn in Empfang zu nehmen, zitterte er. Seine bisherigen Begleiter wechselten nur wenige Worte mit den Anderen, die ihn sofort in eine Zelle brachten. Das Innere des unheimlichen Gebäudes war, soweit es zur Unterbringung von Gefangenen bestimmt war, in kleine Holzverschläge getheilt. Starke Planken trennten die einzelnen Räume von einander, die kaum so groß waren, daß ein Erwachsener sich der Länge nach ausstrecken konnte. Ueber der schmalen Eingangsthür einer jeder Zelle stand der einer bekannten Stadt entlehnte Name. Jürgen wurde nach „Moskau" hineingebracht.

„Hier, mein Junge," sagte der eine Henkersknecht, während er ihm die Kleider durchsuchte, „bist Du gut aufgehoben. Auf der einen Seite, dort in „Konstantinopel", sitzt ein Mörder, der in wenigen Tagen hingerichtet wird, und links von Dir, in „Nowgorod", befindet sich der Wahnsinnige, welcher den Bürgermeister Tinnappel mit einem Messer drohte. Unter Dir aber ist die Folterkammer. Merke es Dir wohl."

Dabei zog er ihm ein Stück Zeug aus der inneren Brusttasche des Wammses. Beim Auseinanderwickeln fiel ein Brief heraus. „Haha! da haben wir wohl, was wir suchen."

Sie lösten ihm die Stricke und ließen ihn allein. Als die Thür hinter den Beiden zugefallen und der

schwere Riegel von draußen vorgeschoben war, kam über den Gefangenen erst das rechte Bewußtsein seiner Lage. In gewaltigem Wuthausbruche rannte er gegen die Holzwände und rüttelte an den eisernen Stäben des kleinen Fensters über seinem Kopfe, durch welches ein spärlicher Lichtstrahl hereinfiel. Dann setzte er sich erschöpft auf die hölzerne Pritsche, die ihm vorläufig als Lagerstatt dienen sollte, und brütete finster vor sich hin, seinen Lippen entfuhr ab und zu ein halblauter grimmiger Fluch. Er dachte mit Grauen daran, daß er Alles gestehen müsse oder ... unter ihm war der unheimliche Ort mit den entsetzlichen Geräthen, welche jedes Geständniß erpressen konnten. Gräßlich!

XV.

Frost und Schnee waren vor heftigen Regenböen entschwunden und eine trübe, zähe Schmutzdecke überzog die schlecht gepflasterten Straßen der Stadt. Der stockdunkle Decemberabend lud nicht zum Ausgehen ein, nur selten sah man einen Patrizier, vor ihm den fackeltragenden Diener, rasch vorbeieilen, um der unwirthlichen Umgebung zu entfliehen. Niemand bemerkte daher die in einen weiten Hoiken (Mantel) gehüllte Gestalt, welche sich langsam die Fischergrube in der Richtung zum Flusse hinabtastete und bei jedem nahenden Lichtschimmer in dem tiefen Schatten des nächsten Beischlages Schutz suchte, bis die Luft wieder rein war. Vorsichtig huschte der nächtliche Wanderer dann weiter. Einmal stieß er einen Wehruf aus, er hatte sich den Kopf an dem weitragenden Hebebaume eines mitten in der Straße befindlichen Brunnens gestoßen. Die feuchtkalte Luft kühlte seine brennende Stirn und linderte den Schmerz.

Er bog in eine schmale Seitengasse ein und hielt nach wenigen Augenblicken seinen Schritt an. „Hier muß es sein,“ murmelte er, „oder sollte ich mich

täuschen? Bei der Dunkelheit kann man ja nicht die Hand vor Augen sehen."

Behutsam näherte er sich der nächstliegenden Thür und horchte. Wie aus weiter Ferne tönte Gelächter an sein Ohr. Leise klopfte er dreimal in längeren Zwischenpausen, er hörte einen Riegel fortschieben.

„Wer ist da?" klang es gedämpft aus dem Innern.

Der Eingang öffnete sich und er trat in die dunkle Diele des Hauses, hinter ihm wurde der Riegel sofort wieder vorgeschoben. Eine Hand ergriff die seine und führte ihn wenige Schritte vorwärts. Da öffnete sich eine andere Thür, aus der ein heller Lichtstrahl herausfluthete. Ein sonderbarer Anblick bot sich dem Beschauer. Um den großen Eichentisch in der Mitte des von Talglichtern beleuchteten Gemaches saßen bunt durcheinander Männer und Frauen. Der überlaute und ungezwungene Ton der Unterhaltung verrieth sofort die Art der Gesellschaft und ihrer Zusammenkünfte. Die gerötheten Gesichter der Männer, die vor ihnen stehenden Humpen und das klappernde Geräusch von Würfeln vervollständigten das wenig anmuthige Bild.

Nach einem kurzen Blicke hinein sah der Ankömmling auf seinen Begleiter. Dieser, ein vierschrötiger Mann mit groben, nichtssagenden Zügen, aus denen ein paar listige Augen hervorblitzten, hatte ihn inzwischen gemustert und schien mit dem Ergebniß der flüchtigen Untersuchung zufrieden zu sein.

„Tretet ein, Herr von Dalen, die schöne Katharina hat schon mehr als einmal nach Euch gefragt.“

Der Angeredete zuckte die Achseln und betrat die Stube. Lauter Zuruf empfing ihn und ein voller Humpen wurde ihm hingeschoben. Er warf seinen Mantel ab und setzte sich zu den Anderen. Die anwesenden Männer, lockere Gesellen, zum Theil Söhne der Stadt, schienen ihn zu kennen.

„Du hast heute auf Dich warten lassen, Fritz,“ redete ihn Einer von ihnen an.

„Ich konnte nicht früher kommen, wichtige Geschäfte hielten mich auf.“

Allgemeines Gelächter folgte diesen Worten. Dalen runzelte unmuthig die Stirn: „Ihr Tagediebe glaubt, ein Jeder habe wie Ihr nur an Trinken und Würfeln zu denken . . .“

„Du vergißt mich,“ sprach eine wohlklingende Frauenstimme hinter ihm, während ein entblößter weißer Arm seinen Nacken umschlang.

Er zog das Mädchen, das hübscheste aus dem Kreise, auf seinen Schoß und drückte einen Kuß auf den sich darbietenden Mund:

„Wo kommst Du her, Katharina? Warst doch nicht hier, als ich eintrat.“

„Ich habe auf Dich gewartet, muß Dich nachher allein sprechen.“

Die letzten Worte hatte sie, den Uebrigen unverständlich, ihm in das Ohr geflüstert.

„Kleine Schlange, wußtest wohl, daß ich heute Abend nicht fehlen würde.“

Sie löste sich langsam aus seinen Armen und griff nach dem vor ihm stehenden Humpen. Nachdem sie daraus genippt, reichte sie ihm das Gefäß. Er that einen tiefen Zug.

„Womit habt Ihr Euch die Zeit vertrieben?“ fragte er.

Sein Nachbar wies auf den Würfelbecher:

„Wir probirten unser Glück. Ich wurde dabei tüchtig ausgeplündert.“

„Hoho,“ ertönte es im Kreise, „Du bist ein Geizhals. Von Deinen paar lumpigen Füchsen kann sich Niemand ein Wamms kaufen. Wir wollen es einmal mit Dalen versuchen, der hat mehr davon bei sich.“

„Nun gut, ich bin bereit. Wir werden sehen, wer heute seinen Tag hat.“

Die Würfel begannen zu rollen und nahmen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Gelächter und Flüche erfüllten die Luft, je nachdem dem einen oder anderen Spieler Glück oder Unglück beschieden war. Katharina hatte sich unbemerkt hinausgestohlen, Dalen ersah einen günstigen Augenblick und winkte seinem Begleiter von vorher. „Spielt einen Augenblick für mich, hier ist Geld, den Verlust trage ich, Gewinnst theilen wir.“

Jener schien diese Art von Stellvertretung schon zu kennen. Er nickte und betheiligte sich, während der

junge Mann durch eine Seitenthür verschwand. Niemand kümmerte sich um ihn, der Dämon des Spieles hatte alle Sinne gefangen genommen.

Dalen stieg eine enge, von einer Thranlampe erleuchtete Treppe in die Höhe und schritt auf der Galerie weiter, die rund um die unten im Dunkeln liegende Diele führte. Dann öffnete er eine Thür und trat in ein kleines Gemach. Die Ausstattung desselben bestand aus einem vor das Fenster gerückten Tisch, um den einige Stühle standen. An der einen Wand lief eine mit Kissen belegte Bank entlang, ein sauberes Bett auf der anderen Seite vervollständigte die Einrichtung. Die schöne Katharina warf sich ihm an die Brust:

„Weshalb kommst Du nicht, Geliebter? Eine wichtige Botschaft harrt Deiner."

Er sah ihr fest in die Augen: „Kann ich Dir auch trauen, Katharina?"

Sie sah ihn vorwurfsvoll an: „Ich gab Dir so viele Beweise meiner Hingebung, daß Du nicht daran zweifeln dürftest."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn: „Ich weiß nicht, was mich anficht. Aber eine dumpfe Ahnung verkündet mir nahendes Unheil. Und ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß Du auf die eine oder die andere Art hinein verflochten bist."

Sie wandte sich ab, um ihr Erbleichen zu verbergen. Doch schnell hatte sie die Herrschaft über sich wieder gewonnen: „Laß die Sorgen fahren, die Du

selbst unnützer Weise Dir bereitest. Noch ist nicht Alles verloren."

„Was sagst Du?" fuhr er auf.

Sie setzte sich auf die Bank und bedeutete ihn, neben ihr Platz zu nehmen: „Du weißt, daß sie den Ohm gefangen und in die Frohnerei gebracht haben."

Er nickte.

„Man hat bei ihm einen Brief aus Rostock gefunden," fuhr sie fort.

„Woher weißt Du . . .?"

„Gleichviel, ich weiß noch mehr. Morgen soll er gefoltert werden, um Denjenigen zu nennen, der ihm das Schreiben gab und an den es gerichtet ist."

„Nun weiter!"

Sie sah ihn erstaunt an: „In Deinem Hause wohnt der Empfänger und Du zagst nicht für Deine Sicherheit?"

„Ich bin es nicht, Katharina," sagte er bedeutungsvoll.

Sie zögerte einen Augenblick: „Gestern war Jemand hier, der nach Dir fragte, wie oft Du hier seiest, mit wem Du hier verkehrtest und ob nicht häufig verdächtige Fremde unser Haus besuchten. Auch nach Michael Schriwer wurden Erkundigungen eingezogen."

„Sage mir Alles, was Du weißt," sprach er drohend, als sie wieder innehielt.

Sie streifte ihn mit scheuem Blicke: „Es ist Alles.“

Er überlegte einen Augenblick. Dann sprang er plötzlich auf: „Ich will die volle Wahrheit wissen, oder . . .“

„Oder?“ Sie sah fragend zu ihm empor, in ihren Blicken lag es wie verhaltener Trotz.

„Katharina,“ bat er, indem er sich wieder niederließ und ihre Hand ergriff: „Ich kenne Dich, Du verschweigst mir die Hauptsache. Wieviel willst Du haben, damit ich die Wahrheit erfahre?“

Ihre Wimpern senkten sich und sie schwieg. Er wurde bereits wieder ungeduldig. Dann griff er in die Tasche und drückte ihr einige Goldstücke in die Hand: „Mädchen, so sprich doch endlich.“

Sie sah ihn fest an: „Der Ohm will sich nicht foltern lassen, er wird vorher Alles gestehen.“

„Meinetwegen. Was geht es mich an, mit wem mein Gast in Verbindung steht!“

„Er wird aber auch erzählen, daß Du hier mit einem verkappten Schweden Zusammenkünfte gehabt hast.“

„Du hast ihm das erzählt.“ Seine Hand griff nach dem an seiner Seite hängenden Dolch: „Dafür könnte ich Dich kalten Blutes ermorden.“

„Versuche es,“ sagte sie ruhig, ohne sich zu rühren.

Er faßte sich und machte einige Schritte durch die Stube. „Ich habe mächtige Freunde, denen der

Krieg ein Gräuel ist," murmelte er, „sie werden mich nicht im Stich lassen."

Dann wandte er sich mit berechnender Schlauheit wieder der Dirne zu: „Vergieb mir meine Heftigkeit, Katharina, es fuhr mir nur so durch den Sinn. Ich danke Dir für die Auskunft, obgleich sie mir weder nützen noch schaden kann. Was ich gethan, braucht nicht das Licht der Sonne zu scheuen und das Uebrige geht mich nichts an. Komm, wir wollen hinab und bei den Würfeln, in froher Gesellschaft, unser Heil versuchen."

Sie durchschaute ihn und wußte, daß er nur äußerlich Ruhe heuchelte. „Der schwedische Hauptmann ist in Lübeck, ich habe ihn gestern gesehen," sagte sie.

Die Wirkung dieser Worte war schlimmer, als sie erwartet hatte. Dalen zuckte zusammen und wechselte jäh die Farbe. Seine Hände ballten sich krampfhaft, als wollte er das Mädchen niederschlagen. Er trat dicht vor sie hin und stieß keuchend hervor:

„Wenn Du mir jetzt nicht sagst, Katharina, weshalb Du mir dies erzählst und welchen Zweck Du damit verfolgst, so erwürge ich Dich mit diesen Händen, bevor Du noch ein Vaterunser beten kannst!"

Ihr scheuer Blick streifte ihn, seine Haltung schien ihr Furcht einzuflößen. Sie stand auf und sah ihm in die Augen: „Du sollst den Oheim retten oder mit ihm untergehen."

„Liegt Dir soviel an dem alten Schufte?" fragte er verächtlich.

„Er ist der einzige Verwandte, den ich auf der Welt habe, der Bruder meiner Mutter. Wir beide sind schlechte Wege gewandelt und haben schon genug dafür gelitten. Ich bin in dieses Haus gekommen, wo ich der Spielball roher Gesellen geworden und ihnen ein fröhliches Gesicht zeigen muß, ob mir gleich oft das Weinen näher ist als das Lachen. Der Ohm ist einmal in Eure Schlingen gerathen und wird Euretwegen am Galgen baumeln, wenn Ihr ihm nicht aus dem Gefängniß heraushelft. Gestern habe ich ihn gesprochen; was es mich gekostet hat, um durch einen Frohnknecht den Zutritt zu ihm zu erlangen, brauchst Du nicht zu wissen. Wenn Du ihn vor der Folter bewahren kannst, wird er schweigen. Wir beide wollen fort von hier, weit fort, wohin wissen wir noch nicht. Du hast also die Wahl. Entweder bist Du ihm zur Freiheit behülflich, oder Du selbst verlierst die Deine, vielleicht auch Dein Leben. Ich habe mir wenigstens erzählen lassen, daß die Lübecker niemals Spaß verstanden haben, wenn einer ihrer Bürger Verrath spann."

Hochaufathmend hielt sie inne, als sei mit diesen Worten eine Centnerlast von ihrer Brust genommen.

Seine Arme hingen schlaff herunter, er sah an ihr vorbei in die Luft wie geistesabwesend: „Ich kann ihm nicht helfen, wenn ich auch wollte. Tinnappel hält die Fäden in seiner Hand und läßt sie nicht

wieder fahren. O mein Gott," stöhnte er plötzlich auf, „weshalb habe ich, von Haß und Leidenschaft bethört, dem Dänen meine Hand gereicht!"

Ein triumphirendes Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Muth, mein Freund. Ich sagte schon vorhin, noch ist nicht Alles verloren. Der Ohm wird, sobald die Uhr vom Marienthurme elf schlägt, aus der Frohnerei entflohen sein. Ich hatte Gold genug, um den Knecht zu bestechen. Hier ist ein Mantel. Du mußt damit nach dem Schrangen gehen und ihn erwarten. Dann nimmst Du ihn unter der schützenden Verkleidung in Dein Haus und verbirgst ihn einige Tage bei Dir. Wie Du ihn dann später aus der Stadt schaffst, ist Deine Sorge. Wenn er sie verlassen hat, benachrichtigst Du mich: ich weiß, wo ich mit ihm zusammentreffen werde."

Er griff nach dem Mantel. „Führe mich hinaus, ohne daß es Jemand bemerkt," sagte er dumpf. „Das Gold dort unten, mit dem für mich gespielt wird, magst Du behalten."

Sie faßte ihn an der Hand und brachte ihn hinunter über die dunkle Diele. Als er vor der Hausthür stand und der Riegel wieder leise vorgeschoben war, schüttelte er drohend die Hand: „Vor solchem Gesindel muß ich mich beugen, weil sie mehr wissen, als nöthig ist. Verdammt! Wer sich in die Krallen des Satans begiebt, kommt so leicht nicht wieder daraus frei."

XVI.

Gotthard von Höveln ging die Holstenstraße hinab und bog vor der Travebrücke nach der rechten Seite. Der Hafen war ziemlich leer von Schiffen und die wenigen, welche in ihm lagen, hatten augenscheinlich Winterquartier bezogen; sie waren abgetakelt und keine Seele rührte sich auf ihrem Deck. Auch am Gestade herrschte eine Ruhe, die seltsam gegen die Geschäftigkeit abstach, mit der zur Sommerszeit das rege Leben des Handels hier fluthete.

Da das Eis des Flusses wieder aufgethaut war, wurde der Eindruck grauer Trübseligkeit noch durch das schmutzige Gelbgrau des Wassers verstärkt. Auch die Straßen waren nichts weniger als reinlich und der mit dunkelen Regenwolken verhängte Himmel vervollständigte das in schwärzlichen Tinten gemalte Bild.

Der junge Mann schlenderte langsam weiter, mit aufmerksamem Auge jeden Punkt, der seinen Blicken aufstieß, musternd. Endlich blieb er in der Nähe eines Schiffes stehen, des einzigen, auf welchem die Mannschaft im Gegensatz zu allen anderen die Vorbereitungen zu einer Reise traf. Auf seine ver-

wunderte, an einen Matrosen gerichtete Frage, wohin sie denn zu dieser Jahreszeit in See stechen wollten, erhielt er die Antwort: „Nach Kopenhagen."

„Wer befrachtet das Schiff?" forschte er. „Der Herr von Dalen." Er schüttelte den Kopf und setzte seinen Weg fort.

An der Ecke der Mengstraße traf er mit Friedrich Lüneburg zusammen.

„Sieh' da, was treibt Dich zu dieser ungewöhnlichen Zeit hierher?"

„Wahrscheinlich derselbe Grund, welcher Dich veranlaßte."

Gotthard lachte: „Ueberfluß an Muße. Der Winter ist doch fürchterlich langweilig."

„Nach des Sommers Arbeit ist Erholung nöthig."

„Du hast gut reden. Ich aber bin schlimm daran, denn ich muß zu allen Jahreszeiten hier sitzen, während Du draußen im Felde Wunder der Tapferkeit verrichtest."

„Weshalb ziehst Du nicht mit uns hinaus, lieber Gotthard."

„Der Vater haßt diesen Krieg und will es nicht."

„Ich würde mich nicht daran kehren, sondern meinen Willen durchsetzen, und hätte ich zehn halsstarrige Väter."

Gotthard erröthete: „Du bist aus stärkerem Holze geschnitzt, als ich. Doch genug davon. Weißt Du schon, daß Herr Jacob Bagge gegen schweres Lösegeld seine Freiheit erkauft hat? Er wird dieser

Tage nach seiner Heimat zurückkehren und von dem tapferen Jüngling berichten, der ihn trotz eines wuchtigen Hiebes über die Stirn gefangen nahm. Vor der Reise müßt Ihr Beide im Rathskeller noch einen gemeinsamen Trunk thun und Euch die Erlebnisse Eurer letzten Begegnung erzählen. Ich begleite Dich, damit ich etwas für meine Chronik habe."

„Sie ist Dir die Hauptsache dabei."

„Einen guten Trunk verachte ich auch gerade nicht."

„So komm', wir wollen ohne Jacob Bagge versuchen, wie uns der Rheinwein mundet," sagte Friedrich und schob seinen Arm unter den des Freundes.

Die beiden jungen Leute stiegen die Mengstraße in die Höhe und gingen über den Marienkirchhof, dem hinteren Eingange des Rathskellers zu. Als sie die hinunterführende Treppe erreicht hatten, begegneten ihnen Dahlen und Michael Schriwer. Mit flüchtigem Gruß eilten Beide an ihnen vorbei.

Friedrich hielt seinen Freund, welcher schon einen Fuß auf die erste Stufe gesetzt hatte, zurück. „Weshalb mögen sie nur immer die Köpfe zusammen stecken? Und was thut der Däne so lange in Lübeck?"

„Weißt Du," bemerkte Gotthard, „mich wundert's, daß Dalen jetzt ein Schiff nach Kopenhagen absenden will."

Der Andere stutzte. „Nach Kopenhagen?" fragte er gedehnt.

„Jawohl, soeben erfuhr ich es am Hafen."

„Eigentlich sollten wir ihnen folgen, um zu sehen, was sie treiben. Doch komm' hinab, dort unten werde ich Dir erzählen, was mir durch den Kopf geht."

Sie durchschritten die langen Gewölbe mit den hohen Fässern an beiden Seiten und setzten sich vorn neben die zum Marktplatz emporführende Treppe. Ein diensteifriger Sklave — so hießen die dem Rathsschänken untergeordneten Leute — zapfte ihnen auf Verlangen einen Krug edlen Rheinweines und stellte denselben nebst zwei Bechern auf den Eichentisch.

Gotthard erwartete mit Spannung die Mittheilungen des Freundes. Dieser erzählte ihm den Inhalt seines Gespräches mit Niels Trull und fuhr dann fort:

„Von der Entdeckung, welche der scharfsinnige Kunstmann gemacht hat und die zur Verhaftung eines von hier nach Rostock gesandten Boten führte, wirst Du gehört haben. Bei dem Manne wurde ein Brief hochverrätherischen Inhalts, aber ohne Aufschrift und ohne Unterschrift gefunden. Man weiß daher weder den Absender noch den hiesigen Empfänger; der Gefangene gab vor, Beide nicht zu kennen. Nun sollte ihm die Folter das Geständniß erpressen. Als aber heute morgen die Frohnknechte in die Zelle treten, um ihn abzuholen, ist er spurlos verschwunden. Weder Thürriegel noch Fenstergitter sind verletzt. Da erhob sich ein großes Geschrei, daß der Mensch mit dem Teufel im Bunde gewesen sei und dieser ihn entführt habe, es soll in der Zelle ein fürchterlicher Schwefel-

geruch gewesen sein. Ich glaube aber von der ganzen Geschichte kein Wort. Irgend ein Helfershelfer mag mit den Knechten unter einer Decke gesteckt und den Verbrecher auf natürliche Weise herausgebracht haben. Die Stadt hat er noch nicht verlassen, denn an allen Thoren wird auf Befehl Tinnappels scharf aufgepaßt. Nun schoß es mir so durch den Kopf, als Du sagtest, Dalen rüste jetzt ein Schiff nach Kopenhagen aus, daß er möglicherweise um die Angelegenheit wisse und den Menschen fortschaffen wolle."

Gotthard schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ich traue eine solche Schlechtigkeit dem Dalen nicht zu, er hat zu wenig Verstand und entstammt einer ehrenwerthen Familie."

„Er ist nicht so dumm, wie er aussieht," meinte Friedrich. „Aber es ist ja vorläufig nur ein Verdacht. Ich werde die Spur jedoch nicht aus dem Auge verlieren und sollte es mir gelingen, den Verräther zu entlarven, so . . ."

Gotthard fiel ihm in's Wort. „So winkt Dir als süßer Lohn die Hand Susannens."

„Das ist's nicht allein, höher steht mir die Ehre und Sicherheit meiner Vaterstadt, die schwer gefährdet ist, wenn wir nicht der geheimen Feinde im Innern Herr werden."

„Brav gesprochen, mein Friedrich, aber hüte Deine Schritte, damit Du nicht einen Unschuldigen in Verdacht bringst. Es ist leichter einen Makel anzuheften,

als ihn wieder von dem Haupte des Betroffenen hinwegzunehmen."

Sie hatten den Wein mittlerweile ausgetrunken und stiegen die Treppe zum Marktplatz hinauf. Der trübe Himmel begann sich aufzuklären und ließ hin und wieder einen schwachen Sonnenblick durch. Auf dem Markte herrschte reges Leben. Die Fleischhauer boten ihre Waare feil und zahlreiche Landleute waren mit Vorräthen eingetroffen, um sie denjenigen, welche noch nicht genug für den Winter eingekauft hatten, anzupreisen.

Langsam schlenderten die Freunde in dem Gedränge um den Platz herum und gingen dann durch die Breite- und Johannisstraße nach der Königstraße, wo ihre Wohnungen lagen.

Als sie sich trennten, warnte Gotthard noch einmal seinen Freund vor Uebereilung. Friedrich schritt nachdenklich dem väterlichen Hause zu, welches unfern des Heiligen-Geist-Hospitals gelegen war.

Das stattliche Gebäude zeigte sich schon von Weitem als die Wohnung eines vornehmen Mannes. Auf den großen Steinpfeilern des Beischlages war das zierlich gemeißelte Wappen der Lüneburgs zu sehen. Auf der Außenwand mit dem hochaufragenden stufenförmigen Giebel wechselten schwarz glasirte und rothe Ziegel in regelmäßigen Zwischenräumen, dem Auge einen angenehmen Anblick darbietend. Die großen eichenen, mit messingenen Handgriffen versehenen Flügel der Hausthüre standen trotz des rauhen

Wetters weit geöffnet. Durch den verhältnißmäßig schmalen Zugang — an beiden Seiten lag je ein Zimmer — gelangte Friedrich auf die hinten die ganze Breite des Hauses ausfüllende gepflasterte Diele, von der man den Einblick in die beinahe offene Küche hatte. Ueber dem flackernden Feuer des Heerdes drehte der Koch den Bratspieß, während eine alte Frau zinnerne Bierkrüge putzte. Der junge Mann achtete aber nicht auf die ihm wohlbekannte Umgebung, sondern trat nach kurzem Zögern in die zur rechten Hand gelegene Vorderstube.

Vor dem großen dreitheiligen Fenster, durch dessen Butzenscheiben der Raum ein mattes Licht empfing, stand ein großer Tisch, an dem zwei Personen, die Eltern Friedrichs, saßen. Der Vater im Lehnstuhle kehrte dem Eintretenden den Rücken zu, die Mutter aber schaute von ihrem Sitze auf der breiten, mit Kissen bedeckten Fensterbrüstung aus dem Sohne fragend in's Antlitz.

Friedrich nickte ihr freundlich zu und trat darauf vor den Vater hin.

„Ich habe eine Bitte," sprach er. „Du hast Handelsverbindungen mit den Dalens. Ich möchte den jungen Dalen, den ich nur wenig kenne, unter einem schicklichen Vorwande aufsuchen. Könntest Du mir nicht einen Auftrag für ihn geben?"

Der alte Lüneburg sah mit seinen klugen Augen prüfend auf den vor ihm Stehenden. „Du hast eine

bestimmte Absicht dabei. Darf ich nicht wissen, was Dich zu ihm hintreibt?"

Friedrich zögerte nicht mit der Antwort. „Er befrachtet ein Schiff nach Kopenhagen, jetzt im Winter. Ich möchte ergründen, was dahinter steckt."

Der Vater lächelte. „Seit wann kümmert mein kriegserfahrener Sohn sich um die Geschäfte anderer Leute?"

„Nicht Neugierde allein veranlaßt mich, ich habe einen tiefer liegenden Grund, den ich aber nicht aussprechen darf, bevor sich meine Muthmaßung bestätigt."

„Dein Wunsch soll erfüllt werden. Du kannst ihm sagen, ich hätte davon gehört, daß er ein Fahrzeug nach Seeland senden wolle, und ließe ihn bitten, mir ein Fäßchen Rheinwein für einen guten Freund am dänischen Königshofe mitzunehmen."

„Ich danke Dir, Vater," sagte Friedrich und küßte ihm ehrerbietig die Hand. „Heute Nachmittag noch werde ich Deinen Auftrag ausrichten."

Friedrich wollte gehen. Der Vater rief ihn zurück und sah ihm ernst in die Augen.

„Auch ich habe einen Wunsch. Du bist jetzt in einem Alter, in welchem Du an's Heirathen denken mußt. Ich habe Umschau unter den befreundeten Familien gehalten und einige geneigt gefunden, ihren Töchtern eine ausreichende Mitgift zu geben. Am liebsten wäre mir Käthe Kamferbeke, die Tochter des

Rathsherrn, als Schwiegertochter. Sie ist ein sittsames und hübsches Mädchen, in allen häuslichen Geschäften erfahren und hat ebenso viel Vermögen wie Du."

Gepreßten Tones erwiderte Friedrich: „Im Frühjahre ziehen wir wieder hinaus in den Kampf. Vor Beendigung des Krieges möchte ich nicht heirathen."

„Auch ein passendes Haus für Euch habe ich bereits gefunden," fuhr der Vater fort, ohne auf den Einwurf zu achten. „Johann Offe will sein Grundstück in der Mengstraße für einen billigen Preis verkaufen. Eine günstigere Gelegenheit bietet sich sobald nicht wieder."

„Ich kenne das Mädchen kaum und soviel ich mich ihrer entsinne, ist sie etwas beschränkt."

„Desto mehr Sinn wird sie für die Wirthschaft haben. Soll ich das Geschäft abschließen?"

„Du thust mir weh, Vater. Ich möchte mein Lebensglück nicht verkaufen."

„Was ficht Dich an? Seit Jahrhunderten ist es Sitte bei uns gewesen, die Ehen nach den Verhältnissen zu schließen; Deine Vorfahren, Deine Eltern waren dabei zufrieden und glücklich. Ihr jungen Leute wollt Neuerungen einführen, die nichts taugen. Behaltet das Altbewährte und folgt dem wohlrathenden Willen Eurer Eltern. Ich gebe Dir drei Tage Bedenkzeit und hoffe dann auf Deine Zustimmung."

Friedrich ging wortlos hinaus. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, sprach der Vater: „Ich will nicht hoffen, daß ihm Susanna Tinnappel noch im Sinn liegt. Die Tochter des Mannes paßt nicht in unser altes ehrwürdiges Haus.“

Die Mutter schwieg, ihr mochten sonderbare Gedanken durch den Kopf gehen, denen sie Ausdruck zu geben aber vielleicht nicht für gut oder für zwecklos hielt.

XVII.

Friedrich Lüneburg ging Nachmittags nach dem Hause Dalens und richtete seine Bestellung aus. Trotz scharfen Aufpassens und einiger Anspielungen auf das Verschwinden des Gefangenen wollte es ihm aber nicht gelingen, irgend etwas Auffälliges zu entdecken. Dalen sagte, daß er sehr gern den Wein mitnehmen lassen werde, man möge nur das Fäßchen dem Schiffer mit der Bestellung, an wen es abzuliefern sei, zusenden. Er wolle dem Manne vorher davon Mittheilung machen. Enttäuscht kehrte der junge Mann nach Hause zurück, doch auch hier hielt es ihn nicht lange. Die Worte seines Vaters ließen ihm keine Ruhe, er beschloß, einen Versuch zu machen, ob er Susannen sehen und sprechen könnte.

Dies war nicht ganz leicht, denn um keinen Preis durfte der Bürgermeister darum wissen. Nur große Vorsicht konnte zu dem erwünschten Ziele führen. Er begab sich in die Nähe des Tinnappel'schen Hauses und, da es bereits zu dunkeln begann, achtete Niemand sonderlich auf ihn. Auch war ihm der Zufall günstiger, als er erwartet hatte.

Er kannte die alte Anne-Marie, welche vor Jahren die Amme Susannens gewesen war und jetzt in einem unter dem Patronate des Bürgermeisters stehenden Armengange wohnte. Die Alte ging in dem Tinnappelschen Hause aus und ein und leistete dort zahllose kleine Dienste, wie es die Gebrechlichkeit ihres Körpers gestattete. Oft hatte er ihr ein Goldstück geschenkt, wenn sie ihm begegnet war und sie hatte dafür an eine der beiden Schwestern irgend eine harmlose Botschaft, wie sie unter bekannten jungen Leuten üblich ist, ausgerichtet. Diese Frau sah Friedrich gerade die Straße entlang kommen, als er noch unschlüssig wartete. Er trat ihr in den Weg.

„Mütterchen, wollt Ihr mir einen großen Gefallen erweisen? Ich werde mich erkenntlich zeigen."

„Herr, Du mein Gott, habt Ihr mich erschreckt, junger Herr!" rief sie.

„Schreit nicht so, daß alle Welt uns hört. Ihr müßt mir versprechen, verschwiegen zu sein und Niemand zu erzählen, um was ich Euch bitte."

„Es wird doch nichts Unrechtes sein, junger Herr?" fragte sie zweifelnd. „Die Anne-Marie ist ihr Lebtag immer den geraden Weg gewandelt und wird sich doch jetzt in ihrem Alter nicht mehr auf krumme Schliche einlassen sollen?"

„Beruhigt Euch, Alte, ich habe nichts Schlimmes vor. Kurz und gut, ich möchte gern Euer Fräulein sprechen, nur einen Augenblick, aber allein, so daß Niemand darum weiß."

In ihr kämpften Pflichtgefühl und das Bestreben, dem jungen Manne gefällig zu sein, mit einander einen harten Strauß. Als sie mit der Antwort zögerte, griff er in die Tasche und ließ einige Münzen in ihre Hand gleiten. Dieser Ueberredungskunst konnte sie nicht widerstehen.

„Begehrt Ihr auch wirklich nichts Unrechtes?“ fragte sie noch einmal, gleichsam um ihr Gewissen zu beschwichtigen.

„Aber so geht doch, es hat Eile.“ Sie sah seine Ungeduld und huschte fort. Eine geraume Weile verging — ihm schien es eine Ewigkeit — bis sie wiederkam.

„Das Fräulein war sehr erschreckt und wollte durchaus nicht kommen. Die Schwester redete ihr aber zu und wird sie begleiten. Folgt mir!“

Die Alte bog in ein Seitengäßchen ein und schloß eine Pforte auf, von der aus ein schmaler Gang über einen dunklen Hof in den Garten führte. Vorsichtig tasteten die Beiden sich an der Mauer entlang, bis sie den matten Lichtschein sahen, der aus den großen Hinterfenstern des Flures schimmerte. Zwei verhüllte Gestalten traten dem jungen Manne entgegen, die Alte blieb etwas zurück.

„Susanna,“ sprach Friedrich — trotz der Dunkelheit hatte er sie erkannt — „verzeiht, daß ich Euch um diese Stunde und an diesem Orte sprechen muß, ich konnte aber nicht anders, weil die längere Ungewißheit meinem Schicksale Gefahr drohte.“

Durch den unterdrückten Ton seiner Stimme zitterte es wie verhaltene Gluth.

„An mich denkt Ihr gar nicht?“ fragte Bertha schelmisch.

„Fräulein, ich danke Euch, daß Ihr Eurer Schwester zu Liebe mitkamt, aber meine Worte sind nur für sie allein bestimmt, nur sie darf hören, was mich schwer bedrückt.“

„Ich trete einige Schritte zurück,“ erwiderte Bertha, doch Susanna hielt sie fest. „Nein, bleibe hier, ich fürchte mich sonst.“

Zum ersten Mal seit langer Zeit hörte er den süßen Laut ihrer Lippen. Er ergriff ihre Hand. „O, Susanna, daß wir uns so wiedersehen müssen! Der allmächtige Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich nur der zwingenden Noth gehorchte, als ich diesen heimlichen Weg erkor. Habt keine Furcht, wenn Ihr befehlt, so gehe ich und unausgesprochen bleibt, was ich Euch sagen wollte.“

Es entstand eine kleine Pause. „Sprecht nur,“ hauchte sie kaum hörbar.

„Ihr wißt noch nicht, Susanna, weshalb ich Eurem Hause fern blieb und bleiben mußte! Euren Vater habe ich um Eure Hand gebeten, er aber gab mir zur Antwort, daß Geschlechter und Bürger nicht zusammen passen. Die Ehre verbot mir darauf wieder vor Euch hinzutreten. Jetzt aber verbieten mir Ehre und Liebe, Euch gegenüber noch länger zu schweigen. Mein Vater hat ein Mädchen mir zum Weibe bestimmt

und schwer wird es halten, ihn von seiner Absicht abzubringen. Ich will ihm und der ganzen Welt trotzen, wenn ich aus Eurem Munde höre, daß ich auf Gegenliebe, auf treues Ausharren hoffen kann. Susanna, Ihr müßt ahnen, welch' unbegrenzte Liebe ich Euch entgegenbringe. Gebt mir die Gewißheit, daß, wenn dereinst die Stunde gekommen sein wird und ich vor Euch hintreten darf und sagen: Werdet mein Weib! Ihr mir freudig folgt. Eine schwere Zumuthung, ich weiß es, stelle ich an Euch, die viel Umworbene. Ein treueres Herz werdet Ihr nicht finden, als das meine. Glaubt Ihr mir vertrauen zu können, so macht mich durch ein Wort glücklich; empfindet Ihr aber kein tieferes Gefühl für mich, nun, dann will ich dem Wunsche meines Vaters nicht entgegen sein, da mir in meinem ferneren Leben doch kein Heil mehr erblühen kann."

Er schwieg, die Erregung übermannte ihn. Mit vorgebeugtem Haupte lauschte er athemlos auf Antwort. Endlich tönte es leise, ganz leise zu ihm hinüber:

„Ich werde auf Euch warten."

Mit einem unterdrückten Jubelruf preßte er die bebende Gestalt stürmisch an seine Brust und drückte den ersten Kuß auf die Lippen der Geliebten. Sie wehrte ihm nicht, aber Bertha trat zwischen die Beiden und störte sie aus dem glückseligen Rausche des Augenblicks auf. „Schnell fort, ich höre Schritte."

„Noch einen Kuß. Habt Dank, habt tausend

Dank," flüsterte er. Er fühlte sich von hinten an der Hand gefaßt, Anne-Marie zog ihn in den dunklen Gang.

„Behutsam, daß uns Niemand hört," flüsterte sie; als sie die Pforte hinter sich leise verschlossen hatte, schlüpfte sie mit einer für ihr Alter erstaunlichen Behendigkeit fort und er sah sie um die Ecke verschwinden, bevor er ihr noch ein Wort des Dankes nachrufen konnte. Friedrich verfolgte das Gäßchen nach derjenigen Seite hin, welche nicht auf die Mengstraße mündete und bog gleich darauf in die breite „Beckergrube" ein, ohne daß Jemand ihn bemerkt hätte.

Unschlüssig, ob er sich nach rechts oder links wenden sollte, zögerte er einen Augenblick. Die Straße war menschenleer, doch nein, ein Schatten huschte schnell vorüber, wie es schien, eine verhüllte männliche Gestalt, deren vorsichtige Bewegungen den Wunsch, nicht beachtet zu werden, trotz der Dunkelheit deutlich verriethen.

Obgleich Friedrich nach den Erlebnissen der letzten halben Stunde wenig Sinn für die Umgebung hatte, erregte diese augenfällige Erscheinung dennoch seine Aufmerksamkeit und er folgte ihr in einiger Entfernung. Am Hafen verlor er sie jedoch aus den Augen und zwar in der Nähe des Schiffes, welches nach Kopenhagen abgehen sollte. Er machte sich gerade seine eigenen Gedanken über den etwaigen Zusammenhang zwischen Dalen und dem einsamen Wanderer, als er

plötzlich durch einen sehr unsanften Stoß zur Seite geschleudert wurde.

„Tod und Teufel,“ rief er, sich mühsam auf den Beinen haltend, „wer wagt es ruhige Bürger anzufallen?“

„Hier hat Niemand etwas zu suchen,“ tönte es mit scharfem Accente an sein Ohr. „Packt Euch fort, oder, beim Himmel, Ihr sollt Bekanntschaft mit der Spitze meines Schwertes machen.“

Im Nu hatte Friedrich blank gezogen und drang auf den Fremden ein, der ihm entgegen zu treten wagte. Die Schwerter kreuzten sich, er merkte, daß er es mit einem ebenbürtigen Gegner zu thun hatte. Da die Dunkelheit keinen sicheren Blick gestattete, fielen die Hiebe ziemlich unregelmäßig, Ziel und Wirkung blieben den Kämpfern verborgen. Das Klirren der Waffen erregte aber die Aufmerksamkeit der in der Nähe wohnenden Bürger. Es wurde in den Häusern lebendig, bald erglänzte der Lichtschein von Fackeln auf der Straße und herzueilende Männer trennten die beiden Streiter.

Erstaunt sah Friedrich vor sich das geröthete Gesicht des ihm wohlbekannten Dänen Michael Schriwer.

„Was ficht Euch an, hier auf der Straße mit mir eine Rauferei anzufangen?“ fragte er kurz.

Der Däne war sichtlich erschreckt, als er seinen Gegner erkannte.

„Verzeiht,“ sprach er, „hätte ich gewußt, daß

Ihr es waret, ich würde Euch für den Stoß, den ich Euch versehentlich im Dunklen gab, um Entschuldigung gebeten haben."

„Wenn Ihr öfter aus Versehen" — Friedrich betonte das letzte Wort scharf — „solche Stöße austheilet, könntet Ihr vielleicht auch aus Versehen einmal in's Jenseits befördert werden oder zum wenigsten die unangenehme Bekanntschaft unserer Gefängnisse machen. Ihr seid doch lange genug hier, um zu wissen, daß man in Lübeck mit fremden Raufbolden und mit Spionen wenig spaßt. Dankt Eurem Schöpfer, daß heute kein Blut geflossen ist. Was Ihr übrigens hier jetzt zu suchen habt, kann ich unschwer errathen. Die Gegenwart Anderer mag Euch auf Euren Wegen nicht angenehm sein. Lebt wohl, Herr Schriwer, Ihr werdet bald mehr von mir hören."

Mit verächtlicher Geberde warf er das Schwert in die Scheide und kehrte dem Dänen den Rücken, diesen in Unruhe, die Umstehenden in fragendem Erstaunen zurücklassend.

Auf dem Heimwege sprach er in dem Hause des Rathssecretairs Kunstmann vor.

„Laßt Acht geben, Herr Secretarius, mit dem Schiffe Dalens hat es eine besondere Bewandtniß. Ich will mich hängen lassen, wenn sie nicht versuchen sollten, auf ihm den entflohenen Boten aus Rostock fortzuschaffen. Möglicherweise war es der Kerl, dem ich folgte und der mir nachher die freundschaftliche Begegnung mit dem Dänen eintrug."

Der Secretair dankte ihm herzlich für seine stets diensteifrig der Vaterstadt gewidmete Mühe. Friedrich aber kam erregt von den verschiedenen Erlebnissen des Abends nach Hause und es dauerte lange, bis sein wallendes Blut sich abkühlte und er Schlaf fand. Selbst dann aber störten ihn schreckhafte Träume, bis ihm das holde Gesicht Susannens erschien und er bei dem Lächeln des geliebten Mundes in ruhigen, erquickenden Schlummer versank.

XVIII.

Von zugereisten Kaufleuten hatte Gotthard von Höveln verschiedene wunderliche Geschichten gehört, welche er nicht unterlassen wollte in seine Chronik einzutragen. Mit ernsthafter Miene saß er vor dem Buche und schrieb:

„In diesem Jahre ist in Siebenbürgen eine Jungfrau nicht anders gesehen worden während dreier Tage, als daß sie todt war. Doch hatte sie in dieser Zeit Blut geschwitzt. Darauf ist sie wieder zu sich gekommen und hat gesagt, daß sie wahrhaftig todt gewesen sei. Sie wisse, daß der jüngste Tag nicht mehr fern sei, und in drei Tagen werde sie wieder verscheiden. Also ist es auch geschehen.

„In diesem Jahre ist ebenfalls in Siebenbürgen am Himmel ein feuriger Mann gesehen worden. Alle, die ihn erblickt haben, sind kurze Zeit darauf gestorben.

„Ebenso wurde zu Cüstrin in der Mark Brandenburg eine große Feldschlacht gesehen und ein klägliches Menschengeschrei gehört. Auf dem Markte daselbst sah man zwei geharnischte Männer, welche Niemand

gekannt hat. Sie gaben sich einander die Hände und sind darauf mit jämmerlichem Geschrei verschwunden.

„In diesem Jahre wurde acht Meilen von Augsburg ein Kalb mit zwei Schnauzen, vier Augen und zwei Ohren geboren.“

Als Gotthard diese wissenswerthen Begebenheiten durch seine Aufzeichnung der Nachwelt gesichert hatte, legte er die Feder fort und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand. Seitdem er in dem Hause des Doctor Quasius gewesen, wollte ihm das unbekannte Mädchen nicht aus dem Sinn, mit dessen Schicksal sein eigenes auf so wunderbare Weise verknüpft sein sollte.

Er überlegte sich, daß Materna, wenn die Sterne recht gehabt hätten, entweder in Lübeck oder doch in seiner nächsten Umgebung weilen mußte. Denn er kam über das Weichbild der Stadt kaum hinaus, also konnte er nur hier mit ihr zusammentreffen. Wo aber sollte er sie finden? Er beschloß in den Herbergen und überhaupt an allen Orten, wo Fremde zu verkehren pflegten, Umschau zu halten. Vielleicht führte der Zufall ihn dann auf die richtige Spur.

Kurz entschlossen sprang er auf und begab sich sogleich auf einen Streifzug, von dem er nach einigen Stunden zurückkehrte, ohne den geringsten Erfolg erzielt zu haben. Als er aber am Abend noch einmal trotz des ungemüthlichen Wetters einen Spaziergang unternahm, begegnete ihm ein kleines Abenteuer.

Er ging von dem Marktplatz durch den engen Krambuden nach dem Marienkirchhofe, als leichten,

eiligen Schrittes eine weibliche Gestalt an ihm vorbeihuschte. Verwundert, daß so spät noch eine Frau — oder war es ein Mädchen? — allein auf der Straße zu gehen wage, folgte er ihr schnellen Schrittes. Sie mußte ihren Verfolger bemerkt haben, denn sie begann zu laufen und zwar in der Richtung nach dem Flusse hin. In dem schmalen Durchgang aber, welcher vor dem westlichen Portal der Marienkirche nach dem Schüsselbuden hineinführt, glitt sie aus und fiel hin. Sie stieß einen leisen Wehschrei aus und machte einen vergeblichen Versuch aufzustehen.

Inzwischen war Gotthard bei ihr angelangt und bot ihr die Hand. Sie richtete sich mit seiner Hülfe empor, wandte aber, trotzdem die Dunkelheit ein Erkennen der Gesichtszüge unmöglich machte, ihren Kopf nach der anderen Seite.

Als er fragte, ob sie sich verletzt habe, versuchte sie einen Schritt vorwärtszugehen. Doch zuckte sie dabei zusammen und lehnte sich an die Mauer des nächsten Hauses.

„Soll ich Euch nicht lieber führen? Stützt Euch nur auf meinen Arm, ich geleite Euch bis nach Eurem Hause“, sagte Gotthard theilnehmend.

„Ihr wißt nicht, wem Ihr einen Dienst erweisen wollt“, sagte sie gepreßt.

„Unglücklichen leistet man Beistand ohne zu fragen, wer und was sie sind“, lautete seine Antwort.

Sie brach in Thränen aus, er hörte deutlich das unterdrückte Schluchzen.

„O mein Gott,“ flüsterte sie, „vergib mir meine Schuld. Wie soll ich Euch, Herr, für Eure freundlichen Worte danken, welche ich nicht verdiene. Doch fürchtet nicht, daß mein Weg den Euren noch einmal kreuzen werde. In den nächsten Tagen verlasse ich die Stätte meines Unglückes, um niemals wieder nach Lübeck zurückzukehren. Was die dunkle Zukunft mir aber auch bringen möge: wenn das Gebet einer reuigen Sünderin zum Himmel dringt, wird es auf Euer Haupt Segen herabflehen.“

Gotthard ergriff ihren Arm und führte sie langsam in der von ihr bezeichneten Richtung vorwärts.

„Erzählt mir auf dem Wege Eure Schicksale“, sagte er ernst. „Vielleicht kann ich Euch in irgend einer Weise helfen.“

Sie schüttelte traurig den Kopf: „Das ist unmöglich, aber Ihr sollt mich wenigstens nicht für schlechter halten, als ich in Wirklichkeit bin.“

Stockend begann sie darauf ihre einfache Geschichte zu erzählen, wie sie tausendfach wiederkehrt und doch immer auf's Neue durch die unerbittliche Tragik ihrer Folgen erschüttert. Ihren Vater hatte sie nicht gekannt. In einer fernen Stadt war sie bei der Mutter aufgewachsen, von Jugend auf an Entbehrung und Elend gewöhnt. Doch so lange die schützende Hand derselben über ihr gewaltet und sie vor dem Straucheln bewahrt hatte, war das Leben noch erträglich. Da starb Diejenige, welche ihr einziger Halt gewesen, und eine bittere Zeit begann für die Verlassene.

Mitleidig hörte Gotthard die Bekenntnisse einer zerknirschten Seele, deren Selbstanklagen einen tiefen Eindruck auf ihn machten.

Sie war schließlich von Ort zu Ort gezogen und nach Lübeck gekommen, in der Hoffnung, hier Verwandte zu finden, von denen die Mutter manches Mal in unbestimmten Ausdrücken gesprochen. Und sie hatte auch einen Oheim gefunden, aber er selbst konnte ihr nicht helfen, er war tiefer gesunken als sie. Dennoch hänge sie an dem Manne, dem Einzigen, der auf der ganzen Welt ihr wenigstens Theilnahme bewiesen. Mittellos und in allen schwachen Hoffnungen getäuscht stand sie, nach einem Strohhalm zur Rettung ausspähend, in der großen Stadt. Da war sie in ein Haus gekommen, in welchem lockere Gesellschaft verkehrte, und hatte die Kraft verloren, sich gewaltsam aus der trüben Umgebung loszulösen. Mit Schaudern gedachte sie der entsetzlichen Stunden und Tage, welche ihre jüngste Vergangenheit vergiftet hatten.

„Aber", so schloß sie ihren Bericht, „der Augenblick meiner Befreiung naht. Mit dem Oheim wende ich in den nächsten Tagen den Mauern dieser Stadt für immer den Rücken. Ist es noch möglich, ein neues, besseres Leben zu beginnen, wohlan, an unserem guten Willen soll es nicht fehlen."

Sie waren inzwischen in der Nähe des Hauses angelangt, welches ihr vorläufig noch Obdach gewährte, und sie ließ seinen stützenden Arm los.

„Die wenigen Schritte kann ich allein gehen.

Ich danke Euch tausendmal für Eure Hülfe. Forschet und fraget nicht nach meinem weiteren Schicksale, schwerlich würdet Ihr auch meine Spur auffinden können. Wenn Euch einmal das Glück mit seinen Gaben überschüttet, so gedenket der armen Katharina, deren Antlitz Ihr kaum gesehen habt."

Sie ergriff seine Hand und drückte einen Kuß darauf; er zog sie überrascht zurück, sie war von Thränen naß; das Mädchen aber eilte flüchtigen Fußes hinweg und entschwand im Nu seinen Blicken.

Gotthard ging langsam nach Hause und dachte über das Gehörte nach. Als er sein Lager aufgesucht hatte und nicht einschlafen konnte, schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, ob dieses Mädchen nicht vielleicht die Tochter des Doctors Quasius sein könne. Doch gleich darauf lächelte er über seine willkürliche Annahme. Aber nein, hatte sie ihm nicht erzählt, daß sie ihren Vater nicht gekannt? Aufgeregt richtete er sich im Bette empor und knüpfte im Geiste ein Band an das andere, bis sie sich zu einem festen Knoten schürzten. Kein Zweifel, Materna war ihm begegnet, ihr trauriges Schicksal bedeutete die finstere Wolke, welche die beiden leuchtenden Sterne trennte. Gleich am nächsten Morgen wollte er dem Doctor Mittheilung von seinem Erlebniß machen und mit ihm gemeinsam weitere Nachforschungen anstellen.

Bald darauf überlegte er sich jedoch, daß er sich vorher Gewißheit verschaffen müsse, um den muthmaßlichen Vater nicht tödtlich zu erschrecken. Was

würde geschehen, wenn er sein Kind in solcher Lage wiederfände? Auf eine immerhin noch recht ungewisse Vermuthung hin durfte er dem Manne, der sich ihm vertrauensvoll genähert, nicht eine Aufregung bereiten, deren Folgen unabsehbar waren.

Gotthard beschloß also in seinem Sinne, am nächsten Morgen nicht Quasius, wohl aber Katharina aufzusuchen und erst nach sorgfältiger Erwägung des Für oder Wider seine Entdeckung dem Doctor mitzutheilen. Darüber schlief er endlich ein.

Beim Erwachen dachte er wieder kühler über seine Vermuthung. Er wollte sich die Sache noch überlegen. Von Zweifeln gepeinigt, schwankte er den Tag über in seinen Entschlüssen. Als aber die Dunkelheit anbrach, hielt es ihn nicht länger. Er ging nach dem Hause, in welchem Katharina wohnte, und fragte nach dem Mädchen. Ihm wurde zur Antwort, daß sie seit dem frühesten Morgen verschwunden sei; Niemand wisse etwas über ihren Verbleib.

So hatte sie also die Wahrheit gesagt, sie war, vermuthlich in Begleitung ihres Ohms, aus Lübeck entwichen. Auf seine Frage, ob man ihm nicht wenigstens Auskunft über ihre Vergangenheit geben könne, erhielt er so dürftigen Bescheid, daß er annehmen mußte, man wolle ihm nichts verrathen. Er sah denn auch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen ein und ging enttäuschten Herzens nach Hause, entschlossen, vorläufig gegen Jedermann, also auch gegen Doctor Quasius, Schweigen zu beobachten.

XIX.

Kunstmann hatte an einem der folgenden Tage eine längere Unterredung mit Tinnappel, deren Ergebniß in Beiden den Entschluß reifen ließ, das Netz über den Verdächtigen zusammenzuziehen. Der Bürgermeister brachte in der Rathssitzung des Vormittags die Angelegenheit zur Sprache und begründete seine Ansicht, indem er alle Anzeichen, welche auf Verrätherei deuteten, zusammenfaßte. Er erzählte von dem abgerissenen Briefe, den Kunstmann ihm gegeben, erwähnte, daß unter dem Schutt der Hütte Zinngefäße aus Dalens Hause gefunden worden seien, und schloß mit der Behauptung, es müsse eine gewisse Verbindung zwischen dem Dänen, Dalen und dem entflohenen Gefangenen bestehen; sein Verdacht würde übrigens noch dadurch verstärkt, daß man jetzt, zu so ungewöhnlicher Zeit, ein Schiff nach Kopenhagen ausrüste. Er beantrage daher sofortige Durchsuchung des Fahrzeuges und des verdächtigen Hauses, sowie Verhaftung der in Frage stehenden Personen.

Die Mittheilungen Tinnappels erregten in der Versammlung großes Aufsehen, fanden aber auch sofort heftigen Widerspruch. Die Gegner des Bürger=

meisters, zum Theil mit den Dalens verwandt, sprachen von Vergewaltigung. Wenn man auf unbestimmte unsichere Anzeichen hin einen bisher geachteten Bürger der Stadt verhaften wolle, dann sei kein Lübecker mehr seines Lebens sicher. Noch schlimmer aber wäre der durchaus nicht ausgeschlossene Fall, daß sich die unzweifelhafte Unschuld der Betreffenden herausstelle. Ein gewaltiges Geschrei über die in Lübeck geschehene Unbill werde das Ansehen der Stadt herabdrücken und ihren Handel und Verkehr schädigen.

Tinnappel hatte diesen Sturm des Unwillens vorausgesehen, ließ sich aber nicht in seiner Meinung beirren. Er gab zu, daß er selbst lange Zeit zweifelhaft gewesen sei, ob ein solches Vorgehen zu rechtfertigen wäre. Die Lage der Stadt erheische dringende Maßregeln. Die Bürger seien durch die Pest und den im Verhältniß zu den bewilligten Geldern geringen Erfolg der Waffen bereits mißmuthig geworden. Dabei stehe im Frühjahre ein neuer Feldzug bevor, den man nur mit voller Kraft beginnen könne, wenn die im Innern vorhandenen offenen und geheimen Verräther — er wiederholte diesen Ausdruck — von ihren gemeingefährlichen Bestrebungen abgeschreckt würden.

„Selbst auf die Gefahr hin, einen Mißgriff zu thun,“ so sagte er mit erhobener Stimme, „müssen wir Denen, die wir im Verdacht staatsgefährlicher Umtriebe haben, zu Leibe gehen. Jedes Zaudern kann verhängnißvoll werden. Mögen Diejenigen, welche

kleinlicher Bedenken halber das Wohl der Stadt in Gefahr bringen, sich über die Folgen ihres Widerspruchs klar werden. Der Bürgerschaft wird der Thatbestand schwerlich verborgen bleiben und sobald die Gerüchte über das Vorgefallene, die bereits umherlaufen, sich verstärken, kann die Erregung leicht diejenigen Grenzen überschreiten, in die wir sie zu bannen gewillt sein müssen."

Diese eindringlichen Worte machten die Widersacher stutzig, manche mochten sich auch wohl selbst getroffen fühlen, weil sie wußten, wie wenig freundschaftliche Gefühle die Geschlechter dem ganzen Krieg und seinen eifrigen Vertheidigern entgegenbrachten. Deshalb fand denn auch schließlich der Vorschlag Zustimmung, der Rath möge sofort den Herrn von Dalen vorladen, in derselben Zeit aber Schriwer festnehmen und das Schiff sowie das Haus durchsuchen lassen.

Tinnappel gab hierauf Kunstmann einen Wink, welcher sogleich die Versammlung verließ, um das Nothwendige auszuführen. Während die Rathsherrn in ungeduldiger Erwartung der kommenden Dinge harrten, gab der Secretair draußen die nöthigen Befehle und begab sich selbst in Begleitung von etwa einem Dutzend Rathsdiener nach dem Dalen'schen Hause. Ganz ohne Aufsehen ließ sich die Sache natürlich nicht bewerkstelligen, Neugierige fanden sich genug und so vergrößerte sich allmählich das Gefolge, bis der Secretair an seinem Ziele anlangte.

Beim Eintreten fand er die beiden Gesuchten beisammen. Er trat auf Dalen zu und veranlaßte ihn, sich sofort auf das Rathhaus vor den versammelten Rath zu begeben.

„Euch,“ wandte er sich an den Dänen, „wird der Marstall vorläufig als Wohngemach dienen, bis weitere Beschlüsse erfolgt sind. Hoffentlich habt Ihr ein reines Gewissen, Herr Michael Schriwer.“

Dalen wurde kreidebleich: „Was soll das heißen?“ stammelte er entsetzt.

„Im Rathhause wird Euch Bescheid werden. Je schneller Ihr Euch dort einfindet, desto besser für Euch. Um Euch zu schonen, will ich Euch allein gehen lassen. Zwei meiner Leute sollen Euch in einiger Entfernung folgen, ein etwaiger Fluchtversuch würde also zwecklos sein.“

Der Lübecker faßte sich, schweigend verließ er das Zimmer, einen Blick ohnmächtiger Wuth auf den Secretair werfend. Dieser rief einige Rathsdiener herein und befahl, Schriwer wegzuführen.

Der Däne hatte seine Keckheit, die ihm einen Augenblick beinahe zu schwinden drohte, wiedergefunden: „Hütet Euch, mir ein Leides zu thun, mein König könnte Euch schwer dafür treffen.“

„Das glaube ich nicht,“ meinte Kunstmann trocken. „Im Gegentheil, er wird uns dankbar sein, wenn wir Euch nach Kopenhagen senden.“

Schriwer unterdrückte mit Mühe seinen Ingrimm, er sah jedoch ein, daß jeder Widerstand an Wahnsinn

grenze, und folgte daher ohne weitere Redensarten den Schergen.

Nachdem die beiden Männer das Haus verlassen hatten, untersuchte Kunstmann alle Wandschränke mit Hülfe einiger Rathsdiener. Nach langem, erfolglosem Bemühen, schon fürchtete er Ergebnißlosigkeit, entdeckte er in dem Boden eines Schrankes eine kleine Oeffnung, er faßte hinunter und zog ein Bündel Papiere heraus. Nach einem Blick hinein überflog ein zufriedenes Lächeln sein Antlitz: „Dies genügt," sprach er. Ein Beutel mit schwedischen Goldstücken wurde außerdem unter den Kleidern des Dänen versteckt gefunden.

Kunstmann begab sich nach dem Rathhause und legte die Papiere und das Geld vor Tinnappel auf den Tisch. Erwartungsvoll blickte die Versammlung auf den Bürgermeister, der jetzt zu sprechen begann „Unser Verdacht," sagte er, „hat sich leider bestätigt. Michael Schriwer ist ein Spion schlimmster Sorte. Hier unter diesen Papieren sehe ich einen angefangenen Brief an den aus Dänemark verbannten Ritter Peter Ochsen, einen Todfeind des Königs, der sich irgendwo in Deutschland aufhält. Es heißt darin, der Ritter möge auf dem bekannten Wege über Rostock die Nachricht nach Schweden senden, daß er, Schriwer, ein genaues Verzeichniß der Lübecker Flotte, ihrer Bemannung und Munition, sowie der Ausrüstung des Hafenstädtchens Travemünde, welches übrigens sehr leicht zu überrumpeln sei, anfertigen wolle. Alle Angaben könne er auf das Genaueste machen, weil

seine zahlreichen Freunde ihn für einen zuverlässigen und ergebenen Diener des Königs hielten und kein Geheimniß vor ihm hätten. Den Tag der Abfahrt der Flotte im Frühjahr werde er, sobald er ihn erführe, durch einen Boten nach Rostock übermitteln lassen, damit man den Schweden rechtzeitig warnen könne . . ."

„Soweit der Inhalt des noch nicht vollendeten Briefes. Ich frage, was soll mit dem Manne geschehen?"

Todtenstille herrschte im Saale. Endlich ergriff der erste Bürgermeister Lüneburg das Wort: „Den Brief müssen wir dem Könige, unserem Verbündeten, zuschicken. Er mag über das Schicksal des Verräthers, der sein Unterthan ist, zu Gericht sitzen."

Die Versammlung ertheilte schweigend ihre Zustimmung. Lüneburg kämpfte einen Augenblick mit sich selbst, er sah auf Tinnappel, doch dieser machte eine bezeichnende Bewegung. Mit einem Seufzer — man merkte ihm an, wie das Rechtsgefühl in ihm mit der unangenehmen Empfindung stritt, daß es jetzt galt, einen Lübecker des Verraths zu zeihen — ertheilte Lüneburg den Befehl, den Herrn von Dalen hereinzuführen.

Dieser hatte in einem anderen Raume unter der nöthigen Bewachung solange warten müssen und Zeit genug gehabt, sich zu sammeln. Er beschloß, Alles zu leugnen, denn nur eine eiserne Stirn konnte ihn aus dieser verzweifelten Lage retten. Wenn man auf

dem Schiffe nichts gefunden hatte — und die Maßregeln waren von ihm mit großer Umsicht getroffen — so war noch wenig verloren. Erhobenen Hauptes trat er daher vor die Versammlung des Rathes.

Als er Aller Augen erwartungsvoll auf sich gerichtet sah und dem finsteren Blicke des Bürgermeisters Tinnappel begegnete, senkte er das Antlitz, das Gefühl seiner Schuld war doch beinahe stärker als er. Die Stille wurde ihm unheimlich, da unterbrach endlich der Ton einer Stimme seine sich jagenden Gedanken.

„In Eurem Hause hat seit länger als sechs Monden der Däne Michael Schriwer gewohnt. Was wollte er hier in unserer Stadt?“ fragte Lüneburg würdevoll.

„Er war mir ein Geschäftsfreund und warm empfohlen. Neue Handelsverbindungen anzuknüpfen war der Zweck seines hiesigen Aufenthalts.“

„Habt Ihr mit ihm über Angelegenheiten der Stadt gesprochen.“

„Wenn gerade die Rede darauf kam, gewiß.“

„So wußtet Ihr nicht, daß Ihr es mit einem schändlichen Verräther zu thun hattet?“

Dalen heuchelte Entrüstung und Erstaunen: „Michael Schriwer ein Verräther? Nimmermehr!“

Der Bürgermeister wies auf die vor ihm liegenden Papiere: „Hier sind die Beweise, in Eurem Hause, in Eurem Schranke wurden sie aufgefunden.

Es handelt sich jetzt nur darum, festzustellen, wie weit Ihr bei dieser Schurkerei betheiligt seid."

„Herr Bürgermeister," fuhr Dalen auf.

„Gemach, gemach," winkte dieser, „wenn Ihr darum wisset und am Ende gar dabei geholfen habt, so könnte es Euch den Kopf kosten. Ihr kennt das scharfe lübsche Recht."

„Ich weiß von Nichts und bin schändlich betrogen worden, wenn sich die Sache verhält, wie Ihr sagtet."

Es war so, als athmeten die Anwesenden erleichtert auf. Nach einer kleinen Pause fuhr Lüneburg fort: „Auf räthselhafte Weise ist ein Mann aus der Frohnerei entschwunden, der einen Brief aus Rostock brachte. Was wißt Ihr darüber?"

Dalen zuckte nicht mit den Wimpern, er schien nur einen Schatten bleicher zu werden, doch konnte dies auch Täuschung sein: „Ich hörte davon erzählen."

„Weshalb rüstet Ihr zu dieser ungewöhnlichen Zeit ein Schiff aus?" fragte Lüneburg plötzlich.

Der Verhörte fühlte, daß jetzt die Entscheidung über Ehre und Leben nahte: „Ungern, ich gestehe es, gebe ich hierauf Antwort. Ein Freund aus Kopenhagen theilte mir mit, daß eine glücklich dorthin gebrachte Waarensendung — die Schweden thun der Zufuhr im Sund viel Abbruch — einen schönen Batzen Geld einbringen könne. Da glaubte ich es wagen zu sollen, trotz Eis und Sturm."

Tinnappels Augen ruhten durchbohrend auf dem

Antlitze des Sprechers, als wolle er dessen geheimste Gedanken lesen. Dieser fühlte den Blick, die Erregung begann seine Wangen zu röthen, aber keine Bewegung, ein Laut verrieth, was in ihm vorging.

Kunstmann wurde einen Augenblick hinausgerufen, er kehrte sofort zurück. „Die Leute, welche das Schiff durchsucht haben, bringen soeben Bescheid," sagte er ruhigen Tones.

Dalen hielt zitternd den Athem an, bis der Secretair fortfuhr: „Sie haben Nichts finden können. Der Flüchtling müsse in einen Ballen eingenäht sein oder in einem Fasse stecken, wenn er an Bord ist, sonst wurde jeder Winkel durchstöbert."

Ein triumphirendes Lächeln zuckte mit Blitzesschnelle über das Gesicht des Beschuldigten, nur Tinnappel hatte es bemerkt: „Ich möchte zur Erwägung stellen, daß die ganze Ladung entlöscht wird," wandte er sich an Lüneburg. Dieser wehrte ab: „Laßt es genug sein, ich glaube nicht mehr an seine Schuld," flüsterte er ihm zu.

„Bedenkt, was auf dem Spiele steht, Herr Bürgermeister."

„Bedenkt Ihr das Aufsehen, wenn wir nichts finden, und das Geld, welches für die geschädigten Waaren zu zahlen wäre. Den Spott hätten wir allerdings obendrein."

„Die Wohlfahrt unserer guten Stadt erheischt es."

„Ihr seid zähe," gab Lüneburg kalt zurück, „weil

es gilt, einen Angehörigen der Geschlechter zu verderben."

Tinnappel wollte auffahren, er bezwang sich aber: „Herr Bürgermeister, es steht Euch schlecht an, in diesem Augenblick alten Haß aufzurühren, wo es sich um Dinge handelt, die unsere gemeinsame Sache gefährden könnten."

Kunstmann hatte mit Besorgniß aus dem halblaut geführten Gespräch herausgehört, daß ein Streit zwischen den beiden Bürgermeistern zu entbrennen drohte. Jetzt suchte er die Aufmerksamkeit wieder auf Dalen zu lenken, indem er Lüneburg fragte, ob der Beschuldigte noch weiter verhört oder abgeführt werden solle.

Der erste Bürgermeister erhob sich: „Ihr, Herr von Dalen, habt in sträflicher Leichtfertigkeit einem Manne Vertrauen geschenkt, der dessen unwürdig war. Ein Zusammenhang zwischen seinem verrätherischen Thun und Eurem Handeln ist aber bisher nicht erwiesen; deshalb lassen wir Euch vorläufig frei. Bei Strafe der Einziehung Eueres Hab und Gutes dürft Ihr die Stadt nicht ohne Erlaubniß verlassen. Ob Eure Schuld größer ist als Euer Leichtsinn, wird die Zeit ergeben."

Auf einen Wink verließ Dalen den Saal. In Tinnappels Zügen wetterleuchtete es unheimlich, aber er kämpfte seinen Aerger nieder, sah er doch ein, daß er in diesem Augenblicke den Kürzeren ziehen müsse;

ein Blick auf die Anwesenden belehrte ihn, daß die Mehrzahl mit der einstweiligen Lösung der Angelegenheit sehr zufrieden war.

Während er zornentbrannt nach Hause ging, schwur Dalen ihm, in dem er seinen bittersten Feind witterte, Rache, und Schriwer saß in dumpfer Verzweiflung in dem Kerker, aus welchem er nach Kopenhagen geschickt werden sollte, um dort — er schauderte — von den Henkern des Königs an Leib und Leben gestraft zu werden.

XX.

Dieser Tag griff mit rauher Hand in das Schicksal vieler Menschen ein. Gotthard von Höveln hatte den Verlauf der Rathssitzung erfahren. „Die Begebenheit werde ich nicht in meiner Chronik verzeichnen,“ sagte er zu Friedrich, „ich schäme mich, solche Dinge niederzuschreiben.“

Der Freund sah finster vor sich hin. Er hatte gehofft, daß seine Entdeckungen oder Muthmaßungen, die ja auch schließlich zur Verhaftung des Dänen geführt hatten, ihm den warmen Dank des Vaters der Geliebten eintragen würden. Statt dessen hörte er nur, wie sein eigener Verwandter halbwegs die Partei Dalen's ergriffen hatte und Tinnappel im Zorn über die beabsichtigte Vertuschung nach Hause gekommen war. Der Riß, welcher die Leiter der Geschicke Lübecks trennte, klaffte wieder einmal tiefer, er und Susanna mußten darunter leiden.

„Wäre es doch erst Frühjahr“, seufzte er. Gotthard blickte theilnehmend auf den Freund, er ahnte, was in dessen Brust vorging, aber wagte nicht, seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, weil Worte die Wunde doch nicht heilen konnten.

Im Frühjahr würde der Kampf wieder beginnen, er wußte es, und Friedrich sehnte sich hinaus, um den Verhältnissen in der Vaterstadt zu entrinnen, die mächtiger waren als er. Draußen galt der tüchtige Mann noch etwas, Schwerthieb und Waffengetöse erfrischten den Sinn, hier aber, in der Heimat, war es zum Einrosten. Gotthard empfand mit Bitterkeit den ihm auferlegten Zwang und besaß doch nicht die Entschlossenheit, sich davon frei zu machen und seinen Angehörigen zum Trotz mit hinaus zu ziehen.

„Ein elendes Loos," murmelte er, „den Gänsekiel an Stelle des Schwertes zu führen und statt Blut Dinte zu verspritzen."

Friedrich dachte darüber nach, daß er heute noch seinem Vater Antwort geben müsse. Er wollte um keinen Preis sich in widerwillige Fesseln schlagen lassen; seit er die Gewißheit von Susannens Zuneigung hatte, durfte er nicht nachgeben, standen ihm gleich heftige Kämpfe bevor. Wäre Niels Trull hier, er würde helfen, war sein Gedanke. Wunderbar, daß häufig gerade in solchen Augenblicken die Erfüllung eines beinahe unmöglichen Wunsches in nächster Nähe winkt. Noch saßen die beiden Freunde mißmuthig beisammen, da segelte bereits ein Schiff den Fluß herauf, welches den Ritter nach Lübeck brachte. Die Karthaunen donnerten der dänischen Flagge ihren Willkommensgruß entgegen, Niels Trull sprang an den wohlbekannten Strand und eilte nach dem Hause Tinnappels.

Mit einem Jubelruf flog Bertha an seine Brust, während der Bürgermeister Augen und Ohren nicht traute.

„Mitten im Winter, nach kurzer Spanne Zeit kehrt Ihr wieder, während Ihr doch erst im Frühjahr kommen wolltet?"

„Laßt uns jetzt Hochzeit machen, mich hielt es nicht länger in Seeland. Ich dachte an den Krieg und nahm mir Urlaub von meinem König, um die wenigen Monde, die mir noch frei bleiben, ganz der Häuslichkeit zu leben."

Der Bürgermeister schüttelte bedächtig den Kopf: „Was bringt Ihr für Botschaft vom König?"

„Gute! Alles erfüllt er, wie wir es verabredet haben. Im April ist die Flotte bereit, sobald die Hansaschiffe zu ihr stoßen, kann der Tanz wieder losgehen."

„So möge es sein, wie Ihr begehrt", erwiderte Tinnappel.

Und nun begann in dem Hause ein Wirthschaften, welches die gewohnte strenge Ordnung gänzlich auf den Kopf stellte. Susanna stand Mutter und Schwester eifrig zur Seite. Von dem Abend ihrer kurzen Begegnung mit Friedrich an war es über sie gekommen wie Lenzessonne, die das Eis zerschmilzt und in verheißungsvollem Knospen die Ahnung berauschenden Duftes weckt. Das Glück Berthas erregte ihr nicht mehr Trauer im Vergleich zu ihrem eigenen Geschicke. War die Zustimmung der Eltern zu ihrer Verbindung

auch noch ungewiß, sie wußte jetzt von seiner Liebe und hoffte, daß treues Ausharren alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen werde.

Niels Trull hatte noch an demselben Tage Friedrich aufgesucht und in längerer Unterredung Alles erfahren, was er wissen wollte. Zwischen Vater und Sohn war ein heftiger Auftritt erfolgt, der damit geendet, daß Friedrich erklärt hatte, nie und nimmer werde er vor dem Altare „ja" sagen, wenn ihm eine Frau aufgezwungen werden solle, die er nicht liebe. Der alte Lüneburg war sehr erzürnt, aber dem gütlichen und gewandten Benehmen des dänischen Ritters gelang es, ihn wenigstens soweit umzustimmen, daß er wieder mit dem Sohne freundschaftlich sprach. Der ausgesprochenen Bitte, Friedrich an der Hochzeit im Tinnappel'schen Hause theilnehmen zu lassen, wagte er kein entschiedenes Nein entgegen zu setzen, obwohl er Niels wohl fühlen ließ, wie unangenehm ihm dies war. Auch Friedrich selbst schien die Einladung nur mit gemischten Gefühlen entgegenzunehmen, den eindringlichen Worten des Dänen aber glückte es, ihn zu einer Zusage zu bestimmen. In ihm stritt die frohe Aussicht, Susannen einen ganzen Tag nahe sein und in die Augen blicken zu dürfen, mit der durch die Abweisung seines Antrages von seiten des Vaters erlittenen Kränkung. Der Liebe ward auch in diesem Falle der Sieg!

In den zwei Wochen, welche zwischen dem Tage der Ankunft des dänischen Ritters und seiner Hochzeit

lagen, ereignete sich nichts Besonderes. Das Dalen'sche Schiff segelte ab, wie Friedrich ingrimmig behauptete, mit dem Entflohenen an Bord. Wegen Michael Schriwer hatte der Rath in einem Schreiben an den König von Dänemark angefragt, ob der durchlauchtige Herr die Auslieferung des unzweifelhaft gefährlichen Verräthers wünsche. Die Antwort konnte natürlich nicht so schnell eintreffen.

So kam denn endlich der ereignißreiche Tag heran, an dem Niels und Bertha sich für das Leben verbinden sollten. Zwei nahe Verwandte der Braut waren als Schaffer und Schafferin gewählt worden und richteten Alles würdig her, damit die Hochzeit dem Hause eines Bürgermeisters Ehre mache. Ein Ochse hatte sein Leben lassen müssen, nachdem er mit Bedacht aus einer großen Schaar schleppfüßiger Rinder ausgesucht und als der beste unter seinen brüllenden Genossen erkannt war. Sein Fleisch bildete gewisser=maßen das Fundament, auf dem sich die bevorstehende Mahlzeit für achtzig Gäste — mehr durften laut Verordnung des Rathes nicht eingeladen werden — mit ihren zahlreichen Haupt= und Nebengerichten auf=bauen sollte. Das fette Thier war in dem Hause des Bürgermeisters selbst geschlachtet worden, wie es die Sitte erheischte. Zwei Ohm Rheinwein und große Fässer, voll des beliebten Hamburger Bieres, lagen bereit, um mit ihrem nassen Inhalte die jederzeit durstigen Kehlen zu netzen. Zufrieden überblickten Schaffer und Schafferin am Morgen des Festtages

das Ergebniß ihrer emsigen Arbeit, sie durften hoffen, den billigen Ansprüchen der Geladenen nach allen Seiten hin gerecht zu werden.

Als Friedrich Lüneburg im reichen Festgewande — der feine goldbestickte Rock aus scharlachrothem Tuch und das Barett mit der wallenden Feder kleideten den jungen Mann vortrefflich, — das Haus des Bürgermeisters betrat und von der um die Diele laufenden Galerie herab die Rathsmusici ihn gleich den anderen Gästen mit Posaunenschall begrüßten, da durchzuckte ihn ein wehes Gefühl, wenn er daran dachte, wie gering die Aussichten für seine Verbindung mit der Geliebten doch eigentlich seien. Als er dem holderröthenden Mädchen aber gegenübertrat und ihr in die mit feuchtem Glanze auf seinem Antlitze ruhenden Augen sah, mußte er sich gewaltsam beherrschen, um sein heimliches Glück nicht zu verrathen. Der warme Druck ihrer Hand rieselte durch seine Adern und beschleunigte den Schlag seines Herzens. In demselben Augenblick trat der Bürgermeister herzu und schüttelte ihm kräftig die Rechte: „Seid mir willkommen in meinem Hause, Herr Friedrich; lange ist's her, daß Ihr Euch hier sehen ließet.“

Andere Gäste nahmen den Hausherrn sogleich in Anspruch, so daß Friedrich die Antwort erspart blieb. Er wandte sich darauf dem Brautpaare entgegen. Niels Trull lächelte ihm freundlich zu und flüsterte leise: „Auf Eurer Hochzeit bin ich auch. Ich komme mit meiner Frau dazu her und wäre ich gleich am Ende der Welt.“

„Nur Muth“, sagte Bertha, als sie sah, wie sich bei diesen Worten das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte: „Der Vater wird nicht unerbittlich bleiben, Ihr müßt Euch aber bis zu günstigerer Zeit geduldem.“

Die Musiker stiegen jetzt von ihrem erhöhten Platze herab und ordneten sich am Eingange des Hauses, um dem Zuge zur Kirche voranzuschreiten. In ihren von dem Bräutigam geschenkten funkelnagelneuen Kleidern gewährten sie ein malerisches Bild. Unter den festlichen Klängen der Posaunen bewegte sich der Zug nach St. Marien. Bis zur Kirchthür war die Straße auf beiden Seiten dicht gedrängt voll schaulustigen Volkes, sodaß in der Mitte nur ein schmaler Raum für den Zug freiblieb. Auch die Kirche selbst war stark gefüllt. Nach beendeter Trauung kehrte die Schaar der Gäste in derselben Reihenfolge wie vorhin nach dem Hause zurück und nahm an den auf der Diele aufgeschlagenen Tafeln Platz. Die Sitte erheischte, daß die Frauen den Männern gegenüber saßen und Friedrich war durchaus nicht unzufrieden, als auf der anderen Seite in seiner nächsten Nähe Susanna sich niederließ.

Vorerst nahm das Essen und Trinken die ganze Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Nach einander wurden vier Gänge aufgetragen, von denen ein jeder sich aus einer großen Anzahl verschiedener Gerichte zusammensetzte, sodaß dem Geschmack nach allen Richtungen hin Rechnung getragen war. Dazwischen gab es Pasteten mancherlei Art und Rheinwein in Hülle

und Fülle. Nach dem ersten Gange erhob sich der Schaffer und nahm einen großen, mit dem Wappen des Hausherrn geschmückten silbernen Pokal zur Hand, der sonst wohlverwahrt in der Truhe ruhte und nur bei festlichen Gelegenheiten die Tafel zierte.

In gut gesetzten Worten erzählte er, wie aus fernem Lande ein stattlicher Ritter gekommen sei, angeblich, um mit den Lübeckern ein ehrlich Bündniß wider den gemeinsamen Feind zu verabreden. Doch andere Absicht habe ihn hergetrieben. Heimtückischen Sinnes habe er dem Gastfreund eine Rose entwenden wollen, obgleich solche Eroberung in Freundesland gegen alle Kriegsgewohnheit eigentlich verstoße. In dem Garten des Gastfreundes seien aber zwei Rosen erblüht, die eine immer schöner und duftiger in ihrer Art als die andere. Da wäre der böse Mann zweifelhaft geworden, denn Beide habe er doch nicht brechen dürfen. Endlich aber griff er mit kühner Hand zu und — merkwürdig — die eine Rose gab ohne vieles Widerstreben sich dem Fremdlinge hin, um von nun an sein Haus in dem fernen Lande zu schmücken. Die andere Blume aber sei vereinsamt und harre trauernd Desjenigen, welcher auch sie pflücken solle.

Susanna erröthete bei diesen Worten und Friedrich sah verlegen zur Erde. Der Schaffer aber fuhr fort: Seit alter Zeit erfordere es die Sitte, daß bei einem Feste wie das heutige aus diesem Erbstück der Familie dem jungen Paare der Abschiedstrunk dargebracht werde. Er trinke auf eine freudige Zukunft des Ritters, seiner

liebreizenden Gemahlin und deren Sprossen, welche dereinst deutsches und dänisches Blut in sich vereinen würden.

Die Musiker bliesen von der Galerie herab einen schmetternden Tusch, den der laute Jubel der Gäste beinahe übertönte. Die allgemeine Fröhlichkeit schlug immer höhere Wogen, ernst saßen sich nur jene Beiden gegenüber, die keine Hoffnung für die Erfüllung ihres einzigen Wunsches hatten. Susannens Auge entquoll eine verstohlene Thräne. Der Bürgermeister bemerkte es und warf einen finsteren Blick auf seine Tochter, er schien zu bereuen, daß er den jungen Mann geladen hatte. Jetzt wandte sich sein Schwiegersohn an ihn und trank ihm zu: „Euerem zweiten Kinde, meiner holden Schwägerin, und ihrem zukünftigen Gemahle."

Tinnappel runzelte die Stirn: „Laßt es gut sein. Susanna kann noch einige Jahre warten, bis ich einen passenden Mann für sie aussuche."

Leise und warmen Tones sagte Niels: „Herr Schwiegervater, habt Mitleid mit den Beiden, welche sich herzinnig lieben und nur noch des väterlichen Segens ermangeln."

Rauh klang die Antwort: „Lübecker Geschlechter und Bürger gehören nicht zusammen. Ich werde mein Kind zu wahren wissen, Herr Ritter, zum zweiten Male lasse ich mich nicht überrumpeln."

Niels schwieg, doch dachte er, ebenso gut wie er Bertha gewonnen, könne es auch Friedrich glücken. Der Bürgermeister schien ihn zu errathen: „Zum zweiten Male werde ich besser auf der Hut sein",

sagte er jetzt lächelnd, indem er seinen Becher zum Munde führte und einen langen Zug daraus that.

Die Tafel dauerte heute etwas länger, als sonst bei Hochzeiten, weil der junge Ehemann keine Verwandte am Orte hatte, bei denen er nach alter Gewohnheit jetzt einen Rundgang hätte machen müssen. Niels schien dies nicht zu bedauern, was man ihm auch kaum verdenken konnte. Denn in jedem Hause wäre er genöthigt worden, Wein zu trinken — eine Weigerung war unmöglich —, und er hatte sich oft mit Abscheu von dem Anblicke abgekehrt, den der beinahe stets im Zustande starker Trunkenheit Zurückkehrende in solchem Falle bot. Endlich aber schlug die Stunde des Aufbruches. Unter Vortragung von vier Fackeln wurden die Neuvermählten von Schaffer und Schafferin in ihr Schlafgemach geleitet, welches durch große, vierzehn Pfund wiegende Wachskerzen erleuchtet war. Hier verabschiedeten sich die Begleiter von ihnen und ließen Niels Trull mit seiner jungen Frau allein.

Jetzt entfernten sich auch die Gäste; Friedrich drückte der Geliebten verstohlen die Hand und ging mit dem Bewußtsein fort, daß seine Angelegenheit auch nicht einen Schritt vorwärts gethan habe. Bald darauf verlöschten die Lichter und das Haus des Bürgermeisters lag in stummer Ruhe da, in seinem Innern ein junges hochbeglücktes Weib bergend und eine Jungfrau, auf deren Hoffen wieder ein Reif gefallen war, den alle ihre Thränen nicht hinweg schmelzen konnten.

XXI.

Lange hatte der Winter, der unwirthliche Gast, die Erde in seinen starken Fesseln gehalten. Vor seinem rauhen Athem wich der Frühling, welcher vorsichtig zu nahen versuchte, mehrere Male zurück, bis der schüchterne Knabe so weit erstarkt war, daß er den Kampf mit Erfolg aufnehmen konnte. Da flog er auf den brausenden Flügeln des Westes einher und goß die mit lauem Naß gefüllten Schalen auf den altersschwachen Mann aus, der mit zäher Anstrengung seine Beute zu wahren suchte und sich ängstlich an den Rest seines Daseins anklammerte; fühlte er doch, daß er nunmehr nicht länger werde widerstehen können.

Und der Jüngling mit dem Sonnenblicke siegte, der Schnee schmolz vor seinem weichen Hauche, das Eis borst krachend auf den Seen und Flüssen, der freigewordenen Erde entsprossen die ersten Gräser und jauchzend schmetterten die befiederten Bewohner der Luft ihr Lied in den blauen Aether hinein. Fast schien es, als wolle die Natur das Versäumte mit doppelter Eile einholen. Bald zeigten sich die ersten Knospen an den Bäumen und Sträuchern, verschämt

lugten die Spitzen der Blätter hinaus, vorsichtig spähend, ob sie sich schon vorwagen dürften. Ein warmer Gewitterregen ermuthigte sie zu kühnem Wagniß, unter Donner und Blitz sprengten sie ihre Hüllen, und wie mit einem Zauberschlage zeigte der nach tobender Nacht heiter anbrechende Morgen den herrlichen Schmuck des frischen Frühlinggrünes.

In der alten Hansestadt hatte man sehnsüchtig das Kommen der besseren Jahreszeit erwartet, weil man sich von ihr eine günstige Wendung des Krieges versprach. Eifrig wurden die Zurüstungen jetzt beendet und am 18. Mai lief eine stattliche Flotte aus, um sich in Kopenhagen mit den Schiffen des Königs von Dänemark zu vereinigen. Friedrich Lüneburg war an Bord des Admiralschiffes „Der Engel", begierig sich neue Lorbeeren und Wunden zu holen, da ihm der Aufenthalt in der Vaterstadt unerträglich geworden. Seit der Abfahrt des dänischen Ritters hatte er kaum Gelegenheit finden können, die Geliebte zu sehen, denn Bertha, die Bundesgenossin, fehlte und die Eltern hielten die einzige Tochter, welche sie noch im Hause hatten, in strenger Hut. Aber auch seine Hoffnung, bald mit dem Feinde zusammenzutreffen, erwies sich vorläufig als nichtig. Denn die lübische Flotte fand bei ihrer Ankunft auf der Rhede von Kopenhagen die dänischen Rüstungen noch unvollendet. Die Deutschen waren darüber mit Recht aufgebracht, hatte der König doch bereits wiederholt an den Rath geschrieben, er wundere sich darüber, daß die Lübecker in diesem Früh-

jahre so säumig wären, während seine Flotte schon längst bereit läge und nur auf sie warte.

„Das ist ja ein erfreulicher Anfang," meinte Friedrich ingrimmig. Aber es sollte noch viel schlimmer kommen. Durch Unvorsichtigkeit eines Waffenmeisters entstand wenige Tage nach der Ankunft auf der Rhede im Admiralsschiff Feuer. Die Mannschaft und mit ihr Friedrich konnte sich nur unter Zurücklassung aller ihrer Sachen retten, und das gewaltige Fahrzeug mußte voll Wasser gelassen werden, damit nicht durch das Auffliegen der Pulverkammer unabsehbarer Schaden angerichtet würde.

Die Stimmung des jungen Mannes war nicht die allerbeste, wie man sich denken kann. Die verschiedenen Widerwärtigkeiten bedrückten ihn, und er empfand es dankbar wie eine Erlösung, als Niels Trull ihn aufsuchte und ihn bat, einige Tage in seinem Hause zu verleben. Bertha trat ihrem Landsmann mit warmer Herzlichkeit entgegen und vor ihrem milden Wesen schmolz sein Unmuth dahin, wie jüngst der Schnee vor der Lenzsonne.

Natürlich sprach er mit ihr auch über seine Liebe und sie ermuthigte ihn zu treuem Ausharren. „Der Krieg" meinte sie, „bietet Euch vielleicht Gelegenheit, meinem Vater einen ganz besonderen Dienst zu leisten. Dann wird er auch nicht unerbittlich bleiben."

„Habe ich nicht diejenige gerettet, deren Hand er mir verweigert?" fragte Friedrich. „Einen größeren Dienst werde ich dem Bürgermeister schwerlich jemals

erweisen können. Nein, Frau Bertha, um den Sinn Eures Vaters zu erweichen, bedarf es eines Wunders."

„Vielleicht hat der Himmel ein Einsehen und erbarmt sich Eurer," entgegnete sie scherzend.

„Ihr könnt darüber noch spotten, mir aber ist nicht lächerlich zu Sinn."

„Kommt Zeit, kommt Rath. Verzaget nur nicht; auch mein Mann wird nicht eher ruhen, bis er den Widerstand des Vaters gebrochen und Euch zum Schwager gewonnen hat."

Niels trat gerade in das Zimmer und hörte die letzten Worte.

„Ihr habt an meinem Weibe einen wackeren Anwalt. Glaubt mir, was diese Frau sich in den Kopf setzt, führt sie auch durch. Hat sie doch in den wenigen Monden, welche wir verheirathet sind, mich so meisterhaft zu beherrschen gelernt, daß ich heute kaum ohne ihre Erlaubniß ja oder nein zu sagen wage."

Bertha schloß ihm mit der Hand den Mund. „Er scherzt, glaubt ihm nicht, Ihr möchtet es sonst vielleicht zu Hause erzählen und ich käme in das Gerede der Leute."

Niels nahm die Hand und legte sie um seine Schulter, während er das junge blühende Weib näher an sich heranzog und einen Kuß auf ihre Lippen drückte: „Du böser, kleiner Tyrann."

Sie wehrte ihm sanft und sprach erröthend: „Vor einem Fremden schickt sich so etwas nicht."

Jetzt mußte Friedrich lachen: „Ich ein Fremder! O, Frau Bertha, wenn Ihr dergleichen sagt, muß ich wirklich glauben, daß alle Eure gütigen Worte von vorhin nicht im Ernst gesprochen wurden.“

Niels unterbrach die Unterhaltung: „Vergaß ich doch, Euch zu sagen, daß Schriwer morgen hingerichtet werden soll. Wollt Ihr ihn noch einmal sprechen? Ich habe die Erlaubniß, ihn im Gefängniß besuchen zu dürfen, für uns Beide ausgewirkt.“

Die beiden Männer verließen bald darauf das Haus und gingen durch die engen Gassen nach dem Thurm, welcher den Gefangenen beherbergte. Selbst der furchtlose Friedrich schauderte, als er mit seinem Begleiter die feuchte Treppe zu dem Gemälde hinabstieg, in dem Schriwer auf Stroh gebettet, seinem unrühmlichen Ende entgegenharrte. Als der Schließer die Thür aufsperrte und mit der Fackel in den halbdunklen Raum hineinleuchtete, fuhr der Unglückliche entsetzt von seinem Lager empor.

„Sollt Ihr mich jetzt schon zum Tode führen?“ rief er mit heiserer Stimme.

Friedrich trat vor: „Nein, ich und mein Freund dort, wir wollten Euch noch einmal sprechen und Euch fragen, ob Ihr etwas auf dem Herzen habt. Uns dürft Ihr's vertrauen.“

„Ihr seid an meinem Unglück schuld“, schrie der Gefangene. „Hättet Ihr nicht hinter mir drein spionirt, so wäre ich noch frei und brauchte nicht — nicht —“

Er biß sich auf die Lippen und murmelte unverständlich etwas, während seine kettenbelasteten Hände sich drohend ballten.

Mitleidig sah der junge Mann auf ihn: „Armer Mann, klagt Euch selbst an! Weshalb habt Ihr gegen Euren König und uns im Solde der Schweden Verrath gesponnen? Doch genug davon. Habt Ihr nicht irgend einen Freund, irgend einen Menschen auf der Welt, dem Ihr einen Wunsch möchtet bestellen lassen?“

Schriwer schwieg und blickte zu Boden.

„Euer Freund in Lübeck hat durch Euch schweres Herzeleid erfahren. Der Verdacht lastet auf ihm und wenn auch seine Mitschuld kaum nachzuweisen ist, es bleibt doch auf ihm haften, bis an sein Lebensende.“

Unschlüssig zögerte der Gefangene einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte er:

„Dalen ist weniger schuldig, als Ihr glaubt, er hat sich von mir übertölpeln lassen, seine Dummheit ist seine Schuld. Ich habe das Geld und die Papiere ohne sein Wissen bei ihm versteckt, ich habe ohne sein Wissen die Boten nach Rostock gesandt.“

Friedrich schüttelte den Kopf: „Ihr wollt nicht die Wahrheit sprechen, um ihn nicht mit Euch zu verderben. Wer hat denn die Lübecker Frohnveste geöffnet, damit der gefangene Bote daraus entschlüpfen konnte, ohne daß es bis heute gelungen wäre, seine Spur zu entdecken? Ich will meinen Kopf dagegen verwetten, daß Dalen ihn auf dem Schiffe hat fort-

bringen lassen, welches er zu ungewöhnlicher Zeit ausrüstete."

Schriwer sah dem jungen Mann starr in die Augen: „Kann ich Euch kurze Zeit allein sprechen?"

Auf einen Wink Friedrichs traten Niels und der Schließer zurück.

„Seht," sagte der Däne halblaut: „Ihr habet mir viel Böses zugefügt und ich hätte Euch dafür mit diesen, meinen Händen erwürgen mögen. Aber so oder so, einmal wären meine Pläne doch wohl an's Licht gekommen, auch ohne Eure thätige Mitwirkung. Weil Ihr hier in meinen Kerker gekommen seid und mir freundliche Worte gebt, will ich Euch anvertrauen, weshalb ich so gehandelt habe und auch nicht anders handeln konnte. Ihr sollt hören, was unter der Marter der Folter, unter den rohen Händen unmenschlicher Henkersknechte nicht über meine Lippe kam."

Er stockte wieder, die Augen leuchteten aus dem von überstandenen Leiden abgezehrten, bleichen Antlitze in fieberhafter Gluth und ein Strahl des Hasses blitzte daraus hervor, daß Friedrich beinahe erschrak.

„Ich hasse den Mann," keuchte der Gefangene, „den sie König Friedrich von Dänemark nennen. Er hat das Mädchen, welches ich liebte, verführt und mir einen Beutel mit Gold für meine verlorene Liebe geboten. Mit den Zähnen knirschen durfte ich und schweigen. Seit jenem Tage habe ich ihm Rache geschworen und ich habe den Schwur wacker gehalten. Nicht des schwedischen Goldes halber — dies war

mir nur ein Mittel zum Zweck — verrieth ich Eure Schwächen an Eure Feinde und diejenigen des Königs, sondern deshalb, weil Ihr Lübecker seine mächtigste Stütze in diesem Kampfe seid. Viel von dem Ungemach, welches Euch betroffen, habe ich Euch eingebrockt."

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Dalen ist ein Dummkopf, und ich verstand, seine kleinen Schwächen auszunutzen. Als ich zu ihm in's Haus kam, mit guten Empfehlungen von hier versehen, hatte ich ihn bald umgarnt. Er gehört zu den Leuten, welche diesen Krieg verabscheuen, und der Bürgermeister Tinnappel ist ihm ein Schädiger der Vaterstadt. Es giebt bei Euch in Lübeck manchen Mann aus vornehmem Hause, der ebenso denkt! Eines Tages führte ich ihm einen schwedischen Hauptmann zu. Er nahm ihn, da er seinen wahren Namen und Stand nicht kannte, freundlich auf. Wir zechten und spielten zusammen und bald hatten wir den Dalen, als er sich eine Blöße gab und uns den kleinen Finger reichte, bei der ganzen Hand. Der Bote, den Ihr gefangen setztet, und eine Verwandte von ihm, ein Mädchen, dessen Reizen unser Freund nicht widerstehen konnte, waren meine Helfershelfer. Nachdem der Schwede auf Umwegen wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, habe ich mit diesen Beiden allein meine Pläne verfolgt. Dalen war nicht in sie eingeweiht, aber ich benutzte seine halbe Mitwissenschaft, um ihn zu zwingen, daß er uns in solchen Dingen unterstützte,

wo Rath und That eines ortserfahrenen Mannes nöthig waren. Er und seine Geliebte haben den Boten aus dem Gefängniß befreit, auf seinem Schiffe ist der Mann entflohen. Hätte Euer wohlweiser Rath alle Fässer entzweischlagen lassen, in einem würdet Ihr den entwischten Vogel entdeckt haben. Gleichzeitig mit ihm verschwand auch das Mädchen aus Lübeck. Wo die Beiden geblieben, weiß ich nicht. In den Händen des Königs sind sie nicht, sonst hätte man sie mir gegenüber gestellt. In Eurer Stadt ist jetzt kein Verräther mehr, Ihr könnt ruhig sein; Dalen, der nur aus Angst vor mir Alles that, wird sich hüten, jemals wieder einen verdächtigen Schritt zu wagen. Ich habe Euch dies erzählt, weil der arme Mensch mir leid thut. Sagt Eurem Bürgermeister, wenn Ihr ihn wiedersehet, daß er den Einfaltspinsel in Ruhe lassen möge."

Friedrich war erschüttert, als der dem unrettbaren Tode verfallene Mann ihm dieses Geständniß machte.

„Für Euch selbst habt Ihr keinen Wunsch?"

„Doch einen, merkt Euch genau meine Worte, damit Ihr sie behaltet. Morgen, wenn mein Haupt in den Sand gerollt ist, geht zu Ingeborg Clarsen, Niels Trull wird Euch sagen können, wo sie wohnt. Und dann wiederholt ihr, daß ich sie allein geliebt habe und keine Andere. Erzählt ihr, wie sie an meinem Unglück schuld sei. Hätte sie sich nicht dem Könige hingegeben, mein Kopf säße wohl noch lange Jahre

fest auf meinen Schultern. Verflucht sei das Weibervolk, dessen leichter Sinn sich bethören läßt, aber Fluch auch dem gekrönten Verbrecher an meiner Liebe. Mein letzter Athemzug wird ein Gebet sein, daß er nicht straflos von hinnen scheide. Und giebt es eine Vergeltung jenseits der dunklen Pforte des Grabes, so muß sie ihn treffen."

„Lästert nicht Gott," rief Friedrich entsetzt: „denkt lieber an Euer Ende und wie Ihr vor dem Richterstuhl des Höchsten bestehen werdet, wenn Ihr morgen vor ihn hintretet."

Doch der Gefangene hörte nicht, die Erinnerung an das ihm geschehene Leid und die unbefriedigte Rache übermannte ihn. Drohend schüttelte er die Arme, daß die Ketten laut zusammenklirrten:

„Nein, es giebt keinen Gott im Himmel und keine Gerechtigkeit auf Erden. Nur wer die Gewalt hat, darf ungestraft sündigen. Die Schwächeren aber, und sei ihre Schuld auch geringer als die seine, läßt der Stärkere martern und tödten. Die Glieder haben Henkersknechte mir ausgerenkt, tropfendes Blei auf meinen nackten Leib gegossen. Aber ich habe trotz unsäglicher Qualen stillgehalten und nicht verrathen, was sie von mir wissen wollten; kein Wort kam über meine Lippen. Es giebt keinen Gott im Himmel, sonst könnte er solche Niedertracht nicht ruhig ansehen. Fluch, verflucht . . ."

Er brach kraftlos zusammen und wälzte sich stöhnend auf dem Stroh. Schaudernd kehrte Friedrich

sich ab: „Laßt uns forteilen, der Unglückliche weiß nicht mehr, was er spricht, ich kann ihn nicht länger hören.“

„Solche Anfälle hat er oftmals gehabt,“ sagte der Schließer gleichmüthig. „Sonst wurde er dafür gestäupt, heute mag er toben, so viel er will. Er hat nicht mehr lange Zeit dazu.“

Tief aufathmend begrüßte Friedrich draußen die frische Luft: „Entsetzlich, wer in einen solchen Kerker geräth. Lieber todt, als dort unten gefangen.“

„Vom Tode giebt es keine Rettung,“ sagte Niels ernst, „die Pforten des Gefängnisses können sich bis zum letzten Augenblicke noch öffnen. Aber Denjenigen, der ein reines Gewissen hat, schreckt weder das Eine noch Andere.“

Stillschweigend gingen die beiden Männer darauf nach Hause.

XXII.

Einige Wochen später hatten die Dänen ihre Kriegsrüstungen soweit beendet, daß die vereinigte Flotte in See stechen konnte. Von Lübeck war noch ein großes Schiff, der „Morian“ eingetroffen, nachdem es beinahe von den Schweden genommen worden wäre. Diese hatten nämlich die Mußezeit, welche ihnen ihre Feinde ließen, benutzt und sich von den wendischen Städten Rostock und Stralsund aus verproviantirt. Darauf waren sie nach Travemünde gesegelt, wo der „Morian“ halb ausgerüstet auf der Rhede lag. Als die feindliche Flotte, fünfunddreißig Orlogschiffe stark, am Morgen des 1. Juni vor der kleinen Hafenstadt gänzlich unerwartet erschien, erregte sie die größte Bestürzung unter den Einwohnern. Das neuerbaute Blockhaus am Strande war allerdings mit Geschützen versehen, es lagen aber nur drei Mann Besatzung darin und Pulver war so gut wie garnicht vorhanden. Der Vogt und die meisten Einwohner ergriffen schmählich die Flucht. Ein wackerer Büchsenschütze allein verlor nicht den Kopf. Er sandte sofort Eilboten nach Lübeck, feuerte die geringe Mannschaft

auf dem gefährdeten Schiffe und im Blockhause zum Widerstand an und suchte sich in den Häusern des Städtchens so viel Pulver zusammen, daß er die Feinde einige Stunden hinhalten konnte. Inzwischen kam schleunige Hülfe aus Lübeck und Mittags war die Gefahr einer Landung oder der Wegnahme des „Morian" beseitigt. Die große schwedische Flotte mußte unverrichteter Sache wieder absegeln.

Die Kampfeslust der Seeleute wurde durch die Erzählung dieses Streiches auf's Aeußerste angefeuert, sie brannten vor Begierde, den übermüthigen Schweden zu züchtigen. Vorläufig hatte es jedoch bei kleineren Scharmützeln sein Bewenden, weil die Feinde jedem größeren Treffen vorsichtig auswichen. Auf der Höhe von Fehmarn kam es zu einer Kanonade zwischen einigen dänischen und schwedischen Schiffen, wobei Olaf Trull, der Bruder von Niels, verwundet wurde. Obgleich die Verletzung nicht tödtlich war, verschlimmerte sie sich infolge der Unachtsamkeit des Arztes so, daß Olaff starb.

Niels trauerte aufrichtig um den Bruder, der ein= tüchtiger Kriegsmann gewesen war und mehr als ein mal den Danebrog zum Siege geführt hatte.

Anfang Juli stieß die vereinigte dänisch=lübische Flotte — sechsunddreißig Orlogschiffe und viele Pinken, welche die Zufuhr und Kundschaft besorgten — zwischen Jasmund und Bornholm auf die schwedischen Schiffe. Die beiden verbündeten Admirale beschlossen sofort den Angriff. Der Kampf begann mit wechselndem Glück.

Noch in der ersten Stunde wurde das dänische Admiralschiff von den Schweden erobert.

Zweihundert Geschütze und mehr als vierhundert Gefangene fielen dabei in die Hände des Siegers. Der „Morian“ wehrte sich besser, obgleich fünf feindliche Fahrzeuge ihn umzingelt hatten Bord an Bord mit ihm legte sich ein schwedisches Schiff. Da rief Friedrich Lüneburg mit weithin schallender Stimme: „Auf, Freunde, hinüber! Wir wollen dem Schweden den ersten Besuch abstatten und ihn in eiserner Münze zahlen.“

Jubelnd folgte ihm ein großer Theil der Mannschaft, er sprang als erster auf das feindliche Schiff und bald mußte sich die Mannschaft ergeben. Als die anderen schwedischen Schiffe aber die Eroberung sahen, eilten sie mit Macht herzu. Sie hatten jetzt die Arme frei, weil nur noch acht lübische unb dänische Fahrzeuge auf der Wahlstatt kämpften, alle anderen hatten sich davon gemacht. Zornentbrannt schleuderte Friedrich Lüneburg eine lodernde Fackel in das eroberte Schiff:

„Laßt es brennen, besser vernichtet, als daß es den Feinden wieder in die Hände fällt.“

Kaum hatten sie sich von dem brennenden Schiffe losgemacht, als sie von allen Seiten hart bedrängt wurden. Aber die Verzweiflung gab ihnen der Uebermacht gegenüber Kraft. Verschiedene Fahrzeuge wurden in den Grund gebohrt, andere verbrannt, einige erobert. Mehr als viertausend Schweden kamen in der Schlacht um und ihre Flotte wurde so stark beschädigt,

daß sie nicht länger in diesem Jahre die offene See halten konnten. Fünf Tage blieb die verbündete Flotte, — die Ausreißer stießen inzwischen beschämt wieder zu ihnen, — zwischen Bornholm und Hiddensee, dem Kriegsgebrauch zufolge, auf der Wahlstatt, um dem Siege einen dauernden Ausdruck zu geben. Dann lief sie nach Kopenhagen zurück, um ihre Schäden auszubessern.

Zwei Schiffe gingen sofort nach Lübeck ab, um die Verwundeten heimzubringen und den Rath zu veranlassen, Zimmerleute und Munition zur Wiederausrüstung der schwer mitgenommenen Flotte nach der dänischen Hauptstadt zu senden. Friedrich Lüneburg befehligte das eine Fahrzeug an Stelle des in der Schlacht gefallenen Führers. Sein Herz war nicht frohmuthig, als er die Trave hinauffsegelte und die hochragenden Thürme und Zinnen der Stadt wiedersah. Er dachte daran, wie freudig er vor einem Jahre die Siegesbotschaft überbracht, wie er hoffnunggeschwellten Sinnes der Geliebten den Goldreif an den Finger gesteckt. Und jetzt? Wohl konnte er einen neuen Sieg der hanseatischen Waffen verkünden, aber der Schild war befleckt durch die schimpfliche Flucht vieler seiner Landsleute. Er hatte manches auf der Flotte gesehen, was ihm nicht behagte. Unfähige Führer, die sich dem Admiral nicht unterordnen wollten; Unzufriedene, welche den Krieg ein nutzloses Wagestück, eine Vergeudung von Zeit, Geld und Blut nannten. Und dann durfte er kaum hoffen, Susanna

ungestört sprechen zu können. Ihm war recht schwer um's Herz, als er das bekannte Gestade betrat. Er stolperte beim Verlassen des Schiffes:

„Eine üble Vorbedeutung," murmelte er, „mir ahnt nichts Gutes."

Tinnappel empfing ihn ernst. Die Züge des Bürgermeisters hellten sich auch nicht bei dem Berichte auf, den Friedrich ihm erstattete.

„Die alte hanseatische Kampfesfreudigkeit ist dahin," sagte er: „wir gehen schweren Tagen entgegen. Die Uneinigkeit im Innern, der geheime Widerstand der Geschlechter machen sich auch nach Außen hin fühlbar. Aber," setzte er drohend hinzu, „noch fühle ich Kraft in meinen Armen, das Staatsschiff auch an dieser Klippe vorüber zu lenken. Die Widersacher sollen mir nicht Wullenwever's Schicksal bereiten. Eher zerschmettere ich sie."

Friedrich wartete vergebens auf ein freundliches Wort und ging düster nach dem Hause der Eltern. Auch hier schien ihm der Empfang nicht so herzlich, wie früher. Vielleicht, daß nur seine eigene Stimmung sich in den Eindrücken wiederspiegelte. Er flüchtete zu Gotthard und warf sich an des Freundes Brust.

„Sage Du mir, mein Gotthard, was in der Luft liegt und mich bedrückt, ohne daß ich es sehen und fassen kann."

Der Chronist zuckte die Achseln:

„Weiß ich es doch selbst kaum. Seit jener Rathssitzung, in welcher Schriwer verhaftet und Dalen frei-

gelassen wurde, scheint der Satan bei uns sein Spiel zu treiben. Unheimliche Gerüchte durchschwirren die Luft und Jedermann erwartet vom kommenden Tage etwas Schlimmes."

„Hast Du Susanna gesehen oder gar gesprochen?" fragte Friedrich hastig.

„Nein," war die Antwort: „Aber ich hörte nur beiläufig einmal, daß sie verheirathet werden soll."

„Tod und Teufel," fuhr der junge Mann auf: „das wird Tinnappel nicht wagen."

„Er ist ein demokratischer Starrkopf und weiß seinen Willen, allen Anderen zum Trotz durchzusetzen."

„Susanna wird sich nicht zwingen lassen. Wem soll sie denn verschachert werden?"

„Weiß ich nicht. Vielleicht will der Vater nur Deinen Hoffnungen ein Ende bereiten und sich den Sohn aus dem alten Geschlechte dauernd vom Halse schaffen."

„Ich muß zu ihm."

Friedrich wollte fortstürmen. Gotthard hielt ihn zurück.

„Begehe keine Thorheit. Jeder unüberlegte Schritt von Deiner Seite bestärkt Tinnappel in seinen Plänen."

Friedrich sank auf einen Stuhl, der Schweiß perlte ihm von der Stirn.

„Gieb mir einen guten Rath, Du Vielerfahrener."

„Rath ist heute nicht mehr so wohlfeil, wie Brombeeren, ein guter ist sogar recht theuer."

Gotthard horchte plötzlich, auf den Steinfliesen der Hausdiele klirrte es wie Waffengeräusch. Er öffnete die Thür und sah erstaunt einen Hauptmann der städtischen Söldner vor sich:

„Euer Begehr?“

„Herr Friedrich Lüneburg möge sogleich zum Herrn Bürgermeister Tinnappel kommen.“

Friedrich sprang auf:

„Was soll's?“

Der Hauptmann zuckte die Achseln. Gotthard schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als die beiden Männer von dannen schritten.

Der Bürgermeister sah noch um einen Schatten ernster aus, als Friedrich vor ihn hintrat.

„Ich habe Euch nochmals rufen lassen,“ hob er an, „um Eure Vertheidigung zu hören., bevor ich andere Maßregeln ergreife.“

Dabei ruhte sein Blick mit durchbohrender Schärfe auf dem Antlitze des vor ihm Stehenden.

Ein maßloses Erstaunen spiegelte sich in den Zügen des Angeredeten.

„Weshalb soll ich mich vertheidigen?“

„Ihr werdet's wissen, denke ich.“

Friedrichs Stolz begann sich aufzubäumen:

„Nichts weiß ich und einer Schuld bin ich mir nicht bewußt.“

„Leugnet nicht. Ich habe den Mann, der meine Tochter gerettet, hierher kommen lassen, um ihm ein Verhör an anderer Stelle zu ersparen. Aber ich will

von ihm auch die Wahrheit hören, ich darf es fordern, kraft meines Amtes. Die Verwundeten, welche Ihr mitgebracht, klagen bitter über die Untreue vieler unserer Hauptleute und sie beschuldigen einige von ihnen offen des Verrathes. Ihr seid allerdings nicht auf einem der Schiffe gewesen, welche die Flucht ergriffen haben. Aber in Kopenhagen habt Ihr Schriwer, den Verräther, vor der Vollstreckung seiner gerechten Strafe, aufgesucht, eine Botschaft von ihm übernommen und ausgeführt. Sagt mir, was Ihr gehört und weshalb Ihr mir nicht selbst davon gesagt habt."

Mühsam bezwang Friedrich seinen auflodernden Zorn:

„Ich weiß nicht, Herr Bürgermeister, wer Euch diese Nachricht heimlich hinterbracht hat. Nur soviel geziemt mir darauf zu erwidern, daß ich den Gang gemeinsam mit Eurem Schwiegersohne machte, also wird es wohl so Uebles nicht gewesen sein. Aber daß Ihr, der mich von Jugend auf kennt, mir eine Schlechtigkeit überhaupt zutraut, hätte ich nimmer erwartet und es beweist mir, daß die Verhältnisse Euch ungerecht und verbittert machen."

„Mäßigt Euch, Herr Friedrich Lüneburg, Ihr steht vor einem Bürgermeister Eurer Vaterstadt, in der Vergehen gegen ihre Wohlfahrt immer schwer geahndet wurden. Ich selbst segle morgen nach Kopenhagen, um Gericht über die feigen Schufte zu halten, die unsere weiß-rothe Flagge entehrt. Sagt mir die

volle Wahrheit, sonst könnte ich vielleicht mit dem Gerichte bei Euch hier gleich beginnen."

Friedrich traute seinen Ohren kaum, als er den Mann, welchen er bisher so hoch verehrt, den Vater seiner Geliebten, in dieser Weise sprechen hörte. Sein Blut gerieth über den schmählichen Verdacht in Wallung, er konnte sich nicht länger beherrschen.

„Nichts werde ich Euch sagen, wenn Ihr es in diesem Tone von mir fordert. Ich habe ein reines Gewissen und schlug mein Leben oft genug für meine Vaterstadt in die Schanze, um über jeden Verdacht erhaben zu sein. Ihr habt schlechte Spione, Herr Bürgermeister! Sie tragen Euch Lügen zu, weil sie Geld verdienen wollen, das ist nicht weiter wunderbar. Aber daß Ihr solche Märchen glaubt, hätte ich nicht erwartet."

Tinnappel wurde roth vor Zorn:

„Ihr scheint Euch sehr sicher zu fühlen, weil Ihr von Eurer Familie Schutz erhofft. Ich werde Euch in den Thurm werfen lassen, bei Wasser und Brod werdet Ihr Zeit haben, über Euren Trotz nachzudenken."

Friedrich griff, außer sich, nach seinem Schwerte:

„Wagt es nur! Gutwillig folge ich Euren Schergen nicht."

Der Bürgermeister öffnete die Thür und rief den draußen wartenden Hauptmann herein:

„Führt den jungen Herrn nach dem Marstallgefängniß. Er wird Euch ohne Widerrede folgen.

Sollte er sich jedoch zur Wehre setzen, so kennt Ihr Eure Pflicht."

Manche Menschen lassen sich von ihrer heftigen Natur hinreißen und handeln und reden unüberlegt, wo sie nur durch Kaltblütigkeit ihrer eigenen Sache nützen könnten. Sobald aber der volle Ernst einer großen Gefahr an sie herantritt, finden sie ihre Ruhe wieder. Friedrich gehörte zu dieser Sorte von Menschen, mit eisigem Lächeln sagte er jetzt:

„Seid unbesorgt, Hauptmann, ich folge Euch. Ihr tragt ja auch nicht die Verantwortung für die unerhörte Unbill, welche mir widerfährt. Ihr, Herr Bürgermeister, mögt wissen, weshalb Ihr mir dies anthut. Sorgt nur, daß Euch die Reue nicht schwerer trifft, als mich das Gefängniß."

Er kehrte sich ab und ging, von dem Hauptmann gefolgt, hinaus. Tinnappel stützte sich schwer mit der Hand auf den Tisch, der starke Mann zitterte. Doch gleich richtete er sich wieder hoch auf:

„Es mußte sein. Weshalb sagte er mir nicht, was Schriwer ihm enthüllt. Und dann! Wenn ich morgen die Stadt verlassen habe, sollen die Herren nicht glauben, daß sie hinter meinem Rücken thun dürfen, was sie wollen. Nur die Furcht vor mir und dem — Volke kann die Geschlechter von unseligen Entschlüssen abhalten. Sei's darum. Ich muß durch das letzte Mittel, durch Einschüchterung zu wirken suchen. Gilt es doch nicht meinem persönlichen Vortheil, sondern allein dem Wohle der Vaterstadt und

der glücklichen Zukunft des zu neuem Leben erstehenden Hansabundes.

Nachsinnend hielt er einen Augenblick inne:

„Sollten meine Pläne vergeblich sein? Ich ertrüge nicht die Vernichtung meiner Hoffnungen. Nein, es kann und muß gelingen."

Die Thür öffnete sich und herein stürzte Susanna.

„Vater! Ist es wahr, daß Friedrich Lüneburg in Gewahrsam genommen ist? Vater, weshalb hast Du mir das angethan? Ich liebe ihn ja allein, nur ihn. Mit allen Fasern meines ganzen Wesens bin ich an ihn gefesselt. Ich kann es nicht glauben, daß mein eigener Vater . . ."

Sie schwankte und, bevor er sie auffangen konnte, schlug sie ohnmächtig auf den Fußboden nieder.

Tinnappel stöhnte aus tiefer Brust:

„Mein Gott, gieb', daß Alles sich zum Besten wende."

XXIII.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt, der Bürgermeister Tinnappel sei einer Verschwörung auf die Spur gekommen, an welcher Angehörige der Geschlechter betheiligt wären. Das im Munde eines jeden Wiedererzählers sich vergrößernde Gerücht trieb die Leute aus den Werkstuben und Speichern auf die Straße, eine Aufregung bemächtigte sich der Menge, welche leicht zu hellen Flammen emporlodern konnte; hier und dort fielen Drohworte, und, obgleich Niemand etwas Bestimmtes wußte, glaubte man doch an das Vorhandensein einer großen Gefahr. Der Rath war zu einer Sitzung einberufen, wie man hörte, und Tausende zogen nach dem Rathhause, um der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Als Tinnappel sich zeigte, wurde er mit brausenden Zurufen empfangen. Er sah erstaunt auf die Massen und vermochte sich den Grund des Auflaufes zuerst nicht zu erklären. Als ihm das Gerücht mitgetheilt wurde, konnte er sich doch eines Lächelns nicht erwehren. „Beruhigt Euch nur,“ sagte er zu den Nächststehenden, „es ist weder eine Verschwörung, noch Gefahr für unsere Stadt vorhanden.

Geht nach Hause, Ihr Leute, an Eure Arbeit. In dieser schweren, kriegerischen Zeit müssen wir jede Aufregung im Inneren vermeiden."

Sinnend blickte er von dem Portal des Rathhauses über die Köpfe der Bürger hinweg, welche sich allmählig wieder zu zerstreuen begannen. Der Gedanke stieg in ihm auf, daß es nur eines Wortes bedurfte, um diese Massen nach seinem Willen zu lenken. Als er sich umkehrte und dem Rathssaal zuschritt, um seine Maßregel zu rechtfertigen und sich Vollmacht zur Bestrafung der Schuldigen auf der Flotte zu erwirken, murmelte er leise vor sich hin: „Der kleine Auflauf kam zu richtiger Zeit. Die Lüneburgs und ihre Freunde werden in diesem Augenblick keinen Widerspruch wagen . . ."

Die Bürger hatten, wenn ihnen auch die Ursache zur Zusammenrottung benommen war, heute Vormittag die Lust an der Arbeit verloren und strömten schaarenweise nach ihren Amtshäusern und den Schänken, um dort bei einem kühlen Trunke die neuesten Erlebnisse zu besprechen. Im Tischlerhause krähte Meister Pamperin sein altes Lied. Der „Hahn" war heute furchtbar aufgeregt und focht mit den Händen ununterbrochen in der Luft umher. Meister Evers behauptete unter schallendem Gelächter der Zuhörer, er habe den Gebieter des Hühnerhofes noch niemals so mit den Flügeln schlagen sehen.

Pamperin warf ihm einen giftigen Blick zu: „He, Evers, rückt doch endlich einmal mit der Sprache

heraus. Ihr seid ja sonst immer auf der Seite des Rathes. Was nun aber, wo der Hochweise unter sich selbst uneins ist? Haltet Ihr's mit den Geschlechtsherren oder mit Tinnappel?"

„Euch haben die Rathsherren ihre Streitigkeiten doch sicher nicht auf die Nase gebunden," sagte Evers grob.

„Haha, Ihr macht Ausflüchte! Der Blinde kann sehen und der Taube hören, wie es jetzt im Rathhause zugeht. Die Geschlechtsherren verabscheuen den Krieg und Tinnappel schürt ihn."

„Da hat er recht, so ist es," tönte es von verschiedenen Seiten.

Pamperin reckte sich geschmeichelt in die Höhe: „Hört Ihr wohl, Evers? Sie Alle wissen es schon. Nun, was meint Ihr dazu?"

„Ich meine, daß wir die Herren ihren Streit unter sich ausfechten lassen können. Uns geht das nichts an."

„Nun, ich halte es in diesem Falle mit Denjenigen, welche den Krieg nicht wollen. Hätten wir nämlich keinen Krieg, dann wäre der Schwede uns neulich nicht beinahe ans Leben gekommen, unsere Mitbürger brauchten sich draußen nicht die Glieder zerhacken lassen und von Verrath und Gefahr wäre nichts zu hören. Der junge Lüneburg säße jetzt nicht im Gefängniß und unser sauber erworbenes Geld hielte fester in unseren Taschen."

„Punktum, streu' Sand darauf. Du hast Deine

Sache gut auswendig gelernt," entgegnete Evers trocken. „Ich wäre dafür, wir schickten Meister Pamperin als Gesandten nach Stockholm; der würde mit seinem Mundwerk mehr ausrichten, als hundert Feldschlangen. Der Schwede bekäme es so mit der Angst, daß er uns sofort die alten Privilegien erneuerte und die Holländer aus der Ostsee fortjagte. Ja, er zahlte noch Geld obendrein, damit der Hahn sein Krähen nur einstellte."

Wieder hatte Evers die Lacher auf seiner Seite. Pamperin wurde ärgerlich: „Das mit dem Hahn will ich nicht länger hören, verstehst Du, Evers? Mit abgeschmackten Redensarten und dummen Witzen kann sich übrigens Jeder abfinden, der um die rechte Antwort verlegen ist. Schließlich geht es uns mit dem Kriege noch ähnlich so, wie dem Herzog Aleff von Holstein mit seiner Hochzeit."

„Erzähle, Pamperin! Wie war die Sache mit dem Herzoge?" erklang es von allen Seiten.

Pamperin erzählte gern und horchte daher alle möglichen Geschichten aus, um sie ausführlich wieder berichten zu können. Er räusperte sich jetzt vernehmlich und hob an:

„Herzog Aleff von Holstein hatte lange Zeit um des Herrn Landgrafen von Hessen Tochter geworben. Dieser aber wollte von der Verbindung nichts wissen, weil der Schwede ihm im Ohr lag und durch seine Gesandten der jungen Fürstin große Geschenke an

Juwelen und Kleinodien sandte. Der König von Schweden schickte endlich seinen Kanzler, der in aller Form um die Hand der Landgräfin anhielt. Der Vater hörte der Werbung ruhig zu, und, als der Kanzler geendet, sprach er: Euer König betheuert seine Liebe zu meiner Tochter, er muß ein weites Herz besitzen. Seht, hier habe ich einen Brief Eures Herrn an die jungfräuliche Königin von England. Dänische Schiffe haben ihn aufgefangen und der dänische König hat ihn dem Kurfürsten August von Sachsen geschickt. So ist er auf Umwegen in meine Hände gekommen. In dem Briefe betheuert Euer Herr seine Liebe zur englischen Königin und schreibt u. a., wenn sie etwa hören sollte, daß er um meine Tochter freie, so solle sie sich nicht daran kehren, das wäre alles Unsinn. Der schwedische Kanzler erschrak gewaltig, als er den Landgrafen dies sagen hörte. Der aber befahl ihm, sofort sein Land zu verlassen und dem doppelzüngigen Könige zu melden, daß eine Landgräfin von Hessen, eine deutsche Fürstin, auf Ehre und Sitte halte."

„Das war brav von dem Landgrafen," stimmten die andächtigen Zuhörer bei.

Pamperin fuhr fort: „Nun hatte der Landgraf nichts mehr gegen die Heirath seiner Tochter mit dem Herzog Aleff von Holstein. Die Hochzeit sollte in Schloß Gottorp bei Schleswig gefeiert werden. Der Bruder der Braut aber war ein großer Mathematicus, welcher aus den Sternen herauslas, daß der

17. December ein glücklicher Tag zur Vermählung sei. Nur an diesem und keinem anderen Tage dürfe die Hochzeit stattfinden. Diesem Rathe wurde Folge gegeben. Glück jedoch hat er nicht gebracht. In der Neujahrsnacht, vierzehn Tage nach der Hochzeit, brach im Schlosse Feuer aus, der Herzog und seine junge Frau wären beinahe verbrannt, kaum konnten sie beide aus dem Bette springen und sich retten. Alle ihre Kleinodien aber und prächtigen Gewänder wurden durch das Feuer vernichtet. So ging es Herzog Aleff mit seiner Hochzeit und ebenso wird es uns mit dem Kriege gehen. Das Leben werden wir mit genauer Noth noch retten, aber unser Geld, Hab' und Gut wird zum Teufel sein, wenn der Friede endlich da ist."

„Schwatze nicht solchen Unsinn," sagte Evers. „Wenn's mit dem Kriege nicht recht vorwärts geht und unser Geld alle wird, so liegt die Schuld an Denjenigen, welche draußen ihre Pflicht versäumen. Haben wir nicht alle gehört, was unsere Verwundeten erzählen? Die Hauptleute haben Furcht; statt ihrer Mannschaft mit gutem Beispiel voranzugehen, verkriechen sie sich vor dem Waffengetöse. Ist es nicht eine Schande für Lübeck, daß lübische Schiffe vor dem Feinde Reißaus genommen haben. Man sollte die Feiglinge nur ordentlich bestrafen. Aber Furcht vor Strafe haben sie auch nicht mehr, weil sie wissen, daß unser Richtschwert stumpf geworden ist. Vor zweihundert Jahren war es anders. Damals wurde noch

ein Bürgermeister, Johann Wittenborch, auf dem Marktplatz enthauptet, weil er sich zwölf Koggen mit Proviant wegnehmen ließ und die Belagerung von Helsingborg aufgab, ohne etwas Rechtes ausgerichtet zu haben."

„Nein," krähte Pamperin, „für einen Tanz mit der schönen dänischen Königstochter gab er die Insel Bornholm fort. Deshalb ist er bestraft und auf dem Armensünderkirchhofe, im Marien-Magdalenenkloster an der Burg, begraben worden."

„Diesmal weißt Du die Geschichte nicht gut," unterbrach ihn Evers. „Das, was Du erzählst, ist nur ein dummer Schnack, den die Leute aufgebracht haben. Wittenborch wurde geköpft, weil er als Kriegsmann nicht seine Pflicht that und den Städten dadurch großen Schaden zufügte. Wenn es heute Allen ebenso erginge, die lässig sind, dann stände es um uns und den Krieg besser."

Diesmal fand Evers von allen Seiten Widerspruch.

„Ist es nicht genug," hieß es, „wenn unsere Brüder und Söhne draußen ihr Leben in die Schanze schlagen? Wer seine Pflicht nicht thut, muß Strafe leiden, das ist nicht mehr als recht und billig. In den Thurm mit ihm, damit er bei Wasser und Brot Zeit hat darüber nachzudenken, wie er es ein anderes Mal besser machen könnte. Aber deshalb braucht man die Leute doch nicht gleich zu tödten."

„Sobald Zwei oder Drei um einen Kopf kürzer gemacht sind," meinte Evers, „werden die Andern schon Vorsorge treffen, daß sie nicht in solche Gefahr kommen. Und die alte Lüb'sche Ehre wäre dabei besser gewahrt als heute."

„I was," fiel Pamperin ein, „Lüb'sche Ehre hin, Lüb'sche Ehr' her! Die beste Ehre für uns ist, daß wir Geld im Beutel haben. Der Krieg verschlingt eine Steuer nach der anderen. Die Aemter sollten nichts mehr bewilligen, dann hätte der Streit von selbst ein Ende."

„Und der Schwede lachte sich in's Fäustchen! Das hätten wir uns gleich zu Anfang überlegen sollen, als wir die erste Flotte ausrüsteten. Damals seid Ihr Alle dafür gewesen. Nun aber, wo wir einmal angefangen haben, müssen wir's auch durchführen. Sonst werden wir zum Gespött der Welt und unser Handel pfeift aus dem letzten Loche."

„Das thut er auch jetzt schon. Er hat recht. Wir müssen es durchführen. Nein, besser Etwas verloren, als Alles. Noch ist es Zeit aufzuhören." — So platzten die verschiedenen Meinungen aufeinander. Dem Biere wurde wacker zugesprochen, die Köpfe erhitzten sich immer mehr und manchmal kostete es den Aelterleuten Mühe, den Streit in diejenigen Grenzen zu bannen, an denen das Wort aufhört und die Herrschaft der Faust beginnt. Hätte Tinnappel zuhören können, leichter wäre ihm das Herz dabei nicht

geworden. Dieselbe Uneinigkeit im Rathe, zwischen den Städten und den Verbündeten! Der alte Geist, die Alle fortreißende zielbewußte Begeisterung war entwichen, mürrisch ertrug die Mehrheit den Zwang des Krieges. Als der Bürgermeister heute vom Rathhause kam, sah sein Antlitz noch düsterer aus als vorher. Wohl hatte er auch dort den drohenden Sturm beschworen und Zustimmung gefunden, aber er fühlte, daß er mit unsichtbaren Mächten kämpfte, die über kurz oder lang stärker werden konnten, als er. „Nur Gewaltmaßregeln halten uns noch aufrecht," murmelte er. „Ich werde in Kopenhagen strenges Gericht über die Feiglinge halten."

XXIV.

„Anne-Marie, ich bin sehr unglücklich."

Seufzend lag Susanna am Halse ihrer alten Amme. Diese streichelte sanft das Köpfchen des Mädchens. „Sei ruhig, mein Schatz, es wird noch Alles gut werden."

„Ich verzweifle daran," seufzte das fassungslose Fräulein. „Mein Vater war zornig, als er fortfuhr, und Friedrich liegt im Gefängniß! Oh, mein Gott, was mag er nur verbrochen haben!"

„Nun, nun, Kindchen, ganz etwas Schlimmes wird es nicht sein, das traue ich dem jungen Herrn gar nicht zu. Er hat so treue Augen, die nicht lügen können. Aber ein Trotzkopf mag er sein, damit hat er gewiß auch den Herrn Bürgermeister erzürnt."

Susanna machte sich los und sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. „Anne-Marie," sagte sie darauf plötzlich, „ich muß ihn im Gefängniß sprechen."

„Herr, Du mein Gott, das kannst Du nicht und darfst Du nicht. Was würde die Frau Mutter dazu sagen?"

„Die Mutter braucht es nicht zu wissen. Aber

wie komme ich nur hinein? Halt, ich hab's, Anne-Marie, Du sollst mir den Zutritt verschaffen."

„Ich?" Die Alte prallte entsetzt einige Schritte zurück. „Wie sollte ich das wohl anfangen? Nein, mein Kind, dazu gäbe ich mich nicht her, auch wenn ich Mittel und Wege wüßte."

Susanna schmeichelte und bat: „Mütterchen, Du hast mich so treu gehegt und gepflegt, als ich ein kleines und schwaches Kind war. Und jetzt, wo ich wieder allein und hilflos dastehe, wolltest Du mich im Stiche lassen? Hast Du mich deshalb erzogen, daß ich jetzt vor Gram und Kummer vergehen soll? Nein, ich kenne meine alte gute Anne-Marie zu genau. Sie wird thun, was ich will, wenn ich sie schön darum bitte. Nicht wahr?"

Die Alte zögerte unschlüssig. „Ich kann es nicht. Der Herr Bürgermeister verböte mir das Haus, sobald er davon erführe. Und ich könnte nicht ertragen, Dich nie mehr zu sehen." Sie fing vor Rührung an zu weinen.

„Der Vater darf es ebensowenig erfahren, wie die Mutter. Höre nur, wie wir es anfangen wollen. Ich kenne den Schließer; als seine Frau krank war, habe ich sie besucht und für die Familie Speise und Trank geschickt, auch Arzenei besorgt. Die Leute waren so dankbar und wußten gar nicht, wie sie ihrer Erkenntlichkeit Ausdruck geben sollten. Gehe jetzt zu ihm hin und bitte ihn, er möge mir Zutritt zu Friedrich verschaffen, um jeden Preis!"

Sie quälte und bat so lange, bis die Amme endlich ging. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete Susanna ihre Rückkehr, die Minuten wurden ihr zu Stunden, mehr als einige Male spähte sie durch das Fenster die Straße hinauf, ob die Botin noch immer nicht käme. Und endlich war sie da, aber ihr Antlitz verkündete keine frohe Nachricht.

„Der Schließer sagt, er dürfe nicht. Es könne ihn sonst sein Amt kosten und dann müsse er mit Weib und Kind betteln gehen."

Susanna wurde bleich vor Schreck, aber sie faßte sich sofort. „Ich werde mir ein Tuch holen, welches mich verhüllt. Du kannst mich begleiten, Anne-Marie."

„Um Gottes willen, Kind, Du willst doch nicht selbst hingehen?" zeterte die Alte. „Und noch dazu jetzt bei Tage, das würde ja auffallen, was sollen die Menschen davon denken?"

„Mögen sie denken, was ihnen beliebt. Ich muß Friedrich sehen und sprechen."

„So warte doch wenigstens bis zum Abend."

„Die Tage sind lang, es würde zu spät werden."

„Aber Susannchen, so höre doch. Es geht nicht, bedenke das Aufsehen."

„Alles habe ich bedacht. Willst Du nicht mitkommen, so gehe ich allein."

Die Alte sah mit Verwunderung auf das sonst so stille und sanfte Mädchen, welches auf einmal mit einer Bestimmtheit auftrat, wie sie es früher niemals an ihr gekannt. Seufzend fügte sie sich in das Un-

abänderliche. „Wenn es denn durchaus nicht anders sein kann, will ich mit Dir gehen,“ sprach sie und Beide schlugen den Weg nach dem innerhalb der Burg gelegenen Marstallgefängniß ein.

Der graubärtige Schließer machte ein verlegenes Gesicht, als die Bürgermeisterstochter in seine Wohnung trat. Aber er blieb ihren Bitten gegenüber fest. Da warf sich Susanna ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee. Sie beschwor ihn in den rührendsten Tönen, bei Allem was ihm heilig sei, ihr diesen einen Wunsch zu erfüllen. Nicht eher werde sie weichen, bis er ihr Gewährung verheißen habe.

Der Mann wandte sich erschüttert ab, als er das stolze schöne Mädchen vor sich liegen sah und zerdrückte verstohlen eine ihm in's Auge quellende Thräne.

„So kommt,“ sagte er dann mit rauh klingender Stimme. „Ich werde Euch zu dem jungen Herrn führen. Gott gebe, daß es für uns Alle glücklich ablaufe.“

Susanna faßte seine Hand. „Ich werde es Euch nicht vergessen, so lange ich lebe.“

Sie schritt hinter dem vorangehenden Schließer her, gefolgt von der Alten, den langen Gang hinunter, an dessen Ende das Gefängniß des jungen Lüneburg lag. Die schweren Schlüssel rasselten und die eisenbeschlagene Thüre knarrte in ihren Angeln. Ein Schrei der Freude klang ihr entgegen. Friedrich

hatte sie erkannt und sie lag in seinen Armen. Glückstrahlend schaute er auf die Geliebte.

„Dein Vater bereut seine Uebereilung und sendet mir durch Dich die Botschaft der Freiheit. Wahrlich, um den Preis habe ich gern den Zwang dieser traurigen Tage ertragen.“

Sie bog sich zurück und sah ihm in die treuen blauen Augen. „Du irrst, mein Friedrich, die Freiheit bringe ich Dir nicht.“

Er ließ sie los und fragte erstaunt: „Wie kommst Du denn hierher? Erkläre mir den Grund Deines Besuches.“

„Mein Vater ist in Kopenhagen, den Tag seiner Rückkehr weiß ich nicht. Mit Mühe und vielen Bitten habe ich den Zutritt hier erlangt, auf heimlichem Wege. Doch forsche nicht darnach. Ich kam, um Dich zu fragen. Zu Hause litt es mich nicht länger, ich mußte Dich sehen und sprechen, ich muß wissen, weshalb Du gefangen bist. Sage mir, Geliebter, welcher Schuld zeiht man Dich?“

Friedrich zuckte die Achseln. „Weiß ich selbst es doch kaum. Dein Vater trat mir unfreundlich entgegen und verlangte von mir einen Bericht, den ich vielleicht auf freundliches Zureden ihm erstattet hätte. Seinem ungerechten Zorn gegenüber aber verlor ich die gewohnte Ruhe und antwortete heftig. Das ist Alles.“

Susanna athmete erleichtert auf, als sei eine schwere Last von ihrer Brust genommen. „Der Vater

hat in der letzten Zeit sehr viel Verdruß gehabt, Nichts ging nach Wunsch und seine Gegner heben auch hier, wie ich ihn einmal sagen hörte, kühner das Haupt. Vergieb ihm die Aufwallung, welche ihn sicher schon reut."

„Ich habe keine Neigung, seinen Aerger auszubaden und ein Spielball seiner Launen zu sein," erwiderte Friedrich finster.

„Denkst Du denn gar nicht an mich, Geliebter? Denkst Du nicht daran, daß auch mein Glück von Deiner Zukunft abhängt? Siehe, in diesen Tagen habe ich schwer gerungen und mit dem Himmel gehadert. Fürchtete ich doch irgend eine schwere Schuld, welche Du auf Dich geladen hättest, und ich zitterte für Dein Leben. Jetzt, wo Du mir sagst, daß nur ein Mißverständniß, die Aufwallung eines Augenblicks zwischen Dir und dem Vater liegt, zieht wieder neue Hoffnung in mein schwer gedemüthigtes Herz ein. Mein Vater ist ein älterer Mann als Du, sei nachgiebig und versöhne ihn."

„Dem Alter verzeiht man schwerer eine Uebereilung als der Jugend. Der Bürgermeister mußte es sich wohl zwei Mal überlegen, bevor er mich, einen seiner treuesten Anhänger aus den Geschlechtern, hierher führen ließ."

„Der Jugend bleibt aber das schöne Recht des edelmüthigeren Nachgebens."

„Susanna, muß ich Dich an Alles erinnern, was mich mit Eurem Hause verknüpft hat? Kennst Du

die vielen Dienste, welche ich in Krieg und Frieden Deinem Vater leisten konnte? War ich es nicht, der Dein Leben, vielleicht auch das seine, aus der Hand eines wahnwitzigen Meuchelmörders errettete? O, mein Gott, mein Gott, daß ich so zu Dir sprechen und selbst meine Thaten aufzählen muß! Einen Mann, dem man, ich will nicht sagen viel, aber für alles dies doch wenigstens etwas Dank schuldig ist, den wirft man nicht einer kleinmüthigen Verstimmung halber in's Gefängniß. Dein Vater möge selbst hierher kommen und seine Uebereilung eingestehen, dann will ich seine Handlungsweise vergessen, anders kann ich es nicht."

„O wie rauh und unbiegsam sind doch die Männer! Vergiß nicht, daß er mein Vater ist, den ich verehre und liebe, trotz des Schrecklichen, was er mir angethan, indem er Dich gefangen nehmen ließ. Niemals werde ich Dir angehören können, giebt er nicht seine Einwilligung . . ."

„Halt," unterbrach Friedrich das Mädchen, „rufe nicht auf's Neue die bittere Erinnerung in mir wach, welche mich überfällt, wenn ich der Stunde seiner kühlen Abweisung gedenke. Liebeglühend trat ich vor ihn hin, mein ganzes Herz lag offen vor ihm, ich lechzte darnach, mich an seine Brust zu werfen und ihn mit dem theueren Namen ‚Vater' rufen zu dürfen. Er blieb unnahbar, die Eisrinde seines Innern zerschmolz nicht vor meiner Wärme. Nur wo der Vortheil mitsprach, dachte er nebenbei auch an das Glück

seiner Kinder. Glaubst Du, daß Deine Schwester heute als Gattin an der Seite eines edlen und geliebten Mannes weilte, wenn dieser nicht dänischer Ritter und Gesandter des mächtigen Bundesgenossen am Sunde gewesen wäre? Ich vermochte ihm nicht so viel zu bieten, deshalb wollte er mich nicht zum Schwiegersohn und darum bin ich heute auch hier, im Gefängniß."

Der junge Mann hatte erregt gesprochen, sein Antlitz war geröthet, seine Augen blitzten. Niemals war er Susannen so schön und männlich erschienen, als gerade jetzt, wo er sie mit seinen Worten so tief verletzte. Mit scheuer Bewunderung und dem bitteren Gefühle einer schweren Kränkung zugleich schaute sie ihn an. Thränen füllten wieder ihre schönen Augen und, sich halb abwendend, sprach sie: „Du liebst mich nicht."

„Susanna," schrie er auf, „mache mich nicht rasend. Weil ich Dich unsäglich liebe, mehr liebe als Vater und Mutter, mehr als alles Andere auf der Welt, deshalb muß ich so zu Dir sprechen. Zweifelst Du an meiner Liebe, dann fahret hin Glück, Ruhm und Freiheit! Besser wäre es für mich, ein todeswürdiges Verbrechen lastete auf mir und ich verblutete unter dem Schwerte des Henkers, als daß ich länger ein Leben ohne Licht verträumen sollte. Nein, was spreche ich? Draußen auf dem Felde der Ehre, im ruhmvollen Kampfe hätte ich enden sollen, statt unrühmlich hier zu sitzen und das Geschick anzuklagen, welches mich so hart verfolgt."

Er hielt, von Erregung übermannt, inne. Susanna wechselte unter seinen harten Worten wiederholt die Farbe. Trotz und Liebe stritten in ihrem Herzen einen schweren Streit, aber die milde Regung siegte und sie sank schluchzend dem Geliebten an die Brust.

„Oh, sage nicht solch' böse Worte. Du zerfleischest mein Inneres und nimmst mir den letzten Trost. Ich liebe Dich ja auch mehr als mein Leben und werde Dich lieben immerdar. Aber der Groll meines Vaters gegen Dich wirft seine Schatten auf unser Glück, ich möchte ihn besänftigen, damit er durch seinen Segen unserer Zukunft verheißungsvolle Gewähr gäbe. Wenn Du ihm bei seiner Rückkehr zornmüthigen Sinnes entgegentrittst, dann sehe ich keinen Ausweg und muß vor Gram und Kummer vergehen."

Friedrich streichelte sanft ihr Haar und sprach:

„Ich will um Deinetwillen versuchen, meiner Entrüstung zu gebieten. Der Himmel möge Deinen Vater milde stimmen, daß er mir nicht wieder harte Worte giebt!"

Der Schließer, welcher mit Anne-Marie draußen vor der halbgeöffneten Thüre gewartet hatte, rasselte mit dem Schlüsselbunde.

„Fräulein, es ist Zeit, daß Ihr geht, schon zu lange ließ ich Euch bei dem Gefangenen. Verlaßt ihn jetzt, sonst habe ich Unannehmlichkeiten."

„So leb' wohl,, mein Friedrich, hoffentlich sehen wir uns bald an einem anderen Orte wieder."

Noch ein inniger Kuß und sie ging, während hinter ihr die Thür in's Schloß fiel und der Gefangene wieder einsam seinen finsteren Gedanken nachhängen konnte. Seine Züge hellten sich aber allmählich auf, Susannens Besuch war wie ein Sonnenstrahl in sein Gemüth gefallen und belebte ihn mit neuen Hoffnungen. Doch wie oft waren seine Erwartungen nicht schon getäuscht worden! Menschenloos schwankt zwischen Hoffnung und Enttäuschung, nur mit dem Unterschiede, daß gemeinhin die Schaale des Unglücks tiefer sinkt, als diejenige des Glückes. Das ganze Leben ist ein Streben nach Zielen, von denen die meisten unerreichbar sind und bleiben. Je älter der Mann wird, desto mehr lernt er sich bescheiden, desto höhere Freude empfindet er auch über geringeren Lohn. Das Vorrecht der Jugend aber ist es, in stürmischem Verlangen nach dem schäumenden Becher zu greifen und in vollen Zügen zu schlürfen, wo der Greis kaum die Lippen zu netzen wagt, kennt er doch die bittere Hefe, welche den Bodensatz des Trankes bildet.

XXV.

An einem wundervollen Sommermorgen lief das Schiff, welches den Bürgermeister trug, in den Hafen von Kopenhagen ein. Sinnend blickte Tinnappel über das blaue Wasser des Sundes. Ein feiner Meerduft ruhte auf der leicht gekräuselten Fläche, die schwedische Küste, über welcher der Sonnenball langsam emporstieg, zeichnete sich deutlich in der Ferne ab und unmittelbar vor ihm lag im schönsten Schmucke des nordischfrischen Grünes Seeland, die Perle der dänischen Inseln. Vor den festen Mauern der Hauptstadt und ihren aufragenden Thürmen reihte sich in dem geräumigen Meeresarm, der auf der einen Seite von dem seeländischen Strande, auf der anderen von Amager begrenzt wird, Schiff an Schiff. Deutlich unterschied sein scharfer Blick die lübischen und dänischen Fahrzeuge. Die stolze Flotte mußte auf jeden unbefangenen Beobachter den Eindruck vernichtender Kraft machen. Der Gruß dieser nach Tausenden zählenden Geschütze mochte das Herz der Feinde erbeben lassen, wenn nur die rechte Hand der verhängnißvollen Kugel ihre Richtung gab. Ein Mann, welcher es verstand,

diese anscheinend ungefügen Holzmassen zu lenken und die Besatzung zu begeistern, daß sie mit dem alten Hansenmuth ihr Leben für Ruhm und Ehre einsetzte, dem winkte wahrlich ein hoher Preis. Er konnte wie zu den Zeiten der Vorfahren, die Nacken der Könige vor dem Machtspruch freier Bürger beugen und gleich jenem Brennus sein Schwert in die Wagschale werfen, um sie nach seinem Gefallen sinken oder steigen zu lassen.

Vae victis! Wehe den Besiegten! Wehe dem Könige Schwedens, wenn er an den Privilegien des deutschen Kaufmannes zu rütteln wagte! Und sobald die Abrechnung mit ihm vollzogen, konnte man sich des lästigen Bundesgenossen erwehren und auch ihm neue Vorrechte abtrotzen, nachdem von den alten nicht mehr viel übrig geblieben war. Die Brust des Bürgermeisters schwellte sich von Hoffnungen, als seine Gedanken diesen kühnen Flug nahmen. Er fühlte etwas von dem Geiste Wullenwewers in sich und von der stahlharten Kraft und zähen Ausdauer, welcher trotz aller Widrigkeiten schließlich dennoch der Sieg werden muß. Er selbst wollte sich an die Spitze der Flotte stellen und mit ihr das weißrothe Banner zu neuem Ansehen bringen, er wollte es selbst auf jenen Zinnen aufpflanzen, von denen jetzt noch trotzige Gegner des ohnmächtigen deutschen Kaufmannes zu spotten wagten.

Ja, er wollte es! Und da donnerten die Kanonen vom dänischen Strande ihm den Morgengruß ent=

gegen, die Ankerketten rasselten in das feuchte Element und verschwunden war der schöne stolze Traum. Er stand hier nicht als Feldherr, sondern als Richter; er mußte als Bürgermeister gleich nach Beendigung des unangenehmen Geschäftes, welches ihn hierhergeführt, nach der Vaterstadt zurückkehren, wo seine Gegenwart allein die Triebfeder aller Thaten war. Er durfte nicht seine Pläne rücksichtslos verfolgen, nicht allein nach seinem eigenen Willen handeln. Manches Hemmniß, das er lieber mit einem kräftigen Faustschlage zertrümmert hätte, mußte vorsichtig aus dem Wege geräumt werden; manchen Mann, den er verachtete oder haßte, durfte er nicht beleidigen, wollte er das mühsame Werk langer Jahre nicht gefährden und die Sockel umstürzen, auf denen allein er die Säulen seines Gebäudes zu errichten hoffen durfte.

Der Bürgermeister athmete schwer und tief: in diesem Augenblicke, angesichts der Flotte und der dänischen Hauptstadt, das Auge auf die gleißnerische Fläche gerichtet, welche ihn und sein Schiff trug, fühlte er mehr als je, daß es keinen Menschen giebt, welcher das Schicksal der Welt nach seinem Willen zwingen kann. Die Verhältnisse sind mächtiger als der thatkräftigste Geist und nur, wer sich ihnen anzupassen versteht darf der Hoffnung leben, daß der Hauch seiner Ideen nicht ohne Spur verweht.

Schweren Schrittes stieg Tinnappel hinab in das Boot, welches ihn an den Strand bringen sollte. Und als er das Ufer betrat, wandte er sich noch ein=

mal um und ließ seinen Blick mit einem Ausdruck in die Ferne schweifen, der zu sagen schien: „Stünde mein Können im Verhältniß zu meinem Wollen, dies Alles hier wäre unser."

Seine umwölkte Stirn heiterte sich auch nicht auf, als Niels Trull, der von seiner Ankunft erfahren, ihm entgegen trat. Nur als die Tochter freudestrahlend in seine Arme sank, huschte ein warmes Lächeln über seine Züge. Kaum konnte er die zahllosen Fragen nach der Mutter, Schwester und den Bekannten schnell und ausführlich genug beantworten. Sie wurde nicht müde, nach allen jenen Kleinigkeiten zu forschen, an denen von Kindheit an ihr Herz gehangen, so daß ihr Mann schließlich scherzend sagte:

„Fast sollte man meinen, daß Bertha lieber in Lübeck, als hier bei ihrem Gatten weilen möchte."

Sie lachte: „Du böser, guter Mann! Am liebsten wäre ich mit Dir in Lübeck. Aber wo Du bist, bleibe ich auch und Dein Land ist auch meine Heimat." Dann erzählte sie dem Vater, daß Friedrich Lüneburg ihnen ein angenehmer Gast gewesen, wie er wohl von ihm selbst gehört haben werde. Erstaunt sah sie auf das in diesem Augenblick unheimlich finstere Antlitz ihres Vaters: „Um Gotteswillen, was ist's mit ihm," fragte sie erschreckt.

„Er sitzt im Gefängniß," lautete die kurze Entgegnung.

Niels Trull sprang von seinem Sitze empor: „Friedrich Lüneburg? Was hat er denn verbrochen?"

Der Bürgermeister zögerte mit der Antwort. Dann kam es hart von seinen Lippen: „Er lehnte sich im Trotze gegen mich auf und verweigerte die Auskunft, welche ich von ihm haben wollte."

Bertha schlug die Hände zusammen und sprach, während ihr Thränen über die Wangen liefen: „Die arme Susanne."

Als aber sein Schwiegersohn, der ihn scharf beobachtet hatte, sagte: „Ich fürchte, Herr Vater, Ihr habt dem jungen Mann schweres Unrecht gethan," da hielt der Bürgermeister nicht länger an sich: „Wollt Ihr mir auch Euer Haus verleiden?" fuhr er zornig auf. „Euch Allen zum Trotz werde ich meine Absichten durchführen, ich will die Verräther strafen, die übermüthigen Geschlechter beugen und Diejenigen zermalmen, welche sich mir entgegenstellen, wäre es auch meine eigene Tochter."

„Halt," rief Niels Trull mit metallener Stimme, indem er seine Hand wie beschwörend gegen den erregten Mann emporhob: „Gebt keinem Gedanken Raum, der Euch in der nächsten Minute gereuen würde. Ihr versündigt Euch an Eurem Kinde, wenn Ihr so sprecht. Ich habe Friedrich Lüneburg in das Herz geschaut und seinen edlen Sinn erkannt. Seine treue Anhänglichkeit an Euch und Eure Sache hätte ihn vor schimpflicher Gefangenschaft bewahren müssen."

„Diese Anhänglichkeit," unterbrach ihn der Bürgermeister heftig, „ist nur der Deckmantel für seine Absichten."

Niels schüttelte ernst und traurig mit dem Kopfe: „Seitdem wir uns nicht sahen, in den wenigen Monaten meiner Abwesenheit, müssen schwere Sorgen Euren klaren Blick verdunkelt haben, anders wenigstens kann ich mir Euren verhängnißmäßigen Irrthum nicht erklären.“

Der Ton seiner Stimme schien auf Tinnappel einen größeren Eindruck zu machen als die Worte. Ruhiger sagte er: „Weshalb besuchte er Michael Schriwer und wollte mir nicht den Inhalt der Unterredung mit dem Verräther mittheilen! Er gab mir eine ungebührliche Antwort . . .“

„Weil ihr ihn reiztet, anstatt ihn liebevoll auszuforschen. Er hätte Euch Alles gesagt! Außerdem muß ich Euch mittheilen, daß ich die unschuldige Veranlassung seines Schicksals bin. Auf meine Anregung hin besuchte er Schriwer und ich war dabei, als er mit ihm sprach. Wahrlich, es verlohnt sich kaum, ein Wort von dem wiederzuerzählen, was ihm der Unglückliche anvertraut hat.“

Der Bürgermeister mochte fühlen, daß er sich übereilt habe. Weitere Erörterungen, die ihm unter diesen Umständen peinlich werden mußten, schnitt er daher mit der kurzen Bemerkung ab: „Genug davon! Ich bin nicht nach Kopenhagen gekommen, um mit Euch über Friedrich Lüneburg zu streiten oder Rechenschaft über meine Handlungsweise abzulegen. Nein, ich will Rechenschaft fordern und zwar sogleich. Be-

gleitet mich auf die lübischen Schiffe, dort werde ich strenges Gericht halten."

Er schritt hinaus und Niels folgte ihm, nachdem er seiner Frau einen bedeutungsvollen Blick zugeworfen, welcher zu sagen schien: „Beruhige Dich nur, ihm ist seine Uebereilung schon leid und er wird nicht säumen, sie nach seiner Rückkehr wieder gut zu machen."

Auf der Flotte sah man der Ankunft des Bürgermeisters mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Ausreißer fürchteten nicht mit Unrecht das hereinbrechende Strafgericht, außerdem schämten sie sich des geringen Grades von Tapferkeit, den sie bewiesen hatten. Aber auch Denen, die sich frei von aller Schuld wußten, war die Ankunft eines Rathsmitgliedes keineswegs willkommen. Wußten sie doch, daß in solchen Fällen viel getadelt und wenig gelobt wurde.

Tinnappel berief alle Schiffshauptleute auf den „Morian" zusammen und ließ sich ohne Umschweife die Namen Derjenigen nennen, welche nicht bei der Schlacht zugegen gewesen waren. Zornigen Blickes musterte er ihre große Zahl. Er fragte kurz, wie es möglich, daß sie ehrvergessend dem Feinde den Rücken wenden konnten. Einer von ihnen suchte sich durch Ausflüchte zu entschuldigen. Da brach ein Donnerwetter über ihren Häuptern los, vor dem mancher lieber in das wüthendste Kampfesgetümmel entflohen wäre. Den Beschluß bildete der Befehl, die Schuldigen

sofort in Ketten zu legen, auf ein Schiff zu bringen und nach Lübeck zu schicken.

Keiner rührte sich nach diesen Worten. Als der Befehl wiederholt wurde, trat ein alter graubärtiger Kriegsmann aus der Reihe Derjenigen heraus, welche tapfer gestritten, und sprach: „Mit Verlaub, Herr Bürgermeister, nehmt ein freies Wort nicht für ungut. Jenen dort ist ihre Zaghaftigkeit schon leid geworden und tausendmal haben sie die Stunde verwünscht, in der sie den Schweden nicht standhielten. Ihr eigenes Gewissen hat sie gestraft und sie haben geschworen, bei der nächsten Gelegenheit die Scharte wieder auszuwetzen. Lasset darum Gnade vor Recht ergehen und schenkt ihnen dieses Mal die bittere Strafe. Bedenket auch, Herr Bürgermeister, daß jeder Tag uns neue Kämpfe bringen kann. Wollt Ihr gerade in einem solchen Augenblicke der Flotte mehr als die Hälfte der Führer nehmen? Es würde keinen guten Eindruck machen, weder bei Freunden noch bei Feinden. Die Letzteren könnten am Ende gar noch behaupten, der Sieg sei auf ihrer Seite gewesen, und in aller Welt müßte man ihnen glauben, wenn die Lübecker ein hartes Gericht über ihre eigenen Hauptleute abhalten. Darum noch einmal, schenkt ihnen die Strafe und seid unseres Dankes ob Eurer Milde gewiß."

Aller Geberden bezeugten die Uebereinstimmung mit den Worten des Graukopfes. Tinnappel war betroffen, er hatte nicht geahnt, daß ihm gegenüber Jemand Widerspruch wagen werde. Unschlüssig er=

wog er in seinem Innern, was in diesem Falle das Beste sei. Da fühlte er leicht seinen Arm berührt und sah, als er sich umkehrte, in das Antlitz seines Schwiegersohnes. Leise sprach dieser: „Ich glaube, der Alte hat Recht. Sie Alle brennen vor Begierde, ihren verlorenen Ruf wieder einzulösen. Gebt ihnen die Gelegenheit und Ihr gewinnt Euch mit einem Schlage die Herzen. In dieser Zeit sind zuverlässige Männer etwas werth, im Thurm zu Lübeck aber habt Ihr von ihnen keinen Nutzen.“

Der Bürgermeister dachte an seine Meerfahrt und die Gedanken, welche ihn angesichts der dänischen Hauptstadt bewegt. Auf's Neue fühlte er, daß der Wille des Einzelnen sich der Zweckmäßigkeit beugen muß. Ein dunkler, beinahe wehmüthiger Ernst umschattete seine Stirn, als er sein Auge prüfend über die Gestalten gleiten ließ, deren Blicke an seinen Lippen hingen, als wollten sie die folgenschwere Entscheidung davon ablesen. Dann schaute er wieder sinnend in die Ferne über die blaue See hinweg. Von der weit nach Osten wie ein schmaler Streifen am Horizonte ruhenden Küste Schwedens irrte sein Blick nach Süden. Von dort war er gekommen und dorthin führte ihn wieder sein Weg. Er wollte zu Hause seine Geschäfte ordnen und dann selbst an die Spitze der Flotte treten, um zu einem vernichtenden Schlage auszuholen. Mit günstigem Winde, das wußte er, segelte er aus. Aber da stieg es plötzlich dunkel am Himmel auf, der Donner grollte über dem

wildaufgeregten Wasser und Blitze zuckten in fahler Lohe darüber hin. Und immer finsterer wurde es und es war ihm, als spräche aus der Wolke eine tönende Stimme zu ihm: „Armer Erdenwurm, das unerbittliche Geschick zermalmt Dich selbst und Deine Pläne.“ Sein Schiff kämpfte verzweifelt gegen die Gewalt des Sturmes, ein Krach, es zerschellte an der Felsenküste und die Welle schleuderte ihn an das Ufer. Er aber war leblos und starr, sein Auge war geschlossen und nur sein Ohr vernahm durch das Brausen des Meeres ferne Kirchenglocken, die ernst feierlich herüberklangen, als läuteten sie ihm zum letzten Gange.

Der Bürgermeister raffte sich gewaltsam auf, die Vision war entschwunden, er stand im hellen Sonnenschein auf dem Admiralsschiffe, umgeben von den Kriegsleuten, welche seines Befehles harrten. Noch einen langen Blick warf er umher, dann sprach er: „Es sei, ich erwarte von Euch, daß ihr durch doppelte Tapferkeit Eure Schmach vergessen macht.“

Unter tosendem Jubelruf, der sich von Schiff zu Schiff fortpflanzte, fuhr er in einem Boote an das Land. Kein Wort kam über seine Lippen, nur als er das Ufer betrat, seufzte er leise: „Herr, Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.“

XXVI.*)

In Lübeck liefen während der Abwesenheit des Bürgermeisters Tinnappel allerhand Gerüchte um, welche eine Beruhigung der Bürger nicht aufkommen lassen wollten. Bald hieß es, die Flotte sei von den Feinden vernichtet worden, bald, daß auf den Schiffen eine Pestilenz ausgebrochen sei, und was dergleichen mehr war. Die Nachricht des einen Tages wurde am anderen widerrufen, um einer neuen Platz zu machen, welche womöglich noch ungeheuerlicher klang. Da aber die Bestätigung jedes Mal ausblieb, fingen

*) Geschichtsunkundigen sei an dieser Stelle mitgetheilt, daß ein Hexenproceß, ähnlich dem im Folgenden beschriebenen, am 4. November 1551 in Heringsdorf stattgefunden hat. Der Vogt des St. Johannisklosters in Lübeck, unter dessen Jurisdiction der Ort stand, führte die Untersuchung. Die beiden Beklagten, Mann und Frau, wurden zum Feuertode verurtheilt. Vergl. G. W. Dittmer, Das Sassen- und Holstenrecht in praktischer Anwendung auf einige im 16. Jahrhundert vorgekommene Civil- und Criminalfälle. Seite 145 ff. Bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wütheten die Hexenprocesse in katholischen und protestantischen Ländern. Christian Thomasius, geboren 1655 zu Leipzig, führte den letzten entscheidenden Schriftenkampf gegen diesen Wahnsinn, welcher alle Schichten des Volkes gleichmäßig umfangen hatte. Wer sich ein klares Bild von dem ganzen abscheulichen Verfahren machen will, dem sei Soldan's Geschichte der Hexen-Processe empfohlen.

die Verständigeren an, auf die Verbreiter der verschiedenen Gerüchte zu schmähen und zu verlangen, daß diesem Unwesen ein Ende bereitet werde. Eines Tages aber geschah wirklich etwas, von dem man wußte, daß es auf Wahrheit beruhe. Aus Heringsdorf, einem Klosterdorfe im Lande Oldenburg, war nämlich ein reitender Bote nach dem St. Johanniskloster gekommen und bald darauf ritt der Vogt mit mehreren Knechten fort. Weil der Ort unter der klösterlichen Gerichtsbarkeit stand, vermuthete man ganz richtig, daß es sich um einen peinlichen Fall handle. Die Klosterleute erzählten denn auch den aufhorchenden Bürgern, ein Mann und ein Mädchen seien dort gefangen worden und der Hexerei beschuldigt; der Herr Klostervogt habe sich sofort an Ort und Stelle begeben, um die Angeschuldigten zu verhören und das Urtheil über ihr Vergehen vor dem „Landdinge" zu „finden". Die Sache erhielt für die Städter trotz der großen Entfernung, welche Lübeck von dem nordöstlichen Holstein trennte, eine gewisse Wichtigkeit, weil nach den Andeutungen des Boten es nicht unmöglich erschien, daß der verhaftete Mann und der aus der Frohnerei im Winter unter so räthselhaften Umständen entflohene Gefangene eine und dieselbe Persönlichkeit sei. Während man noch darüber stritt, ob in diesem Falle der Uebelthäter nicht nach Lübeck gebracht werden müsse, war der Klostervogt schon an dem genannten Ort eingetroffen und hatte nicht gesäumt, die Sache nach aller Form Rechtens zu verhandeln.

Er erfuhr zunächst, daß man die beiden Angeschuldigten in einem benachbarten Walde angetroffen und gefangengenommen habe, nachdem man seit einigen Wochen auf sie gefahndet. In letzter Zeit seien nämlich mehreren Bauern Pferde und Kühe unter verdächtigen Umständen krank geworden. Verschiedene Hagelwetter, wie sie seit Menschengedenken nicht vorgekommen, hätten die Felder derselben Bauern grauenhaft verwüstet. Da sei einem von ihnen eingefallen, daß unlängst ein Mann und ein Weib bei ihm um Almosen gebeten und sich in verdächtiger Art scheu umgesehen hätten. Diese beiden Leute trieben sich, wie Mehrere bezeugten, noch in der Gegend umher und mit ihrem ersten Auftreten habe das Unglück seinen Anfang genommen. Es könne kein Zweifel darüber obwalten, daß sie Hexerei und böse Zauberkünste betrieben. Daher habe man ihnen aufgelauert und sie nach der Gefangennahme in den festen Thurm des Hofes Gaertz gebracht, wo sie ihres Urtheils harrten. Nicht nur habe man auf ihrem Lagerplatz im Walde allerlei verdächtige Gegenstände gefunden, sondern auch mit dem Tage ihrer Festnahme sei das kranke Vieh wieder gesund geworden und kein Unglück habe das Dorf weiter betroffen.

Der Klostervogt begab sich, nachdem er dieses Alles sich genau hatte erzählen lassen, nach dem Gefängniß, um die Gefangenen zu sehen. In dem dunklen und feuchten Keller des Thurmes saßen beide, in den Stock eingeschlossen, sodaß sie Arme und Beine wenig

rühren konnten. Geblendet von dem Lichte der Fackel wandte der Mann das Antlitz zur Seite, aber der Vogt hatte ihn trotzdem erkannt: „Also hier treffe ich Dich wieder, Jürgen. Dein Gesicht ist mir noch von Lübeck her in guter Erinnerung. Wer ist das Weib dort?“

Der Angeredete biß die Zähne zusammen und schwieg.

„Willst Du nicht antworten? Wir haben Mittel genug, Dir den Mund zu öffnen.“

„Eine Verwandte von mir, meines verstorbenen Bruders Tochter“, stieß Jürgen ingrimmig hervor.

„Und weshalb habt Ihr Euch der Zauberei ergeben und dem Dorfe Schaden zugefügt?“

„Das ist eine Lüge“, fuhr der Angeklagte auf. „Ich bin wohl ein schlechter Kerl und habe Manches auf dem Gewissen, aber mit dem Teufel habe ich keinen Bund geschlossen, davor soll mich Gott bewahren.“

„Nun, das werden wir ja auf der Folter erfahren“, sagte der Vogt kalt. Das Mädchen — es war dasselbe, welches Dalen zur Befreiung ihres Oheims veranlaßt — schrie angstvoll auf: „Um der Barmherzigkeit Jesu Christi Willen, Herr Vogt, habet Mitleid mit uns und erlaßt nns das peinliche Verhör.“

„So gesteht gutwillig Eure Verbrechen ein.“

„O Gott, o Gott,“ jammerte sie, „wir können nichts gestehen, als daß wir aus Lübeck entwichen sind und uns durch Betteln und Stehlen ernährt

haben. Bestraft uns dafür nach Recht und Gesetz. Zauberer sind wir jedoch nicht."

Der Vogt wandte sich hinaus: „Ich sehe, daß der Satan Eure Lippen verschlossen und Euer Herz verstockt gemacht hat. Bis Morgen gebe ich Euch Bedenkzeit. Wenn Ihr dann nicht sprechen wollt, so schreiten wir zur scharfen Frage."

Vierundzwanzig Stunden sind eine kurze Spanne Zeit, aber welch' entsetzliche Qualen kann darin ein Menschenherz erleiden! Wohl waren die beiden Gefangenen gegen manche Regung des Gewissens abgestumpft, wohl hatten sie beide schon einige Male mit den Dienern der Gerechtigkeit um kleiner Vergehen halber Bekanntschaft gemacht. Aber von den entsetzlichen Marterwerkzeugen der Folter waren sie noch immer verschont geblieben. Der bloße Gedanke, daß sie am nächsten Tage unbarmherzig an ihren Gliedern geschraubt und gerissen werden sollten, trieb ihnen den Angstschweiß auf die Stirn. Sie wußten, daß bei freiwilligem Zugeständniß der Hexerei der Feuertod ihnen sicher war. Vielleicht hatte der Richter Mitleid und ließ sie nicht bis zur Unerträglichkeit peinigen. Wenn sie die Schmerzen ertragen konnten und Nichts gestanden, — sie waren in diesem Falle ja auch unschuldig und hatten Nichts zu gestehen — so mußten sie wieder in Freiheit gesetzt werden. Wie aber, wenn ihr Muth unter den eisernen Klammern und den glühenden Zangen zusammenbrach? Das Mädchen schluchzte krampfhaft: schmerzten ihr doch jetzt schon

die Glieder, welche in den engen Löchern des Holzstockes keinen Spielraum zu freier Bewegung hatten. Jürgen gab keinen Laut von sich, aber in seinem Innern wühlte ebenfalls die namenlose Angst und schnürte ihm die Kehle zu.

So saßen sie wachend und bebend, des schrecklichen Morgens gewärtig. Nur einmal, als das Mädchen gar zu herzbrechend weinte, sagte er kurz: „Was hilft jetzt das Klagen? Standhaft mußt Du sein und nichts eingestehen, ob sie Dir gleich die Glieder zerreißen. Jedes unbedachte Wort überliefert uns unrettbar dem Verderben. Sei stark, Katharina, sonst sind wir verloren. . . .“

Und endlich, endlich tagte es. Ein matter Lichtstrahl stahl sich durch die winzige Oeffnung unter dem Gewölbe in den unheimlichen Keller und beleuchtete mit fahlem Dämmerschein die bleichen, hohlwangigen Gesichter der Gefangenen, sowie die zahllosen Ratten, welche auf dem Erdboden umherliefen. Noch einige entsetzliche Stunden und die Schlüssel klirrten an der eisenbeschlagenen Thür. Der Wärter, gefolgt von einigen Knechten, trat herein und löste die Schrauben von den Balken, zwischen denen die Unglücklichen eingeschlossen waren. Jürgen erhob sich und reckte seine steifen Glieder, das Mädchen konnte sich nicht allein erheben, sie mußte halb nach oben geschleppt werden. Und gleich darauf standen sie in einem kahlen, hellen Raume, der ihnen nach dem Aufenthalt dort unten wie ein Paradies erschienen wäre, wenn nicht . . . .

Ja, dort um einen großen Tisch saßen die Richter. Der Klostervogt in der Mitte und einige Männer an seiner Seite. Ernst fragte er:

„Ihr Beide seid der Zauberei zum Schaden Eurer Nebenmenschen angeklagt. Wollt Ihr freiwillig gestehen, so wird das Urtheil milde ausfallen. Bei weiterem Leugnen aber habt Ihr Euch selbst die unausbleiblichen Folgen zuzuschreiben.“

„Wir sind keine Hexenmeister und bekennen uns für unschuldig“, erwiderte Jürgen mit finsterem Trotze.

„Gnade, Gnade, Herr Richter,“ jammerte Katharina, „ich bin ein schlechtes Mädchen, aber dem Teufel habe ich mich nicht ergeben, so wahr mir Gott helfe.“

Der Vogt winkte und man führte die beiden Gefangenen wieder in einen Kellerraum, welchen niemals der Strahl des Tageslichtes getroffen hatte. Einige Fackeln, die in eisernen Ringen an den Wänden befestigt waren, übergossen die Gestalten des Henkers und seiner Knechte mit rothem Schimmer. Der Vogt war den Gefangenen gefolgt und sprach: „Erkläre ihnen den Gebrauch Deiner Werkzeuge, vielleicht legen sie dann vor der Anwendung ein reuiges Geständniß ab.“

Mit einer Art von wollüstigem Behagen zeigte der rohe Mensch die Daumschrauben und Eisenschienen, mit ihrer gezackten Innenseite. Dann erklärte er den Gebrauch der Leiter mit dem gespickten Hasen, einer Sprosse mit kurzen, spitzen Hölzern, auf der sie auf und nieder gezogen werden sollten. Er zeigte ihnen

die zwanzig Pfund schweren Gewichte, welche an die Zehen des in der Luft schwebenden Gefangenen angehängt wurden.

„Und wenn das Alles nicht hilft," so schloß er mit einem grausigen Lächeln, „dann träufeln wir wohl brennenden Schwefel oder siedendes Pech auf den nackten Körper. Das hält selbst der stärkste Mann nicht aus."

„Wollt Ihr vor der Folter gestehen?" fragte der Vogt zum letzten Male. Er erhielt keine Antwort. „Versucht es mit dem ersten Grade, Meister", sagte er zu dem Henker.

Die Knechte rissen den beiden Gefangenen die Kleider vom Leibe und banden die Nackenden an zwei aufrecht stehende Pfähle. Darauf spannten sie die Hände der Unglücklichen in den Daumenstock, ihre Beine in die Schienen und begannen zu schrauben. Katharina schrie herzzerreißend auf, als das Eisen ihre Glieder derart zusammenquetschte, daß das Blut unter den Nägeln hervorquoll. Jürgen biß die Zähne fest aufeinander, aber er konnte ein tiefes Stöhnen nicht unterdrücken, der Schmerz war zu fürchterlich. Nachdem die Schrauben fünf Minuten hindurch allmählich immer fester gezogen waren, gebot der Vogt Einhalt: „Wollt Ihr jetzt freiwillig gestehen?"

„Jürgen," hauchte das Mädchen kaum hörbar, „ich halt's nicht aus, ich kann nicht mehr."

„Hast Du mit dem Manne zusammen Hexerei getrieben, Hagelwetter und Viehsterben erregt oder

dabei geholfen?" lautete die Frage des an solche Scenen gewöhnten Richters.

„Ich habe Nichts gethan! Gott im Himmel stehe mir bei, laß mich sterben, erlöse mich von diesem Leide", schrie sie jetzt laut auf. Ihre Augen rollten fürchterlich im Kopfe und der Mund verzerrte sich zu einer gräßlichen Grimasse. Was eine natürliche Folge der Tortur war und sein mußte, erkannten die in dem schrecklichen Wahne der Zeit befangenen Richter als eine directe Einwirkung des Teufels.

„Lockert die Schrauben bei dem Mädchen," rief der Vogt, „sonst holt sie der Satanas, bevor sie gestanden hat."

Der Henker klopfte inzwischen mit einem schweren Hammer auf die Eisenschienen an den Beinen des Mannes. Dieser Marter hielt auch er nicht stand:

„Laßt es gut sein, ich will sagen, was Ihr wollt", knirschte er dumpf zwischen den Zähnen hervor.

Ein zufriedenes Nicken des Vogtes gab der Genugthuung darüber Ausdruck, daß der Gefangene so leicht, vor Anwendung der schweren Folter ein „freiwilliges" Geständniß ablegen wollte. Er ließ Beiden die Marterwerkzeuge von den gequetschten Gliedern abnehmen und sie ankleiden. Darauf wurden sie wieder hinauf, in das kahle Gerichtszimmer geführt und da sie nicht mehr stehen konnten, auf Stühle gesetzt. Und nun begannen die Fragen:

„Gestehst Du, daß Du mit dem Teufel im Bunde bist, daß Du Gott abgeschworen hast und der Höllen-

meister Dich aus dem Gefängnisse zu Lübeck entführte?"

Die Antwort Jürgen's lautete „Ja".

„Gestehst Du, daß Du Klas Baumann in Heringsdorf die Pferde und Kühe bezaubert hast, sodaß etliche daran gestorben sind?"

„Ja."

„Gestehst Du zum Dritten, daß Du demselben Klas Baumann Hagelwetter auf sein Korn heruntergezaubert hast?"

„Ja."

Und so ging es weiter, ein Dutzend Fragen etwa und ebenso viele Antworten. Als der Vogt sich an Katharina wandte und die Halbtodte fragte, ob sie jetzt ebenfalls die Wahrheit sagen wollte, da sprach Jürgen: „Antworte nur bei Allem „Ja", wie ich. Sonst wirst Du noch mehr gequält und kannst schließlich doch nicht anders."

Und das bleiche zitternde Mädchen bejahte ebenfalls alle Fragen. Nur als der Vogt sprach: „Gestehst Du, daß Du in dem Topfe, welchen wir an Eurer Lagerstatt im Walde fanden, einen Zauberbrei unter höllischen Künsten gebraut hast, mit Quecksilber und Wachs, Menschenknochen und Asche von Hundehaaren?" — da gab sie keine Antwort mehr, eine wohlthätige Ohnmacht hielt den gepeinigten Körper für wenige Minuten umfangen und der umnachtete Geist fand für einen Augenblick Ruhe.

Der Richter wandte sich noch einmal zu Jürgen:

„Erzähle uns freiwillig und ohne Hinterlist, welche Botendienste und für wen Du sie früher nach Rostock gethan hast.“

Jürgen antwortete, daß der dänische Herr, Michael Schriwer, ihn überredet, für gutes Gold Briefe nach Rostock an einen Landsmann zu bringen, von dem er denn auch jedesmal eine Antwort erhalten habe. Ihm sei aufgegeben, die Bestellung immer recht verschwiegen auszurichten; was aber in den Briefen gestanden, das wisse er nicht. Auf eine Frage, ob der Herr von Dalen ihm keine Aufträge gegeben, erwiderte er: „Nein.“

Wie er denn aus Lübeck fortgekommen sei?

Er habe sich heimlich auf ein zum Absegeln nach Kopenhagen bereites Schiff begeben und im Laderaum versteckt gehalten. Bei Fehmarn sei es ihm geglückt, unbemerkt zu entkommen. Auf dem Lande habe er darauf seine Verwandte getroffen, die vorher von seiner Absicht unterrichtet war.

Damit war das Verhör beendet und die Gefangenen wurden in ihren Kerker zurückgebracht, dieses Mal ohne in den Stock geschlossen zu werden. Die zerschundenen Glieder machten von vornherein jeden Fluchtversuch unmöglich.

Am nächsten Tage mußten sie wieder vor dem Richter erscheinen. Das Gericht war zusammengesetzt aus den Herren Otto van Stoven, Paul Rantzow und Jürgen Magnus, Befehlshaber des Hofes Gaertz, sowie fünf Bauern aus Heringsdorf, Klutzen und

Rollin. Sie alle waren hierzu „sonderlich gebeten, geeschet und gerufen".

Das Protocoll mit den „Geständnissen" der Angeklagten wurde verlesen. Auf die Frage, was sie noch dazu sagen wollten, antworteten sie beide: sie hätten Alles so gethan und betrieben, wie es dort niedergeschrieben sei. Darauf erkannte das Gericht:

„Auf ihrer Beide freiwilliges Zugeständniß und offenbares Bekenntniß wird für Recht erkannt und ausgesprochen, man solle sie Beide in das Feuer werfen und sie zu Pulver und Asche brennen, damit sie solche böse Thaten nicht mehr thäten und andere böse Christen sich daran ein Beispiel nehmen möchten."

Das Urtheil wurde bald darauf vollstreckt. So fanden diese Menschen, deren Vergehen nicht im Verhältniß zu der entsetzlichen Strafe stand, ihr Ende und über die Verräthereien Schriwers und seiner Genossen war die Untersuchung abgeschlossen und die Sühne vollzogen.

XXVII.

Als der Klostervogt mit seinen Leuten wieder nach Lübeck zurückgekehrt war, verbreitete sich selbstverständlich in der Stadt schnell die Nachricht, daß ein Mann und ein Weib wegen Zauberei verbrannt worden seien. Auch Gotthard von Höveln kam sie zu Ohren und er suchte in Folge dessen den Vogt auf, um von ihm Näheres zu erfahren. Vielleicht war die Sache werth, in der Chronik verzeichnet zu werden. Der Richter theilte ihm die näheren Umstände des Falles mit und erwähnte zum Schluß, daß die beiden Verbrecher auch in Lübeck bekannt wären, der Mann sei ein Bote Schriwers nach Rostock gewesen. Gotthard fragte nach den Namen. Als er hörte, das Mädchen habe Katharina geheißen, wurde er todtenbleich. Der Vogt bemerkte seine Aufregung und fragte erstaunt, was ihm sei.

„Nichts, nichts," wehrte Gotthard ab, „ich erschrak nur, weil ich glaubte, mit der Person einmal unter eigenthümlichen Umständen zusammengetroffen zu sein. Sie war die Nichte des Verbrechers. Ist es nicht so?"

Auf die bejahende Antwort stürmte er fort. Ihn hielt es nicht länger; von unerklärlichem Drange getrieben, eilte er zu seinem alten Freunde, dem Doctor Quasius.

Dieser blickte erstaunt von seinem Buche auf, als der junge Mann hastig und verstörten Antlitzes eintrat.

„Was habt Ihr?“ rief er ihm entgegen. Gotthard sank auf einen Stuhl. „Erschreckt nicht, Herr Doctor. Ich muß Euch eine Mittheilung machen, eine Vermuthung, noch fehlt die Gewißheit, aber . . . nein, es ist schrecklich, schrecklich. Ich weiß nicht, wie . . .“

Der Doctor richtete sich empor, seine zitternde Hand klammerte sich an den Tisch: „Ihr bringt mir Nachrichten von Materna!“

„Ja, nein, ich weiß es nicht und doch, so viele Umstände treffen zusammen . . .“

„Lebt sie?“ rief der Doctor; der heisere Klang seiner Stimme verrieth die Erregung, welche sein Inneres in diesem Augenblick durchtobte.

„Wenn sie es war, so ist sie todt,“ lautete die dumpfe Antwort.

Tiefe Stille herrschte in dem Raume, beide Männer brauchten Zeit, um sich zu sammeln; es war, als stocke der Pulsschlag in ihren Adern. Mühsam brachte der Doctor endlich die Worte über die Lippen.

„Erzählt, um Gotteswillen, foltert mich nicht länger.“

Gotthard schilderte seine Begegnung mit dem Mädchen, und wie ihm in der Nacht darauf der Gedanke gekommen, daß der Zufall ihn vielleicht mit Materna zusammengeführt. Aber dennoch seien ihm sofort Zweifel aufgestiegen, er habe daher auf eine unbegründete Muthmaßung hin den Doctor nicht beunruhigen wollen. Er erzählte, daß er am nächsten Tage vergebliche Nachforschungen über die Vergangenheit Katharinas angestellt, später aber ruhiger darüber gedacht und endlich die Grundlosigkeit seiner Vermuthungen angenommen habe. Jetzt aber, wo das schreckliche Ende des Mädchens zweifellos sei, habe es ihn mit grausiger Gewalt gepackt und er mache sich die schwersten Vorwürfe darüber, daß er nicht früher gesprochen.

Der Doctor hörte den Bericht des jungen Mannes an, ohne ihn zu unterbrechen. Als Gotthard aber geendet, löste sich die furchtbare Spannung seiner Seele in Thränen. Der alte Mann weinte wie ein Kind.

Doch auf einmal richtete er sich empor; „Nein, die Sterne lügen nicht, noch vor wenigen Nächten kündeten sie mir die Erfüllung eines lang ersehnten Glückes. Das Mädchen war nicht Materna, wie konnte ich nur einen Augenblick daran zweifeln. Materna, wenn von ihrer Mutter oder mir nur ein Tropfen Blutes in ihren Adern rinnt, hätte niemals so tief sinken können. Ihr habt durch ein Trugbild Euch von dem rechten Pfade ablenken lassen. Ah, nun verstehe ich euch, leuchtende Fackeln am Himmelszelt! In ewiger Klarheit strahlt ihr fort, ob sich auch

Wolken zwischen euch und unser blödes Auge drängen. Gotthard, glaubt mir, Ihr seid Materna nahe gewesen, wie es dort oben geschrieben stand. Und dann kam der Schatten, welcher Euch trennte. Durch finsteren Schrecken mußten wir hindurch wandern, bis die beiden Sterne sich wieder vereinigen konnten. Ich schöpfe aus Eurem Berichte neues Hoffen, daß die Erfüllung des Verheißenen bevorsteht. O möchte der Augenblick nicht mehr fern sein, in dem mein Auge das verlassene Kind schauen darf."

Tief erschüttert lauschte Gotthard den hoffnungsfreudigen Worten des älteren Mannes, fast wollte der Bann weichen, welcher auf ihm ruhte. Aber er schüttelte mit dem Kopfe, als er leise erwiderte:

„Ich will von ganzem Herzen wünschen, daß Eure Zuversicht nicht trügt. Dennoch will es mir scheinen, als ob nur ein Wunder mich auf die rechte Spur leiten könnte."

„Und giebt es denn keine Wunder?" fragte der Doctor warm. „Sind wir nicht von tausend Wundern umgeben? Ist unser ganzes Leben nicht wunderbar genug? Die Fügungen des Himmels fragen nicht darnach, ob dem Menschen Dies oder Jenes merkwürdig erscheint. Bei Gott, der aus Nichts die Welt schuf und in jedem Jahre den ewigen Kreislauf der Natur wiederkehren läßt, ist kein Ding unmöglich, ich vertraue auf seine unendliche Güte, er wird das Sehnen eines Vaters erfüllen und die langentbehrte Tochter an seine reuevolle Brust legen."

Gotthard drückte dem Doctor warm die Hand: „Ihr seid ein frommer Mann, ich beneide Euch um dieses rührende Vertrauen. Möge es seinen Lohn finden.“

Er ging hinaus, darüber nachsinnend, wie er wohl dazu beitragen könne, daß Materna in die Arme des Vaters zurückgeführt werde. Und als er sein Gehirn vergebens zermartert hatte und nach langer Wanderung durch die Straßen der Stadt endlich nach dem elterlichen Hause zurückkehrte, da lernte er einsehen, daß alles Sinnen und Trachten Stückwerk ist und der Zufall mit seinen wunderbaren Fügungen in einem Augenblicke oft mehr bewirken kann, als alle Weisheit in tausend Stunden ernster Grübelei.

An der Thür des Hauses erwarteten ihn zwei Frauen, welche ihn allein zu sprechen begehrten. Als sie in sein Gemach eingetreten waren und nun die dichten Schleier zurückschlugen, welche ihre Züge so lange verhüllt hatten, da sah er betroffen von der Einen zur Anderen. Die Aeltere hatte ein gewöhnliches grobes Gesicht, aus dem feinen, von prachtvollem dunkelblondem Haar umrahmten Antlitz der Jüngeren aber strahlten zwei Augen mit einem so räthselhaft tiefen und fragenden Blicke ihm entgegen, daß er seine Wimpern verwirrt zu Boden senkte.

Und dann tönte eine Stimme an sein Ohr, so weich und wie von verhaltener Angst durchbebt, daß ihn ein unnennbares Gefühl des Mitleides durchschauerte.

„Verzeiht,“ sprach sie, „daß eine Fremde sich an Euch um Auskunft wendet. Wir sind nach langer

und beschwerlicher Wanderung endlich in Lübeck angekommen und meine treue Gefährtin dort, deren Rath und Hülfe mir seit dem Tode meiner Mutter oftmals den rechten Weg geebnet, meinte, es sei das Beste, wenn ich Euch den Zweck meines Kommens mittheilte. Wir haben gehört, daß Ihr der einzige Mensch seid, welcher in dem Hause des Doctor Quasius Zutritt hat. Er ist," hier zitterte ihre Stimme merklich, „wie die Leute sagen, ein sonderbarer Mann und ich wage nicht zu ihm zu gehen, bevor ich nicht weiß, ob ich einen freundlichen Empfang bei ihm finden werde. Ich bin nämlich eine nahe Verwandte . . ."

„Materna," schrie Gotthard auf. „Ihr seid Materna!"

Erschreckt wich das Mädchen einen Schritt zurück. „Nein, ich heiße Käthchen."

„Ja, Ihr wißt ja nicht, mein Gott, wie konnte ich nur so einfältig sein," — der junge Mann faßte sich an den Kopf und sprudelte die Worte kaum verständlich heraus. „Natürlich heißt Ihr nicht Materna, und doch nennt er Euch so, Euer Vater, der seit zwanzig Jahren kaum die Stunde erwarten kann, in der Ihr vor ihn hintreten werdet, Euer unglücklicher, glücklicher Vater, von dessen Schwelle ich soeben komme. Wir sprachen von Euch . . ."

Er unterbrach sich mit einem Ausrufe der Angst, das Mädchen schwankte und wäre unfehlbar zu Boden gesunken, wenn die Begleiterin sie nicht gestützt hätte.

„Es ist nur die unerwartete Freude," sprach diese.

„Sie hatte nicht gehofft, daß der Doctor seiner verlassenen Tochter in Liebe gedenken werde.“

Käthchen erlangte bald ihre Selbstbeherrschung wieder und streckte, mit Thränen in den schönen Augen, ihre Hand dem jungen Manne entgegen: „Habt Dank für Eure frohe Botschaft, jetzt kann ich getrosten Herzens dem einzigen Manne gegenüber treten, welcher auf der ganzen Welt mir näher steht.“

Sie wandte ihren Schritt zur Thür, doch Gotthard vertrat ihr den Weg: „Nicht so, die Ueberraschung könnte ihn tödten. Ich werde Euch begleiten und ihn vorbereiten. Sobald der Augenblick gekommen, werde ich Euch vor sein Antlitz führen.“

Rasch eilten die Drei nach dem Hause des Doctors. Gotthard schob die beiden Frauen in die Küche und sagte der alten Haushälterin, welche nicht wußte, wie ihr geschah, sie möge sich ruhig verhalten, bis er rufen werde. Dann betrat er das Laboratorium, welches er vor wenigen Stunden erst verlassen.

Quasius sah verwundert auf den Ankömmling und fragte, was ihn schon wieder so aufgeregt mache. Gotthard kämpfte mit sich, er wußte nicht, in welcher Weise er seine Nachricht am besten anbringen könne. Endlich begann er:

„Herr Doctor, beinahe fange ich an zu glauben, daß Eure Sterne die Wahrheit sagen, ich bin auf einer Spur . . .“

Mit einem Satze sprang der Doctor auf und packte ihn an der Schulter.

„Eine Spur von Materna, o sagt, wo ist sie, daß wir sie nicht verlieren."

„Dieses Mal wird sie uns wohl auf den richtigen Weg führen."

Weiter kam er nicht, denn die Augen des Doctors traten beinahe aus den Höhlen und sahen starr, als erblickten sie ein Gespenst, nach der Thür. Dort lehnte eine Gestalt an dem Pfosten und zitterte vor mächtiger Erregung.

„Stehen die Todten wieder auf? Bist Du es, Käthchen, welche Rechenschaft von mir fordert?" entrang es sich heiser den Lippen des Doctors.

„Nein, ich bin Deine Tochter, mein armer, lieber guter Vater." Sie lag vor ihm auf den Knieen und küßte seine schlaff herunterhängende Hand. Da beugte er sich zu ihr hernieder und zog sie langsam empor:

„Verzeihe mir, mein armes Kind, was ich an Dir und Deine Mutter gesündigt. So viel in meinen Kräften steht, will ich versuchen, das gegen Euch Beide begangene Unrecht zu sühnen."

Leise schlich Gotthard hinaus und schloß die Thür. Er fühlte, daß sich kein unberufenes Auge zwischen zwei Menschen drängen darf, bei denen der Schmerz langer Jahre und die selige Freude des Wiedersehens sich in einem heiligen Augenblicke voll göttlicher Weihe verschmelzen. Die Sterne hatten nicht gelogen, dankbar schaute er zum Himmelszelt empor und seine Gedanken waren das wärmste Gebet, welches einem Herzen entquellen kann.

XXVIII.

In der Nacht hatte ein heftiges Gewitter getobt und aus den geöffneten Schleusen des Himmels war ein kräftiger Regen herniedergeprasselt, welcher die Luft gereinigt und den Schmutz von den Straßen der Stadt hinweggespült hatte. Susanna erhob sich frühzeitig von ihrem Lager, um sich in dem Garten zu ergehen und den frischen Morgen zu genießen. Ihr Antlitz hellte sich beim Anblick der neuerschlossenen Rosenknospen auf, in denen noch schwere Tropfen, wie Edelsteine in purpurner Fassung, ruhten. Sinnend pflückte sie eine der duftigen Blumen und steckte sie an ihre Brust. Ebenso wie die zarten Blätter der Knospe sich allmählich öffnen und dem goldigen Sonnenstrahl den Einblick in das Innere gewähren, war ihr Herz der Liebe erblüht. Aber Thränen des Schmerzes hatten ihr junges Glück getrübt. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, war die Liebe indeß immer fester in ihrem Herzen gewurzelt und sie fühlte ihre gewaltige, beseligende Macht um so tiefer, je finsterer sich der Himmel der Zukunft zu umwölken drohte.

Heute war ihr leichter, als sonst; wie eine Vorahnung froher Ereignisse durchzog es ihre Brust. Sie konnte sich keine Rechenschaft über das unerklärliche Gefühl geben, welches ihr zum ersten Male nach langer Zeit ein Lied auf die Lippen trieb. Vielleicht kam der Vater mit milderer Gesinnung von seiner Fahrt zurück und suchte das gegen Friedrich begangene Unrecht durch Gewährung ihres innigsten Wunsches nach Kräften wieder gut zu machen. An dieser Hoffnung schwaches Luftgebilde klammerte sich ihr Herz mit allen Fasern. Es ist ein eigen Ding um solche Augenblicksstimmungen. Wer hätte sie nicht schon in den Stunden der Trübsal empfunden, wen hätten sie, trotz ihrer geringen Begründung, nicht einmal wenigstens mit froherem Muthe erfüllt! Sind es häufig auch nur Seifenblasen, ihr schimmernder Glanz erfreut so lange, bis sie zerfließen und mit ihrer Spur auch der durch sie hervorgerufene Eindruck in Nichts zergeht. Das menschliche Herz ist zart besaitet, und ein Ton quillt selbst in sturmbewegter Zeit oftmals aus seiner tiefsten Tiefe hervor, dessen leisen Schwingungen das Ohr sich gern neigt, um sich traumverloren dem seligen Zauber des Vergessens hinzugeben.

Susanna hatte auf einer Bank Platz genommen und zerpflückte die Rose langsam in ihrer Hand. Ein Blatt nach dem andern schwebte leise zur Erde hinab, bis das letzte von dem kahlen Stengel getrennt war. Und mit der allmählichen Zerstörung, welche das Werk

ihrer kleinen zarten Finger war, nahmen auch wieder die Schatten auf ihrem Antlitze zu. Jetzt sprang sie plötzlich auf und warf den Stengel fort. Sie lauschte, es war ihr, als tönte eine bekannte Stimme von dem Hause herüber an ihr Ohr, fliegenden Schrittes eilte sie vorwärts. Ja, es war kein Irrthum, der Vater stand auf der Diele und streckte ihr die weitgeöffneten Arme entgegen. Mit einem Freudenschrei sank sie an seine Brust. Er strich leise mit der Hand über ihr üppiges Haar und fragte zärtlich, wie es ihr während seiner Abwesenheit ergangen. Der verschleierte Klang seiner Stimme überraschte sie, sodaß sie sich langsam aus seinen Armen löste und prüfend seine Züge musterte.

„Was ist Dir begegnet, Vater?“ fragte sie. „Bertha und ihrem Mann ist doch nichts zugestoßen?“

„Nein,“ war die Antwort. „Tausend Grüße haben sie Beide mir für die Mutter und Dich aufgetragen.“

„Du verhehlst mir etwas, Vater.“

„Närrchen,“ lächelte er, während seine Augen mit einem räthselhaften Ausdruck über sie hinwegsahen, als schauten sie in der Ferne ein wunderbares Gebilde.

Sie ergriff seine herunterhängende Hand: „Hast Du Kummer?“

Da erwachte er, wie aus einem Traume: „Nicht doch! komm, laß uns zur Mutter gehen.“

Sie folgte ihm betroffen, während sie darüber nachdachte, was wohl die Gedanken des Vaters be=

herrschen möge. Sie erinnerte sich nicht, bei diesem selbstbewußten, kraftvollen Mann, der seine Pläne mit Rauhheit zu verfechten verstand, jemals eine so sonderbar weichmüthige Stimmung bemerkt zu haben. Doch schöpfte sie daraus Muth zu einer Bitte. Nachdem eine Weile im Gespräche verflossen war, sagte sie schmeichelnden Tones:

„Soll der arme Friedrich noch länger im Gefängnisse bleiben?"

Kaum waren ihr diese Worte entflohen, als sie auch heftig über ihre eigene Kühnheit erschrak. Sie wagte kaum verstohlen auf das Antlitz des Vaters zu blicken, doch wie erstaunte sie darüber, daß der erwartete Zornesausbruch vollständig ausblieb und der Bürgermeister ruhig erwiderte:

„Friedrich Lüneburg wird noch heute frei werden. Seine Schuld ist geringer als diejenige der anderen Schiffshauptleute, denen ich die Strafe auch geschenkt habe."

Jubelnd fiel Susanna dem Vater um den Hals, doch dieser wehrte ihr ernst: „Du bist im Irrthum, wenn Du wähntest, daß ich ihm Deine Hand geben wollte. Daraus wird Nichts, so lange ich lebe."

Mit einem Schlage waren alle ihre Hoffnungen wieder zertrümmert. Die aufsteigenden Thränen verdunkelten ihren Blick, sie mußte sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken. Bei diesem Anblick fand der Bürgermeister seine alte Rauhheit wieder.

„Ich habe nicht geglaubt, daß ich hier mit Thränen

würde empfangen werden. Um Dir aber zu beweisen, daß es mir mit meiner Weigerung heiliger Ernst ist, schwöre ich," — er erhob die Hand wie zum Schwur, während sie ihm beide Arme flehend entgegenstreckte:

„Vater, um Gottes Barmherzigkeit willen, keinen Schwur! Es könnte Dir leid werden und ich müßte darüber sterben."

Er ließ die Hand sinken: „Es bedarf auch nicht der Bekräftigung, Du kennst die Festigkeit meines Willens ohne Schwur. Die Geschlechter sind an unserem ganzen Unglücke schuld, niemals will ich mich ihnen näher verbinden. Hättet Ihr gesehen, was ich sah, die Muthlosigkeit . . ."

Er brach ab und ging hinaus, als habe er schon zuviel gesagt. Das hoffnungslose Mädchen aber sank an die Brust der Mutter und fragte mit bebenden Lippen: „Soll ich denn wegen des Vaters Starrsinn mein Leben in Harm und Kummer vertrauern?"

Die Mutter verwies ihr solche Rede: „Der Vater hat triftige Gründe, welche ihn zum Gegner dieser Verbindung machen. Du, mein Kind, darfst ihn nicht schelten, der Eltern Wille muß Dir heilig und das vornehmste Gebot sein. Vielleicht aber ändert der Vater noch einmal seinen Sinn und giebt Euch Beiden seinen Segen. Auch ich habe manches Jahr warten müssen, bis er mich heimführen durfte, aber schließlich wurde Alles gut."

Susanna schüttelte den Kopf und weinte leise. Die bedächtige Erwartung des Alters will der Jugend

nicht gerechtfertigt erscheinen. Und es ist ja auch schwer, mit Geduld der Erfüllung eines sehnlichen Wunsches zu harren, wenn derselben Alles entgegenzutreten scheint. Aber im Leben lernt der Mensch das Schwerste ertragen, auch hierin macht wie überall die Erfahrung den Meister. Deshalb braucht man nicht zu hart diejenigen zu schmähen, welche in ungezügeltem Thatendrange und feurigem Jugendmuthe stürmend erreichen möchten, was nur durch langsames Vorwärtsstreben schließlich zu erlangen ist. Jedes Alter hat seine Vorzüge und seine — Nachtheile.

Der Bürgermeister war inzwischen nach dem Gefängniß gegangen und hatte sich die Thür der Zelle öffnen lassen, in welcher Friedrich Lüneburg seine Tage einsam verbrachte. Der junge Mann war nicht wenig überrascht, als er den Besucher erkannte. Doch hellten seine Züge sich durchaus nicht auf und er sprach kein Wort, sondern erwartete stumm die Anrede des Anderen.

„Ich komme von Kopenhagen," hob der Bürgermeister an und es war dem Zuhörer, als verschleiere eine gewisse Müdigkeit den Ton seiner Stimme, „ich komme von Kopenhagen und habe dort wenig Gutes erlebt. Von meinem Schwiegersohn aber hörte ich, daß Du, Friedrich, nichts verbrochen hast, was eine Bestrafung rechtfertigen könnte. Hättest Du mir in geziemender Art geantwortet, als ich Dich fragte, Dir und mir wäre manche Unannehmlichkeit erspart geblieben."

„Hättet Ihr mich in geziemender Art gefragt, so wäre meine Antwort höflicher gewesen," war die kurze Erwiderung.

Tinnappel runzelte die Stirn: „Junger Mann, Du ahnest nicht einmal die Sorgen, welche meinen Sinn beschwerten. Tausend Widerwärtigkeiten stürmen auf mich ein und kaum vermag ich derselben Herr zu werden. Nicht um mein oder meiner Angehörigen Wohl handelt es sich, verstehe mich, es gilt der Vaterstadt und ihrer Zukunft. Mit Weichmuth sind die Knoten nicht zu lösen, welche Uebelwollen oder Gleichgiltigkeit schürzen. Nur wer mit kräftiger Hand zugreift, kann noch das Anrecht auf Erfolge an seine Fahne ketten. Ob ein Unrecht geringfügiger Art für den Einzelnen dabei unterläuft, was kümmert's die Allgemeinheit und diejenigen, denen es obliegt, ihr Hüter zu sein! Friedrich, es kommen schwere Zeiten für uns, dunkelnächtig liegen die Geschicke der kommenden Tage vor meinen Augen. Jeder ehrliche Mann soll in der Zeit der Prüfung dulden und kämpfen, je wie das Loos es ihm bestimmt. Du bist frei, die Thüren Deines Gefängnisses sind geöffnet, gehe hinaus und zeuge wider mich. Vermehre durch eine Anklage die Verwirrung der Gemüther und erschwere mir die Fortführung des Werkes, dessen Vollendung ich selbst nicht erleben werde. Du hast die Wahl. Entweder giebst Du Deinem Unmuthe durch eine wohlfeile Rache Ausdruck, oder Du bleibst der Sache treu, für welche ich kämpfe, irre und sterbe. Ein Mittelding giebt's

bei Dir nicht, Du kannst nicht gleichgiltig zur Seite stehen. Also entscheide Dich, wie Du es für richtig halten wirst. Die Stunde wird dereinst kommen, in welcher Du Deinem Gewissen Rechenschaft ablegen mußt, möge sie in Dir nur das Bewußtsein erwecken, stets das Rechte gewollt und niemals absichtlich gefehlt zu haben."

Er schwieg und kehrte sich ab, als wolle er hinausgehen. Da übermannte es Friedrich Lüneburg, ehrfurchtsvoll beugte sich sein berechtigter Unmuth vor dem großen Sinn, welcher aus den Worten des Bürgermeisters sprach, er ergriff die Hand des ernsten Mannes und drückte sie: „In mir sollt Ihr Euch niemals täuschen, ich glaube an Euch, trotz Allem, was sich sonst auch zwischen uns drängen möge."

Ein warmes Leuchten huschte über die Züge des Bürgermeisters und in diesem Augenblicke wäre es ihm fast leid geworden, daß er dem edlen Jüngling die Hand Susannens verweigern konnte. Doch er bekämpfte schnell die flüchtige Aufwallung und mit den kurzen Worten: „Habe Dank," nahm er von Friedrich Abschied, fest entschlossen, wie immer, in die Grenze zwischen Geschlechtern und Bürgern nur dann eine Bresche zu legen, wenn die Noth der Zeit in gemeinsamen Anforderungen an beide jeden Unterschied verwischt haben würde.

XXIX.

Bei der Hitze des Sommers nahm die Pest, welche seit einem halben Jahre in Lübeck ihre Opfer bald in schwächerer, bald in stärkerer Zahl gefordert hatte, wieder überhand, so daß an manchem Tage bis hundert Menschen zur Erde bestattet werden mußten. Die trostlose Stimmung unter den Bürgern verwandelte sich allmählich in eine stumpfe Gleichgültigkeit. Da Niemand wußte, ob er den nächsten Tag noch erleben werde, lockerten sich die strengen Bande der Gewohnheit, die Geschäfte wurden vernachlässigt und die nächsten Verwandten gingen sich aus dem Wege, weil sie gegenseitige Ansteckung fürchteten. Zu dieser Zeit begab es sich, daß der Rath ein großes Proviantschiff ausrüsten ließ, um der Flotte die nöthige Zufuhr zu senden. Das Fahrzeug segelte nach Bornholm, in der Hoffnung dort die anderen lübeckischen Schiffe zu treffen. Es fiel aber den Schweden in die Hände, diese nahmen die gefangenen Schiffsleute an Bord und schleppten sich dabei die fürchterliche Krankheit in ihr Land. Die lübeckische Flotte litt inzwischen großen Mangel und, als sie noch obendrein durch einen Sturm hart mit-

genommen wurde, lief sie in die Rhede von Travemünde ein. Tinnappel begab sich sofort, als ihm die Botschaft hiervon überbracht wurde, dorthin und ließ jetzt, ungeachtet aller Widerreden, diejenigen Hauptleute und Befehlshaber verhaften und nach dem Gefängniß abführen, welche sich in der Schlacht feige benommen hatten.

Der Bürgermeister hatte übrigens wieder einmal alle Hände voll zu thun, weil böse Nachrichten einliefen und er allein die treibende Seele des Ganzen war. Durch Kundschafter wurde nämlich die Botschaft von einer großen Ansammlung von Reitern und Landsknechten an der Elbe übermittelt. Das Gerücht ging, daß mit schwedischem Gelde in Lüneburg, Hamburg, Rostock und anderen Städten, Truppen geworben würden und ein Anschlag auf Lübeck ausgeführt werden solle. Da überdies dem Rathe von verschiedenen Seiten Warnungen zugingen, wurden die Wälle der Stadt mit Geschützen besetzt und Alles vorbereitet, um einen Angriff abschlagen zu können. Tinnappel sah mit großer Sorge den kommenden Tagen entgegen und ein Stein fiel ihm von der Brust, als er die unzweifelhafte Gewißheit erlangte, daß alle Muthmaßungen sich in einer falschen Richtung bewegt hatten. Der Herzog von Mecklenburg warb die Truppen an, um, wie sich herausstellte, damit gegen Rostock zu ziehen.

Nach mehreren geheimen Unterredungen mit seinem Vertrauten Kunstmann ließ Tinnappel eines Tages

Friedrich Lüneburg zu sich rufen. Erwartungsvoll folgte dieser der Einladung. Der Bürgermeister war ernster als gewöhnlich, es schien ihn irgend ein bestimmter Gedanke eingehend zu beschäftigen, dem er nicht Ausdruck geben wollte oder mochte. Mit müder Stimme redete er den jungen Mann an:

„Ein besonderer Beweis meines Vertrauens soll Dir zu Theil werden. In wenigen Tagen wird unsere Flotte wieder in See stechen und ich selbst werde mich an Bord des Admiralschiffes befinden. Zuverlässige Leute kann ich in meiner Umgebung gebrauchen, daher gedachte ich Dich mit mir zu nehmen."

„Mit Freuden folge ich Euch, Herr Bürgermeister. Eure Gegenwart wird im Kampfe meinen Arm stählen."

Tinnappel fuhr fort:

„Dieses Mal will ich, so Gott mir seinen Beistand leiht, eine Entscheidung erzwingen. Entweder siegen wir und die weißrothe Hansaflagge herrscht wieder auf der Ostsee, oder wir unterliegen und dann, ja dann ist auf unabsehbare Zeit unsere frühere Größe versunken und Niemand weiß, ob sie jemals wieder aus den trügerischen Fluthen emporsteigen wird. Im Laufe der letzten Jahre —" er schien mehr für sich selbst als zu dem Anderen zu sprechen — „habe ich manche Hoffnung zu Grabe getragen. Wird mir auch der letzte Rest von Zuversicht genommen, nun so wäre es besser, ich sähe niemals die stolzen Thürme unserer Stadt wieder, welche als Zeugen glorreicher Macht

noch Jahrhunderte hindurch auf ein gedemüthigtes Geschlecht herabschauen werden."

„O, Herr Bürgermeister," sprach Friedrich warm, „muß ich, der Jüngere, Euch jetzt Muth zusprechen? Unter Eurer Führung, ich weiß es, wird die Flotte Wunder der Tapferkeit verrichten und der Kühne erringt sich endlich auch den Erfolg."

„Wir wollen es hoffen," war die Antwort. „Macht Euch bereit zur Fahrt. Bei günstigem Winde lichten wir übermorgen die Anker. Von meiner Absicht, die Schiffe zu begleiten, soll bis dahin Nichts verlautbaren. Nur Kunstmann weiß darum, er hat von mir Anweisungen erhalten, für den Fall, daß ich nicht zurückkehren sollte."

Er winkte mit der Hand zum Abschiede und Friedrich ging gepreßten Herzens hinaus. Wenn sein kraftvoll jugendlicher Sinn auch die plötzliche Muthlosigkeit des bewährten Mannes nicht ganz begreifen konnte, so legten sich die Aeußerungen desselben doch bleiern auf seine Seele und bedrückten ihn um so schwerer, als gerade Tinnappel sonst hoffnungsfreudig gewesen war, wo alle Anderen verzagten. Er überdachte noch einmal die Ereignisse der letzten Monate und rief sich die jetzt oft widerspruchsvollen Handlungen des Bürgermeisters in's Gedächtniß zurück. Mit dem Manne war jedenfalls eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, deren Grund nicht allein in den Verhältnissen liegen konnte.

Friedrich hätte seine trüben Gedanken wohl noch

weiter verfolgt, wenn er nicht Gotthard begegnet wäre, dessen freudestrahlendes Gesicht nicht so recht zu seiner eigenen Stimmung passen wollte. Aber der Freund drängte ihm seine Begleitung auf und zwang ihn sogar, mit in den Rathsweinkeller hinabzusteigen. Trotz seiner Zerstreutheit fiel ihm das außergewöhnlich aufgeräumte Wesen Gotthards auf und er fragte nach dem Grunde seiner Fröhlichkeit.

Gotthard erröthete und zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann aber sprach er:

„Vor Dir will ich kein Geheimniß haben. Du weißt, daß ich früher der Tochter des Bürgermeisters eine warme Zuneigung entgegenbrachte. Jetzt ist sie die Gattin des dänischen Ritters und es wäre eine Thorheit, noch länger an sie zu denken.“

„Du sprichst sehr vernünftig,“ stimmte Friedrich ihm bei. „Deine gute Laune entspringt aber sicher nicht der lobenswerthen Entsagung. Ich muthmaße, daß der nothwendige Verzicht auf Berthas Besitz nur die Einleitung zu einer neuen Liebe bedeutet.“

„Ja, Freund, so ist's,“ erwiderte der Chronist und stürzte einen Becher Wein hinunter.

„Nun, darf man wissen, welchem Fräulein Du jetzt Deine Huldigungen entgegenbringst?“

„Der Tochter des Doctor Quasius.“

Friedrich sah überrascht und zweifelnd auf den Freund, der seinen Blick lächelnd aushielt.

„Ich glaube wohl, daß diese Nachricht Dich in Erstaunen setzt, mein Friedrich. Hatte doch Niemand

von uns früher eine Ahnung, daß der Astrologe überhaupt eine Tochter besäße.“

Er erzählte dem Aufhorchenden die Lebensgeschichte des Doctors und das merkwürdige Erscheinen Käthchens.

„Du solltest sie nur sehen und hören,“ schloß er begeistert. „Man weiß wirklich nicht, ob der Reiz ihrer Erscheinung oder der Wohllaut ihrer Stimme mehr zu bewundern ist. Ein herrliches Mädchen, das seinesgleichen nicht in ganz Lübeck findet.“

„Natürlich, wer wollte daran auch zweifeln,“ spottete Friedrich. „Früher war es Bertha, jetzt ist's eine Andere. Ich bin neugierig, wer die Dritte sein wird.“

„Pfui,“ entgegnete Gotthard beinahe ärgerlich. „Du solltest mich doch genügend kennen, um von mir eine bessere Meinung zu haben. So leicht fange ich nicht Feuer. Wenn ich Käthchen nicht zur Frau bekommen kann, dann will ich mein ganzes Leben hindurch Hagestolz bleiben.“

„Brav gesprochen,“ pflichtete Friedrich bei. „Es fragt sich nur, was Vater und Tochter zu Deiner Ansicht sagen. Und außerdem dürfte die Meinung Deiner Eltern doch auch noch in Frage kommen. Ob sie einer Verbindung mit diesem Mädchen beistimmen, erscheint mir zum mindesten zweifelhaft.“

„Du quälst mich heute. Weshalb sollten sie dem Glück ihres Sohnes im Wege stehen? Der Doctor erkennt Käthchen als seine rechtmäßige Tochter an und

vermacht ihr sein nicht unbeträchtliches Vermögen, wie ich aus seinen Aeußerungen vernommen habe. Meine Eltern, sowie er, dem ich sie zugeführt, werden ihre Einwilligung nicht versagen. Anders steht es mit dem Mädchen selbst. Ob sie meine Liebe erwidert, vermag ich nicht zu ergründen. Die wenigen Male, welche ich sie bisher sehen und sprechen durfte, habe ich keine Sicherheit darüber erhalten. Mit rührender Sorgfalt beobachtet sie den langentbehrten Vater und sucht ihm jeden Wunsch von den Lippen abzulesen. Die Beiden sind so vollständig von einander in Anspruch genommen, daß jeder Dritte nur als Störenfried erscheint. Ich verweile deshalb auch immer nur kurze Zeit in dem Hause des Doctors und gehe fort, um in gespannter Erwartung der Stunde zu harren, welche mir wieder den Anblick der Geliebten gewähren soll."

„Ich will Dir einen guten Rath geben," sagte Friedrich. „Meide das Haus einige Wochen und, wenn Du alsdann zum ersten Male wieder vor sie hintreten wirst, kannst Du aus ihren Augen lesen, ob sie Dich vermißt hat oder nicht."

Gotthard seufzte:

„Dein Rath ist so übel nicht, aber mir wird es schwer werden, ihn zu befolgen."

„Nimm Dir ein Beispiel an mir. Ich darf mich der Geliebten nicht nähern und ihr Vater hält in beinahe unbegreiflichem Starrsinn daran fest, seine Tochter niemals einem Sprossen der Geschlechter zu vermählen. Dennoch hoffe ich auf die dereinstige Er-

füllung meines Herzenswunsches. Seitdem ich weiß, daß Susanna mich liebt und treu zu mir hält, fürchte ich Nichts mehr."

„Ja, hätte ich diese Gewißheit Käthchen gegenüber, so würde auch ich geduldig eine Trennung ertragen."

„Handle, wie ich Dir sagte, und bald wird Dir Gewißheit werden."

Gotthard schenkte sich den Rest des Weines ein: „Versuchen will ich's. Ob ich aber standhaft bleibe, erscheint mir noch nicht ganz sicher."

Friedrich lachte:

„Du kannst in der Zwischenzeit Deiner Chronik alle Liebesseufzer anvertrauen. Das erleichtert Dein Herz und Du verschaffst Deiner Zukünftigen damit gleichzeitig die Unsterblichkeit. Die kommenden Generationen mögen sich daran ergötzen, und manche zarte Frauenseele wird noch nach Hunderten von Jahren von heimlicher Wonne erbeben bei dem Blatte, welches von der innigen Liebe Gotthards und Käthchens erzählt."

Gotthard erhob sich:

„Du bist heute in unausstehlicher Laune. Laß uns gehen, vielleicht wirst Du draußen, in der frischen Luft, vernünftiger."

Lächelnd schob Friedrich seinen Arm unter den des Freundes und sagte beim Hinausgehen: „Hoffentlich bin ich der Erste, welchem Du Deine glückliche Braut zeigst. Ich gönne Dir aus treuester Seele die baldige Erfüllung Deiner Wünsche."

XXX.

Wenige Tage darauf segelte die lübeckische Flotte nach Falsterbo. An Bord des Admiralschiffes „Morian“ befanden sich Tinnappel und Friedrich. Nachdem sie einen Tag vor dem Eingang in den Sund gekreuzt, stießen die dänischen Schiffe zu ihnen. Die vereinigte Flotte fuhr bei günstigem Südstwest an der schwedischen Küste hinauf, um den Feind aufzusuchen. Zwischen Oeland und Gothland kamen die Schweden in Sicht. Tinnappel brannte vor Begierde, den Kampf zu beginnen und der dänische Admiral stimmte ihm bei. Nach einer fürchterlichen Kanonade, welche im Ganzen aber wenig Schaden anrichtete, zogen die Schweden sich wieder in den Bereich ihrer Felsenklippen zurück, wohin ihnen zu folgen Thorheit gewesen wäre.

Eine Kugel hatte den dänischen Unteradmiral, einen Edelmann aus vornehmer Familie, getödtet. Da Gothland nicht weit entfernt war, beschlossen die Dänen ihn in Wisby ehrenvoll zu bestatten. Die Lübecker waren unwillig über die Verzögerung, mußten sich aber schließlich fügen. So warf denn

die vereinigte Flotte auf der offenen Rhede von Wisby Anker. Der Statthalter Niels Bilde schickte einen Boten an den Admiral und ließ ihm sagen, daß nach dem Urtheile Wetterkundiger ein Sturm im Anzuge sei, er möge daher lieber mit seinen Schiffen die offene See aufsuchen, in der Nähe des Landes drohe ihm Gefahr. Der Admiral antwortete, daß er allein wisse, was er zu thun habe. Tinnappel sah mit sorgenvoller Stirn die Zurüstungen zur Beerdigung und lehnte die Betheiligung daran schroff ab. Er wolle mit seinen Leuten auf den Schiffen bleiben und nicht um eines Todten willen zahllose andere Menschenleben opfern. Die Dänen spotteten über seine Aengstlichkeit und erwiderten, dann konnten sie ja ihren Edelmann auch ohne die Lübecker zu Grabe tragen. Sie begaben sich darauf an das Land und ließen auf ihren Schiffen nur die nothwendigste Besatzung zurück.

Eine bleierne Schwüle ruhte auf dem Wasser, kein Lüftchen rührte sich, im Westen aber stieg langsam eine dunkle Wolkenbank in die Höhe und verdeckte die untergehende Sonne. Der Bürgermeister schritt unruhevoll auf dem Oberdeck seines mächtigen Schiffes einher, während Friedrich den Blick nach dem nahen Lande hinüberschweifen ließ. Durch die stille Abendluft schallte der helle Ton der Kirchenglocken Wisbys deutlich herüber, der letzte Sonnenstrahl vergoldete die zahlreichen Spitzen der Thürme und aus den Wiesengründen der Umgebung der

Stadt hob sich allmählich der Abendnebel empor. Das Auge des jungen Mannes ruhte träumerisch auf dem friedlichen Bilde. Ihm war es um das Herz so weich, er wußte selbst nicht, weshalb. Plötzlich schrak er auf, ein dumpfes Grollen tönte an sein Ohr. Er wandte den Blick nach der anderen Seite und sah in der Ferne das Zucken der Blitze. Doch mehr noch als das nahende Gewitter fesselte ihn in diesem Augenblick der Bürgermeister.

Tinnappel stand hochaufgerichtet, das Haupt entblößt, und schaute gen Westen. Seine Züge waren von steinerner Unbeweglichkeit, wie aus Erz gegossen hob sich die Gestalt vo.. dem dunkelnden Himmel ab. Nur wenn der Widerschein eines Blitzes sein fahles Licht über die Umgebung ausgoß, schien Leben in sie zu kommen. Friedrich erhob sich, weil ihm die Ruhe des Bürgermeisters unheimlich wurde, und trat einige Schritte auf ihn zu. Da wandte Jener ihm sein geisterbleiches Gesicht entgegen, und sprach dumpf mit der Hand auf das Meer deutend: „Dort naht das Ende.“

Erschüttert durch das merkwürdige Wesen des sonst der Gefahr nicht achtenden Mannes, sagte Friedrich: „Ja, das Gewitter zieht herauf, aber unsere Ankerketten werden schon aushalten.“

Der Bürgermeister fuhr mit der Hand über die Augen: „Du weißt nicht, was ich sah. In Kopenhagen auf der Rhede, im Sonnenschein des hellen

Tages ward mir eine Kunde, die sich jetzt erfüllen soll. Doch genug davon!" -- er raffte sich jetzt gewaltsam empor: „So lange ich lebe, werde ich meine Pflicht thun!"

Die schrillen Bootspfeifen ertönten, kurze Befehle wurden ertheilt, auf den lübeckischen Schiffen regte sich Alles, um der Gefahr des Gewittersturmes zu begegnen, während die wenigen auf der Flotte zurückgebliebenen Dänen rathlos umherliefen: ihre Führer waren alle in Wisby, zur Beerdigung des gefallenen Unteradmirals.

Ein Windstoß jagte jetzt über die See daher und rührte das Wasser auf. Die Schaumkronen der Wellen folgten sich schneller und schneller. Darauf trat eine kleine Pause ein, es war, als wollte das Unwetter noch einmal zögern, bevor es zum vernichtenden Schlage ausholte. Und dann brach es los! Ein wüthender Sturm tobte gegen die Schiffe an, welche wie federleichte Bälle hin- und hergeschleudert wurden, Blitz auf Blitz fuhr hernieder, das Krachen des Donners mischte sich in das Heulen der Windsbraut, die Masten stöhnten unter dem Druck und die umhergezerrten Ankerketten klirrten dazwischen: eine grausige Musik, ganz dazu angethan, auch das Herz des unerschrockensten Seemannes mit Furcht zu erfüllen.

Friedrich hielt sich unmittelbar neben dem Bürgermeister an der Strickleiter eines Mastbaumes fest. Er bedurfte seiner ganzen Kraft, denn mehrere Male

wurde das Stampfen des Schiffes so arg, und der Wogengischt schäumte mit solcher Gewalt über das hohe Deck, daß er in Gefahr gerieth, hinabgeschleudert zu werden. Die inzwischen eingetretene völlige Dunkelheit und das Herabstürzen von zersplitterten Raaen machte die Lage der Menschen dem entfesselten Elemente gegenüber noch schwieriger. „Herr Gott,“ betete Friedrich leise, „nur eine Stunde gieb den Ketten, welche uns halten, verdreifachte Festigkeit.“

Doch seine Bitte verhallte ungehört. Der „Morian“ bäumte sich auf wie ein scheues Pferd, dessen Zügel dem Reiter entglitten sind, ein kurzer, scharfer Ruck, und die Ketten hatten der Gewalt des Sturmes nicht länger widerstanden.

Ein Angstschrei aus hunderten von Kehlen durchbrach das Getöse des Wassers und das Heulen des Windes, das Schiff rollte hülflos vor den jetzt von der Seite darüber hinbrechenden Wogen. Noch einmal hob es sich empor, dann krachte es fürchterlich in allen Fugen und barst auseinander. Das stolze Fahrzeug war auf eine Klippe in der Nähe des Strandes geschleudert worden, die Fluthen begruben seine Trümmer und mit ihnen das Leben zahlloser wackerer Männer . . .“

Friedrich Lüneburg erwachte aus dumpfer Betäubung. Langsam richtete er sich auf, die Glieder schmerzten ihn, er mußte einen Augenblick überlegen, wo er eigentlich war. Richtig, ein harter Gegenstand hatte ihn niedergeschmettert und ihm die Besinnung

geraubt. Aber er fühlte jetzt festen Boden unter den Füßen, also war er von den Wellen an das Land geworfen. Ein Gedanke durchzuckte ihn plötzlich mit entsetzlicher Angst: der Bürgermeister, lebte er noch oder war er todt?

Er sprang auf und blickte in der fremden Umgebung umher, soweit das Licht der Blitze sie erleuchtete. Sein geübtes Auge erkannte mehrere Gegenstände, welche dem „Morian" entstammten, und dort, wenige Schritte seitwärts zwischen Trümmern, lag die leblose Gestalt eines Mannes. Er eilte hinzu und kniete mit einem Aufschrei nieder: das Blut Tinnappels rieselte aus einer tiefen Kopfwunde auf die nasse Erde. Vorsichtig bettete Friedrich das Haupt des schwer Verletzten in seinen Schooß und versuchte den entfliehenden Strom des warmen Lebens zu hemmen. Und es schien ihm zu glücken, denn plötzlich öffnete der Bürgermeister die Augen und mit matter Stimme fragte er: „Wo bin ich?"

„Auf dem festen Strande Gothlands, in den Armen Eures Friedrich," lautete die Antwort."

„Gott sei gelobt, daß Du lebst," sagte er leise. „Aber die Flotte, der Stolz Lübecks, ist vernichtet. Ich wußte, daß es so kommen würde. Unser Geschick war in den Sternen geschrieben, der Glanz der Hansa verbleicht."

Er stützte sich auf seine Arme und versuchte mit Hülfe Friedrichs aufzustehen. Aber stöhnend sank er zurück:

„Ich sterbe einen unrühmlichen Tod, o, wäre es mir doch beschieden gewesen, unter dem Donner der Kanonen mein Blut zu vergießen, während der Sieg sich an die weiß-rothe Flagge heftete. Aber es sollte nicht sein. Umsonst habe ich mit unsichtbaren Gewalten gestritten, vergebens war mein Streben. Wie sagte doch Kunstmann, der Kluge: einem morschen Körper kann keines Menschen Wille neues Leben einhauchen. Grüße ihn von mir, wenn Du unserer theueren Vaterstadt die Trauerbotschaft überbringst, und sage ihm, daß er Recht behalten hat. Und dann, Friedrich, grüße mein Weib und meine Tochter, Susanna, die Hülflose, schütze mit Deinem starken Arm und sei ihr ein treuer Gatte. In dem Augenblicke, welcher mich vor den Thron Gottes ruft, will ich den Geschlechtern nicht länger grollen. Sie haben nicht mehr gefehlt, als wir Alle, und wir Alle fehlten nur für die Ehre Lübecks und der Hansa."

Friedrich konnte seinen Thränen nicht länger gebieten; mit schluchzender Stimme rief er: „Ihr dürft nicht sterben! Ihr müßt leben!"

Der Bürgermeister stöhnte wieder im Schmerz und seine Worte klangen abgerissen und leiser.

„Ich darf nicht sterben, sagst Du? Wohl mir, daß ich den Untergang der Hansa nicht mehr erlebe. Aber, weißt Du, mit prophetischem Geiste sehe ich in die Zukunft. Dunkel und traurig lastet das Schicksal auf unserem Volke Jahrhunderte hindurch. Dann wird es tagen und die Sonne wieder in hellem

Glanze über Deutschlands Gefilden strahlen. Ich sehe die weiß-rothe Flagge von Schiffen wehen, welche kühn das Meer durchfurchen . . . eine neue Zeit bricht an . . . Hörst Du die Glocken? sie läuten das Morgenroth ein . . . Friedrich Barbarossa steigt aus dem Kyffhäuser empor . . . mein Auge wird dunkel . . Herr, in Deine Hände . . ."

Die letzten Flüstertöne erstarben auf den erkaltenden Lippen und eine große Seele war ihrer irdischen Hülle entflohen. Friedrich stand schmerzbewegten Herzens an der Leiche desjenigen Mannes, der mit der Gewalt seiner kraftvollen Persönlichkeit allein das drohende Schicksal hätte bezwingen können.

Um ihn her aber brauste der Sturm, der Donner rollte und die Wogen des aufgeregten Meeres sangen ihr mächtiges Lied durch die Nacht, als wären sie der Vernichtung froh, welche sie auf ihren schäumenden Kronen dahergetragen. Und dann prasselte der Regen in Strömen vom Himmel herab und hüllte das entsetzliche Elend in undurchdringliches Dunkel.

XXXI.

In dem Hause des Doctor Quasius hatte sich in der letzten Zeit Manches geändert. Der Hausherr weilte selten in dem Laboratorium, sondern saß bei dem schönen Sommerwetter häufig auf einer Bank des Gartens, um immer wieder den Erzählungen aus dem Munde der Tochter zu lauschen. Hundertmal wohl mußte sie ihm bestätigen, daß ihre Mutter nur liebend seiner gedacht und die Schuld seines Ausbleibens widrigen Umständen und den Ränken der Verwandten zugeschrieben habe. Wenn Materna, — so nannte er das Mädchen am Liebsten —, neben ihm saß, den Arm um ihn geschlungen, und ihr Köpfchen an seine Schulter lehnte, während der treue Hund zu ihren Füßen lag, dann versanken alle trüben Erinnerungen vor dem traulichen Glücke der Gegenwart und er dankte innerlich dem Schöpfer, daß seine Tochter trotz aller Fährnisse eine reine keusche Blüthe geblieben, deren Duft sich jetzt erst voll entfalten konnte.

Nur eine Person gab es, welche anfänglich mit der Wendung des Geschickes unzufrieden gewesen war.

Die alte Haushälterin hatte geglaubt, daß nunmehr das Ende ihrer unumschränkten Herrschaft im Hause angebrochen sei und war einige Tage umhergegangen, als trüge sie in sich einen Krater, dessen Ausbruch jeden Augenblick erfolgen könnte. Vor dem sonnigen Lächeln Maternas aber war ihr Groll allmählich hinweggeschmolzen und jetzt suchte sie sich in kleinen Aufmerksamkeiten gegen das Mädchen zu überbieten, so daß der Doctor ihren Uebereifer häufig zügeln mußte.

Vater und Tochter achteten heute in eifrigem Gespräche nicht darauf, daß Jemand das Haus betreten hatte und gefesselt von dem anmuthigen Bilde, welches sich ihm darbot, am Pfosten der in den Garten führenden Thüre lehnte. Gotthard hatte den Rath des Freundes befolgt und beinahe vierzehn Tage seine Besuche ausgesetzt. Jetzt aber hielt es ihn nicht länger, er mußte Materna sehen und von ihren Lippen sein Schicksal hören. Die Aufregung ließ ihn noch bleicher als sonst erscheinen. Als er nach längerem Zaudern endlich näher trat, sprang der Hund auf und umkreiste ihn mit lautem Freudengebell. Kaum konnte er sich der stürmischen Liebkosungen des mächtigen Thieres erwehren.

Der Dc·+or rief den Hund zur Ruhe und streckte dem jungen Manne mit herzlicher Freude die Hand entgegen:

„Seid mir willkommen nach langer Abwesenheit.

Weshalb habt Ihr uns so lange gemieden? Ihr seid doch nicht krank gewesen?"

Er musterte prüfend die Züge des vor ihm Stehenden, während Materna vor dem merkwürdigen Blicke, mit welchem der Ankömmling sie betrachtete, ihre Wimpern zu Boden senkte.

Auf die Aufforderung des Doctors, sich neben sie auf die Bank zu setzen, antwortete Gotthard:

„Gestattet mir vorerst, ein Wort mit Euch allein zu reden. Es betrifft eine Sache von höchster Wichtigkeit für uns Beide."

Das Mädchen erhob sich, um sich zu entfernen, und der Doctor rief ihr nach, sie möge für einen kühlen Trunk sorgen, nach einem Geschäfte werde derselbe doppelt gut munden. Dann wandte er sich an Gotthard, der mit seinen Augen die entschwindende Gestalt verfolgt hatte: „Nun, mein junger Freund, erleichtert Euer Herz. Was ist's, das Euch so wichtig erscheint?"

„Ich zage davor, es Euch mitzutheilen," war die Antwort, „und doch muß es sein, wenn ich das Gleichgewicht meiner Seele wiederfinden soll. Seitdem Ihr mir Eure Vergangenheit erzählt, hat mich Tag und Nacht der Gedanke an Eure Tochter beschäftigt. In unablässiger Sorge zermarterte ich meinen Kopf, auf welche Art ich wohl die Verlassene auffinden und an Eure Brust legen könnte. Ein glücklicher Zufall führte mir das Mädchen entgegen, als ich schon daran verzweifelte, die rechte Spur zu entdecken. Und als

sie vor mich hintrat, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, und ich in die unergründliche Tiefe ihrer Augen meinen Blick hinabtauchen durfte, da durchrieselte mich ein Wonnegefühl, wie ich es früher niemals empfunden. Eine Leidenschaft ist in meinem Herzen riesengroß erwachsen, der ich nicht mehr zu gebieten vermag, darum bitte ich Euch innig, gebt mir Materna zum Weibe."

Der Doctor schwieg und sah einen Augenblick zur Erde. Dann hob er sein ernstes Antlitz empor und sprach mit bewegter Stimme: „Wenige Wochen erst war mir das Glück vergönnt, nach welchem ich mein ganzes Leben geschmachtet. Und jetzt wollt Ihr mir diejenige schon wieder rauben, deren Anblick meine einzige Freude ist? Laßt mir wenigstens Zeit, damit ich mich an den Gedanken einer neuen Trennung gewöhnen und die Sache reiflich überlegen kann, bevor ich mich entscheide."

„Herr Doctor, ich ertrage die Ungewißheit nicht länger. Wenn Ihr mir Euer Haus nicht verschließen wollt, so gewähret meine Bitte."

Quasius runzelte die Stirn. „Ich habe die trüben Erfahrungen meiner Jugend nicht vergessen. Niemals, versteht mich recht, niemals werde ich auf Materna einen zwingenden Einfluß ausüben. Ihrem Herzen allein überlasse ich die Entscheidung. Fällt sie zu Euren Gunsten aus, nun gut, dann will ich nicht hart sein und Euch Beiden nicht widerstreben. Beantwortet mir offen und ehrlich die Frage, ob Ihr

auch nur den geringsten Anhalt dafür habt, daß Ihr mehr für sie seid, als ein Freund, dem man dankbare oder wohlwollende Empfindungen entgegenbringt."

„Nein," sagte Gotthard leise, „ich habe Materna nur in Eurer Gegenwart gesehen und gesprochen. Kein Zeichen hat mir verrathen, ob sie eine wärmere Zuneigung für mich hat."

Etwas freundlicher erwiderte der Doctor: „Eure Antwort ist ehrlich, wie ich sie von Euch auch nicht anders erwartet hatte. Damit Ihr aber seht, daß auch ich offen handle, werde ich in Eurer Gegenwart das Mädchen nach ihrem Willen fragen."

Als Gotthard eine Bewegung machte, setzte er schnell hinzu: „Auch ich will wissen, wie es um sie steht. Kein Wort komme über Eure Lippen, ich werde mein einziges Kind prüfen. Die Antwort, welche sie mir giebt, soll Euch Genüge sein."

Er stand auf und machte dem jungen Manne ein Zeichen, ihm zu folgen. Gotthard hielt ihn zurück:

„Herr Doctor, Eines gebe ich Euch noch zu bedenken. In den Sternen habt Ihr unser Schicksal gelesen und Euer Mund sprach: die Sterne lügen nicht. Wollt Ihr die Weisheit, welche dort oben am ewigen Himmel geschrieben steht, durch Menschenwitz verleugnen?"

„Kommt," sagte der Doctor rauh, „und achtet auf die Worte des Vaters, der zu seinem einzigen Kinde spricht."

Materna betrat etwas erstaunt über die ernsten

Mienen der beiden Männer das Laboratorium. Ohne Umschweife begann der Doctor: „Seitdem Du hier in meinem Hause weilst, meine Tochter, habe ich alle Falten Deines Herzens durchforschen dürfen und in Deiner reinen Seele wie in einem klaren Spiegel gelesen. Ich sah, daß in dem Beisammensein mit dem lange entbehrten Vater Dir dieselbe Befriedigung ward, welche mich erfüllte. Du glaubtest sicherlich gleich mir, dieser Zustand werde jetzt immer dauern und mir den Abend meines einsamen Lebens verschönen. Du irrtest und ich täuschte mich. Mit ungestümer Hand will man uns wieder trennen. Dieser junge Mann, den ich sonst hochschätze, begehrt Dich zum Weibe. Willst Du ihm folgen, so sprich es aus, kein Hinderniß wird Dir von meiner Seite in den Weg gelegt werden. Aber bedenke, daß Dein Vater, dessen Eins und Alles Du bist, künftig einsam wie früher durch sein jetzt doppelt verödetes Haus schreiten würde."

Er schwieg und sah seitwärts um den Augen der Tochter nicht zu begegnen. Gotthard wollte reden, er wollte sagen, daß dies Thorheit sei, er bliebe ja mit Materna in der Stadt und sie würden gemeinsam ihm die Falten von der Stirn scheuchen, — aber er brachte kein Wort hervor, der Anblick des Mädchens schnürte ihm die Kehle zu.

Materna erröthete und erblaßte, ihr Busen hob und senkte sich in schnellen Athemzügen, ihre Blicke irrten hilfesuchend von Einem zum Andern. Da flog es über ihr Antlitz wie ein verklärendes

Leuchten. Sie trat auf Gotthard zu und streckte ihm die Hand entgegen:

„Verzeiht mir, wenn ich Euch in diesem Augenblicke kränken muß. Ich wüßte keinen Menschen auf der ganzen Welt, der mir lieber wäre als Ihr, mit einer einzigen Ausnahme. Soll ich ihn verlassen, den Vater, der nach zwanzig Jahren unsäglichen Herzeleides endlich mit mir vereinigt wurde? Ich müßte die Gefühle der Ehrfurcht und Kindesliebe verleugnen und ihm mit schreiendem Undank lohnen, der für mich sein Leben dahingeben würde, wäre es nothwendig. Jede andere Regung muß hier schweigen." — Sie warf sich dem Vater an die Brust: „Bei Dir will ich bleiben, mit Dir will ich Freude und Leid theilen allezeit."

Mit einem unterdrückten Jubelruf preßte der Doctor sein Kind an sich: „Ich wußte ja, daß Du nicht anders handeln konntest."

Finsteren, aber doch feuchten Auges schaute Gotthard auf die Beiden: „Meine Gegenwart ist hier überflüssig. Ich werde gehen, um eine Hoffnung ärmer und tausendfache Enttäuschung reicher."

Er wandte sich, doch Quasius, mit einem wunderinnigen Blick auf Materna, hielt ihn zurück:

„Nicht so wollen wir scheiden, mein junger Freund. Der Mann, dem ich in trüber Zeit mein Inneres erschlossen, soll nicht von meiner Schwelle weichen, Unfrieden und Groll im Herzen. Die Handlungsweiser Matenas entspricht nur den ewigen Gesetzen

der Natur, welche der allgütige Schöpfer in die Menschenbrust pflanzte, damit wir darnach handeln sollen. Wer diese heilige Stimme in sich zum Schweigen bringt, der wäre besser nie geboren. Eine gute Tochter aber wird dereinst ihrem Manne auch eine treue Gattin sein. Laßt uns Freunde bleiben und verkehrt in meinem Hause, wie ehedem. Denkt Ihr später ebenso, wie heute, so könnt' Ihr über's Jahr noch einmal dieselbe Frage stellen. Vielleicht fällt die Antwort alsdann günstiger aus als heute. Was meinst Du, Materna?"

Das Mädchen wurde dunkelroth und flüsterte: „Auch ich bitte Gotthard, unser Haus zu besuchen, so oft es ihm gefällt."

Der junge Mann wußte nicht wie ihm geschah. Von tiefer Betrübniß eben noch erfüllt, hob sich jetzt seine Brust wieder in freudiger Zuversicht. Und als Materna ihm wieder, ohne von des Vaters Seite zu weichen, die Hand entgegenstreckt, da kniete er nieder und drückte einen Kuß darauf:

„Ihr seid ein Engel, Materna, und gebt mir in einem Augenblicke mehr, als ich hoffen durfte."

Heiter schaute der Doctor auf ihn herab: „Ein neues unsichtbares Band verknüpft uns. Wird es stark genug sein, um ein ganzes Jahr zu halten? Wir werden's hoffentlich erfahren. Nun aber, mein liebes Kind, hole den Trunk herbei, den ich vorhin bestellte. Gotthard wird mir die Bitte nicht abschlagen,

wenn ich ihn ersuche, einen Becher mit uns auf die fröhliche Zukunft zu leeren."

Und Gotthard zeigte sich durchaus nicht hartherzig. Er blieb noch ein Stündchen und ließ seine Augen öfter nach dem Mädchen hinüberschweifen, als dieser angenehm zu sein schien. Denn sie senkte jedesmal, sowie ihre Blicke denen des jungen Mannes begegneten, die Wimpern und erröthete ebenso oft. Als der aber fortging, fühlte er einen warmen Händeruck, und sie litt es, daß er einen langen, recht langen Kuß auf ihre zarten Finger drückte. Und als er endlich draußen auf der Straße stand, fragten sich die Leute verwundert, was aus dem Duckmäuser, dem jungen Höveln geworden sei. Er lächele ja wie ein Trunkener, und das sogar schon am Vormittage, bei hellem Sonnenschein. Ein alter Mann meinte kopfschüttelnd, in seiner Jugend habe man sich ehrbarer benommen und nicht in früher Morgenstunde bereits zu tief in den Becher geguckt.

XXXII.

Wieder flog ein segelgeschwelltes Boot mit der weißrothen Hansaflagge die Trave hinauf und Friedrich Lüneburg lenkte das Steuer mit kraftvoller Hand. Ein Kanonenschuß vom Burgthore meldete die Ankunft des Schiffleins, die Bürger eilten aus den Häusern an das Gestade. Tiefe Wehmuth sprach aus den Zügen des jungen Mannes, als er das Land betrat und dem ihn erwartenden Kunstmann schweigend die Hand reichte.

„Ist es wahr? Ist es wirklich wahr?“ fragte der Secretair angstvoll. „Dunkle Gerüchte drangen zu uns, daß ein fürchterliches Unwetter zahlreiche Schiffe zerschellt und einige Tausend braver Männer in das kühle Grab des Meeresgrundes gebettet habe. Ja, es hieß sogar, unser wackerer Bürgermeister sei schwer verletzt —“

Friedrich unterbrach ihn. „Bartholomäus Tinnappel ist todt, wir haben ihn in der Marienkirche zu Wisby bestattet.“

Kunstmann wandte sich erbleichend zur Seite. „Wie ganz anders war Eure Rückkehr damals, als Ihr die Siegeskunde und mit ihr unermeßliche Beute brachtet! Er stand hier an meiner Seite und bewill-

kommnete mit freudiger Zuversicht den Ueberbringer der frohen Botschaft, er, um dessen Verlust sich die alte Stadt in Trauer hüllen muß."

Er konnte nicht weiter sprechen und eine Thräne rollte seine hagere Wange hinab.

Schweigend gingen die beiden Männer die Straßen hinauf durch die Menschenmenge, aus deren Mitte Wehklagen um die Todten erscholl. Vor dem Rathhause zögerte Friedrich einen Augenblick. Heller Sonnenschein überfluthete die zackigen Giebel und spitzen Thürme und die Marienkirche ragte noch ebenso stolz zum tiefblauen Himmel empor wie früher. Das Glockenspiel ließ gerade beim vollen Stundenschlage einen Choral ertönen und die Glocken der anderen Kirchen grüßten mit ihren ehernen Klängen herüber. Hier war Alles unverändert, Alles, und doch . . . Mit einem tiefen Seufzer folgte Friedrich dem Voranschreitenden durch das hohe Portal vor die Rathsversammlung, welche früher die Geschicke des europäischen Nordens bestimmt hatte und der jetzt die Zügel aus den Händen glitten, um von Anderen ergriffen zu werden. Eine neue Zeit brach herein und ihren schweren Flügelschlägen mußten sich in dumpfer Ergebung die Machthaber der Vergangenheit beugen.

Es war ein ernster Augenblick als Friedrich seine Botschaft beendet hatte und das gemeinsame Unglück die sonst häufig Uneinigen mit denselben eisernen Ketten umschmiedete.

„Videant consules, ne quid respublica detrimenti

capiat," sagte der erste Bürgermeister, während er die Sitzung aufhob. Er selbst glaubte nicht daran, daß Menschenwitz und menschlicher Scharfsinn dem abwärts rollenden Rade Halt gebieten könne. Konnte man den Krieg beenden, ohne noch mehr der Opfer zu bringen, so war es das Beste für den wankenden Staat. Aber der Kampf mußte weiter gefochten werden, der aussichtslose Kampf, bis zur völligen Erschöpfung, wollte man nicht den Hohn der Gegner und der Bundesgenossen, die Verachtung der Neider herausfordern. Die Macht der Verhältnisse zwang auch hier zum Fortschreiten auf dem einmal betretenen Pfade, der mit Blut gedüngt war und dem Abgrunde entgegenführte. Und darin zeigte sich wieder der von den Vätern ererbte Sinn des Bürgerthums, daß Niemand in diesem Augenblicke von Frieden zu sprechen wagte, sondern Jeder nur daran dachte, wie den gewaltigen Schlägen des Schicksals mit trotzigem Muthe begegnet werden könne.

Langsam schritt Friedrich dem Hause zu, in welchem ihn die schwerste Aufgabe des Tages erwartete. Als er die Schwelle betrat und Susanna ihm laut schluchzend an die Brust sank, da zitterte sein Herz und der Mund fand keine tröstenden Worte. Sie zog ihn zur Mutter. Gefaßt empfing diese den Besucher. „Die Kunde davon, daß unser Glück zerschmettert wurde, ward uns vor einigen Augenblicken. Erzählt den Hergang und verschweigt keinen Umstand. Wir wollen Alles wissen."

Friedrich schilderte den Tod des Bürgermeisters und wiederholte die letzten Worte des Sterbenden. Weinend hielten die beiden Frauen sich umschlungen, als er geendet. Bewegt sah er auf das schmerzliche Bild, zögernd, ob er noch mehr sprechen oder sich leise hinwegstehlen solle. Doch plötzlich erhob sich die Mutter Susannens und legte die Hand der Tochter in die seine.

„Der Wunsch meines unvergeßlichen Gemahls möge sich erfüllen. Deinem Schutze, mein Sohn, vertraue ich das Schicksal meiner Tochter. Werdet glücklich und denket jederzeit in Demuth der Stunde, welche Euch zusammenführte."

Unwillkürlich beugten sie die Kniee. „Mutter, gieb uns Deinen Segen."

Feierlichen Tones sprach die alte Frau: „Eine Tochter ist weit über das Meer hin dem geliebten Manne gefolgt. Nicht häufig wird mein Auge sie schauen dürfen. Und derjenige, dessen starkes und edles Herz mir lange Jahre hindurch in Freude und Leid eine treue Stütze war, hat mich verlassen, um niemals wiederzukehren. Ihr Beide sollt fortan den Lebensabend der einsamen Frau verschönen, bis auch sie ihren müden Leib zur ewigen Ruhe bettet, während der Geist vor dem Throne des allmächtigen Gottes das verklärte Antlitz des Dahingeschiedenen schauen wird. Mild lächelnd blickt er von dort auf Euch hernieder, er, der Eurer Vereinigung im Leben widerstrebte und sie im Tode als letztes Vermächtniß den Hinterbliebenen an das Herz legte. Durch meinen

Mund giebt er Euch seinen Segen und er wird ihn nicht von Euch nehmen, so lange Ihr sein Andenken in Ehren haltet.“

* * *

An einem der nächsten Tage folgte Friedrich seinem Freunde in das Haus des Dr. Quasius. Betroffen von dem Liebreize Maternas bat er, sie möge seiner Braut eine Freundin werden. Mit ungekünstelter Freude wurde seine Bitte von Vater und Tochter aufgenommen und Gotthard drückte ihm dankend die Hand. Der Doctor sagte sinnend: „Die Schicksale der Menschen nehmen wunderbare Wege. Materna, die jetzt keine Mutter hat und Susanna, welche den Vater verlor, gehen durch Schmerz geläutert einer glücklichen Zukunft entgegen, an die vor wenigen Monden nur zu glauben vermessen gewesen wäre. Und wie die Schicksale des Einzelnen, so gestalten sich auch in größerem Maßstabe und längeren Zeiträumen die Geschicke der Völker. Neue Geschlechter wachsen empor und finden auf anderen Pfaden das Glück, welches ihre Altvordern verließ, weil der Brunnen, aus dem sie schöpften, versiecht war. Vor einem halben Jahrtausend stand dichter Wald auf dem Boden unserer Stadt. Dann hob sie sich aus kleinen Anfängen heraus und wurde zur Herrscherin des Meeres, dessen äußerste Welle kaum ihren Strand erreichen kann. Zürnend schüttelte die See jene Fesseln ab, die sie ihr auferlegte, und lange wird es dauern, bis sie unter anderen Formen und anderen

Verhältnissen die Blüthe früherer Tage wieder erreicht haben wird. Aber auch diese Zeit muß kommen nach dem ewigen Naturgesetz, welches die eine Schale der Waage hebt, während die andere sich senkt. Darum soll ein Volk niemals verzagen, sondern in das Herz seiner Kinder die Samenkörner legen, aus denen sich der fruchttragende Baum entwickeln kann, wenn wärmender Sonnenschein wieder seine belebende Kraft spendet. Nur Schwächlinge verlieren in Sturm und Nebel den Muth, der kühne Steuermann aber führt sein Schiff mit fester Hand durch Wogenschwall und an Klippen vorbei in den sicheren Hafen."

Als Dr. Quasius also sprach, leuchtete sein Antlitz und mit Bewunderung schauten die jungen Männer auf ihn. Friedrich dachte der Gewitternacht an Gothlands Küste und wie der sterbende Bürgermeister ähnlichen Gedanken Ausdruck gegeben. Und leise sagte er: „Dereinst werden unsere Nachkommen mit Andacht an dem Grabsteine*) des edlen Todten weilen, der fern von seiner Heimat das Leben lassen mußte, und sich an seinem Beispiele stählen, denn er verlor selbst in sinkender Zeit und im Tode nicht den Glauben an die Zukunft seines Volkes."

*) Eine schön gemeißelte Grabsteinplatte und eine in Oel gemalte Gedenktafel bezeichnen noch heute in der Marienkirche zu Wisby die Stätte, wo der Bürgermeister Bartholomäus Tinnappel nach thatenreichem Leben die letzte Ruhe fand.

Ende.

Von **Ernst Jungmann** sind bisher erschienen:

Nordische Herbstblätter, Gedichte. Königsberg i. Pr. Schubert & Seidel 1883.

Skomand, ein Sang aus dem Kampfe des deutschen Ordens gegen die heidnischen Preußen. Königsberg i. Pr. Schubert & Seidel. 2. Auflage 1885.

Tönnies Evers, eine Geschichte aus der Zunftzeit. Lübeck, Max Schmidt, 1888.

[illegible]